

Michael Schönhuth

## Glossar Kultur und Entwicklung

Ein Vademecum  
durch den Kulturdschungel

<b>DEZA</b>	<b>DIREKTION FÜR ENTWICKLUNG UND ZUSAMMENARBEIT</b>
DDC	DIREZIONE DELLO SVILUPPO E DELLA COOPERAZIONE
DSC	DIREZIONE DELLO SVILUPPO E DELLA COOPERAZIONE
SDC	SWISS AGENCY FOR DEVELOPMENT AND COOPERATION
COSUDE	AGENCIA SUIZA PARA EL DESARROLLO Y LA COOPERACION



Deutsche Gesellschaft für  
Technische Zusammenarbeit (GTZ) GmbH



Michael Schönhuth

# **Glossar Kultur und Entwicklung**

**Ein Vademecum  
durch den Kulturdschungel**

**GTZ  
DEZA  
UNIVERSITÄT TRIER**

**Dr. Michael Schönhuth** studierte Soziologie, Ethnologie und Geographie in Marburg und Basel und promovierte anschließend in Freiburg. Vor seiner Habilitation im Fachbereich Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an der Universität Trier arbeitete er an verschiedenen Universitäten und in der freien Wirtschaft. Er ist Mitbegründer der Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungsethnologie und berät seit 1992 staatliche und nicht-staatliche Entwicklungsorganisationen in den Bereichen Partizipation, Organisationsentwicklung sowie Kultur und Entwicklung. Derzeit ist er Privatdozent für Ethnologie an der Universität Trier.

»Trierer Materialien zur Ethnologie«, Ausgabe 4  
April 2005

#### **Herausgeber**

- Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) GmbH  
Postfach 5180, 65726 Eschborn  
<http://www.gtz.de>  
Stabsstelle Unternehmensentwicklung  
Verantwortlich: Dr. Ricardo Gómez, GTZ
- Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit DEZA  
Freiburgstrasse 130, 3003 Bern, Schweiz  
<http://www.deza.ch>  
Fachsektion Soziale Entwicklung  
Verantwortlich: Toni Linder, DEZA

In Kooperation mit: Universität Trier – Fach Ethnologie  
(Trierer Materialien für Ethnologie 5; ISSN 1616-7147;  
verantwortlich: Michael Schönhuth und Christoph Antweiler)

#### **Kontakt in der GTZ**

Ulrike Ebeling  
Politikberaterin Stabsstelle Unternehmensentwicklung  
E-Mail: [Ulrike.Ebeling@gtz.de](mailto:Ulrike.Ebeling@gtz.de)

#### **Redaktion**

Dr. Ricardo Gómez

#### **Layout/Satz**

Oliver Schmitt, 55116 Mainz

#### **Druck**

Druckreif, 60386 Frankfurt

## Vorwort

Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Kultur und Entwicklung hat wieder einmal Hochkonjunktur. Gesucht wird weiterhin eine Erklärung dafür, warum einige Länder sich politisch und wirtschaftlich schneller entwickeln als andere, welche kulturellen Faktoren letztendlich maßgeblich dafür sind und ob der Kulturwandel gefördert werden muss und kann, wenn ja, wie. Wenn Kolonialismus, Dependenz, die Ressourcenausstattung, das Klima und die Geographie, die Qualität von Institutionen und Politik, die Weltmarktintegration usw. als Erklärungsmuster für Entwicklung und Unterentwicklung nicht ausreichen, wenden sich Entwicklungstheoretiker und -praktiker der Kultur eines Landes beziehungsweise einer Region zu, um darin sozusagen »in letzter Instanz« eine Erklärung für das wohl »Unerklärliche« zu finden. Doch eine kulturbezogene Erklärung für Entwicklung ist alles andere als einfach. Die empirische Evidenz ist kontrovers, der Kausalzusammenhang (wenn es denn einen gibt) kann in beide Richtungen verlaufen, es gibt Definitions- und Quantifizierungsprobleme sowohl für »Kultur« als auch für »Entwicklung«. Zudem steht Kultur in »einem hochkomplexen Interaktionsverhältnis mit psychologischen, institutionellen, politischen, geographischen und anderen Faktoren« (Harrison). Darüber hinaus wird der Begriff »Kultur« sehr unterschiedlich verwendet. Und die Diskussion um Kultur (im Zusammenhang mit Entwicklung) ist von gegensätzlichen Meinungen beziehungsweise Perspektiven geprägt.

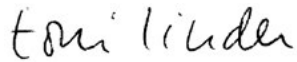
Im Zeitalter der Globalisierung, des unaufhaltsamen technologischen Fortschritts und der grenzenlosen Kapitalmobilität wird auch die Frage kontrovers diskutiert, ob ökonomische und politische Modernisierung und Liberalisierung dazu führen, dass sich Demokratie und Marktwirtschaft westlicher (manche sagen: amerikanischer) Prägung in allen Erdteilen durchsetzt, oder ob vielmehr die Vielfalt der Gesellschaftskulturen und -systeme das Ergebnis der Globalisierung und Modernisierung ist. Noch komplizierter wird die Diskussion, wenn man sich der Frage widmet, welche Werte und Normen konkret gemeint sind? Welche davon befördern, welche behindern Entwicklung? Welche kulturelle Faktoren spielen in welcher Region eine Rolle? Welche in einer anderen? Welche Werte und Einstellungen beeinflussen positiv und welche negativ die Evolution demokratischer und marktwirtschaftlicher Institutionen, wirtschaftliche Entwicklung und soziale Gerechtigkeit?

In Zusammenarbeit mit der Universität Trier haben die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) und die schweizerische Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) mit dem vorliegenden Glossar »Kultur und Ent-

wicklung« den Versuch gewagt, etwas Licht in den Kultur-Dschungel zu bringen. Wir hoffen, dass dieses Glossar für alle von Interesse sein wird, die im interkulturellen Kontext arbeiten.

A handwritten signature in black ink, reading "R. Gómez". The signature is enclosed within a large, sweeping, horizontal oval stroke that starts above the first letter and ends below the last letter.

Dr. Ricardo Gómez (GTZ)

A handwritten signature in black ink, reading "Toni Linder". The signature is written in a cursive, flowing style.

Toni Linder (DEZA)

## Einleitung

»Im Januar 1988 beschlossen meine Frau (eine weiße amerikanische Historikerin der Geschichte Indiens) und ich (ein tamilischer Brahmane, aufgewachsen in Bombay und in den USA zu einem homo academicus verwandelt), gemeinsam mit unserem Sohn, sechs Mitgliedern der Familie meines ältesten Bruders sowie einer Gruppe seiner Kollegen und Angestellten, den Meenaksi Tempel in Madurai zu besuchen.« So beginnt der weltbekannte indo-amerikanische Anthropologe Arjun Appadurai seine persönliche Beschreibung einer modernen transnationalen Erfahrung. Jeder der Akteure verband unterschiedliche Ziele mit der Tempelreise. Appadurais Bruder, der in der Nähe des Tempels seine ersten 20 Lebensjahre verbracht hatte, war gekommen, um Erinnerungen aufzufrischen, alte Freunde zu besuchen und diverse Geschäfte mit privaten Geschäftsleuten abzuwickeln. Gleichzeitig waren er und seine Frau bemüht, auf ihrer Suche nach einer glücklichen Heiratsverbindung für ihre Tochter im Tempel so viele gute Wünsche von so vielen mächtigen Göttern wie möglich zu erhalten. Appadurais elfjähriger Sohn, in Philadelphia aufgewachsen, warf sich tapfer zu Boden, wann immer er darum gebeten wurde, wohl wissend, dass er Praktiken begegnete, die Teil seines kulturellen Erbes darstellten, auch wenn sie ihm teils befremdlich vorkamen. Appadurais Frau wollte Thangam Bhattar wieder sehen, einen Tempelpriester und Hauptinformanten ihrer Jahre zurückliegenden Forschung an diesem Ort. Bhattar sei nicht mehr hier, bekam sie zur Antwort. Er sei derzeit behilflich bei der kulturellen Selbstbehauptung einer indischen Gemeinde in Houston, Texas (vgl. Appadurai 1998: 25 f.).

## Kultur im Globalisierungszeitalter

Was unter Globalisierung zu verstehen ist, seit wann sie stattfindet und was ihre Auswirkungen sind, darüber gehen die Meinungen innerhalb und außerhalb der Wissenschaft auseinander. Weitgehende Einigkeit besteht darüber, dass es in der Gegenwart zu einer in diesem Ausmaß bisher noch nicht da gewesenen weltweiten Verkettung von ökonomischen, sozialen, kulturellen und politischen Aktivitäten kommt, und dass die Interdependenzen und Verknüpfungen an Zahl und Intensität immer weiter zunehmen und auch komplexer werden. Das Netz aus Beziehungsfäden, das früher an die soziale, räumliche und kulturelle Entstehung von Gruppenidentitäten geknüpft war, wird heute für immer mehr Menschen weiträumiger, ortsunabhängiger und vielschichtiger. Die Vorstellung von Kultur als gemeinsamen stabilen Lebensraum, von allen Gruppenmitgliedern gleichermaßen und gemeinsam getragen und an die nächste Generation weitergegeben, trifft

heute immer weniger die Realität von translokal und transnational verbundenen Gemeinschaften. Die Landschaften heutiger Gruppenidentitäten – Appadurai nennt sie Ethnoscapes – sind heute immer mehr enträumlicht. Mediale Vernetzung und globale Mobilität lassen Raumkonstanz schwinden. Traditionelle Werte unterliegen einem immer rascheren Wandel. Kulturelle Randzonen werden wichtiger als Kulturkerne oder -zentren. Hybridität, Transnationalität und Transkulturalität bilden die Grundformen des Prozesses, mit dem die Wissenschaft heute Kultur beschreibt. Und wenn wir schon selbst keine Transmigrationserfahrung mitbringen, so zeigt das Ausmaß der Betroffenheit, das die pazifische Tsunami-Welle Ende 2004 im Westen auslöste, wie durch Touristenströme auch ferne Katastrophen ganz schnell – und nicht nur medial, sondern real erfahren – bis in die eigene Nachbarschaft schwappen können und uns plötzlich angehen. Die Welt wird in solchen Momenten tatsächlich zum Dorf.

In einzelnen Bereichen erfolgt durchaus eine globale Standardisierung. Am deutlichsten wird dies an der »Eine-Waren-Welt«, d. h. der Angleichung eines Teilbereichs des kulturellen Lebens über universelle Bilderwelten, uniforme Muster von Popularkulturen und gleichen Konsumgütern, die von der transnationalen Kulturindustrie und den internationalen Konzernen in alle Weltgegenden transportiert werden (Wagner 2002). Gleichzeitig verdrängt die westliche Kultur nicht einfach die lokale Kultur in anderen Ländern. Entscheidend für den Einbau globaler Konzepte in den lokalkulturellen Diskurs ist deren lokale Anschlussfähigkeit. Sie werden dabei transformiert und uminterpretiert; sie werden globalisiert.

Die Globalkultur stellt keine Kulturschmelze im Sinne einer McWorld dar. Sie ist eher als globales Referenzsystem zu verstehen, ein Fundus für die unterschiedlichsten Strategien der Aneignung, des Widerstandes oder der Interpretation sowie ein Diskussionsforum für die Thematisierung von Unterschieden oder das Aufzeigen von Gemeinsamkeiten. In den Worten von Richard Wilk (1995: 11): »Wir werden nicht alle gleich, aber wir präsentieren und kommunizieren unsere Unterschiede zunehmend auf eine Art und Weise, die einander ähnelt und daher allgemein verständlich ist.«

## **Die Idee hinter dem Glossar**

Vielleicht haben Sie den einleitenden Abschnitt flüssig durchgelesen, vielleicht sind Sie aber auch über den einen oder anderen Begriff gestolpert. Nicht weil Sie ihn nicht schon zimal gehört oder sogar selbst benutzt hätten. Viele der insgesamt dreizehn in diesem Abschnitt als erklärungsbedürftig eingeschätzten und im vorliegenden Glossar definierten Begriffe haben Eingang in die Alltagssprache gefunden. Mit der Globalisierung von Kultur ist auch der wissenschaftliche Kultur-



begriff der Definitionsmacht der klassischen Kulturwissenschaften entglitten. Der Begriffsapparat mit und um Kultur überschreitet Fachgrenzen und hält Einzug in Alltagsdiskurse und in die praktische Politik und Wirtschaft – auch und gerade jenseits der klassischen Felder von Kulturpolitik oder Kulturökonomie. Aber mit dieser grenzüberschreitenden Vermehrung von Kulturdiskursen nimmt auch das Rauschen im kommunikativen Zwischenraum zu, wenn Vertreter unterschiedlicher Disziplinen oder Politikbereiche sich treffen und sich über Kultur unterhalten.

Nehmen Sie folgendes Szenario: Vertreter des Außenministeriums, von staatlichen und nichtstaatlichen Entwicklungsorganisationen, Kulturinstituten, politischen Stiftungen, interkulturellen Weiterbildungsinstitutionen und wissenschaftlichen Forschungs- und Beratungseinrichtungen treffen sich zu einem gemeinsamen hochrangig besetzten Workshop, um Perspektiven für eine konzertierte, möglichst nationale Strategie in Sachen Kultur auszuloten. Was passiert? Eigentlich nichts. Der erhoffte ›Kick-off-Effekt‹ verpufft. Alle reden zum selben Thema und alle reden aneinander vorbei. Natürlich lässt sich über die Gründe spekulieren (übliche Workshopdynamik, politische Legitimationsveranstaltung, schlechtes Briefing ...). Meine These ist, dass die extrem unterschiedliche, aber gleichzeitig selbstverständliche Besetzung des Begriffsfeldes Kultur durch die Teilnehmer aus den verschiedenen Arbeitsfeldern eine produktive Verständigung selbst bei optimalen Randbedingungen massiv erschwert.

Am besten funktioniert Kommunikation, wenn zwei Kommunikationspartner denselben Begriff verwenden und denselben Gegenstand meinen. Schwieriger wird es, wenn sie unterschiedliche Begriffe für denselben Gegenstand haben. Da beginnt die klassische Übersetzungsarbeit. Richtig kompliziert wird es, wenn zwei denselben Begriff verwenden, dabei denselben Gegenstand meinen, aber mit verschiedenen Begriffsfeldern im Kopf operieren, den Begriff also semantisch unterschiedlich besetzen. Die Gefahr ist dabei weniger, dass man sich *nicht* versteht, sondern, dass man sich, ohne es zu merken, missversteht. Die Interaktionspartner gehen davon aus, dass sie sich verstanden haben, und wundern sich, wie im Workshopszenario der Kulturspezialisten, unter Umständen nur, dass so wenig Gemeinsames dabei entsteht. Insofern ähnelt die Situation klassischen interkulturellen Missverständnissen.

Das Glossar möchte dazu beitragen, solche oft nicht erkannten Missverständnisse – zumindest so weit sie sich auf unterschiedliche implizite Begriffsverständnisse im Begriffsfeld Kultur beziehen – zu minimieren. Es will knappe, klärende Antworten geben auf die Frage: »Was genau bedeutet eigentlich dieser Begriff, worauf rekurriert er, wie wird er im Kontext internationaler Zusammenarbeit verstanden und benutzt?«

Das Glossar verdankt seine Entstehung indirekt einer Arbeit, die die ›kulturelle Dimension von Entwicklung‹ für das deutsche Bundesministerium für wirtschaft-

liche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) auf der Höhe aktueller wissenschaftlicher Diskussionen neu zu bestimmen und für die Entwicklungszusammenarbeit fruchtbar zu machen suchte (Schönhuth 2004b). Eines der methodischen Probleme bestand darin, dass der Kulturbegriff und die mit ihm verbundenen Arbeitsfelder zwischen und sogar innerhalb der befragten Entwicklungsinstitutionen unterschiedlich benutzt werden. Dabei reicht die Bandbreite von einer weiten Auslegung von Kultur als Querschnittsthema der Entwicklungszusammenarbeit (EZ), bis hin zu einer bloßen Förderung des ›Kultursektors‹ im Sinne auswärtiger Kulturpolitik. Auch unterscheiden sich mögliche Strategien im Entwicklungsbereich beträchtlich, je nachdem, ob Kultur als vorgegebene, nur indirekt beeinflussbare Rahmenbedingung von EZ verstanden, oder ob sie als Interventionsfeld, Quelle einer vermarktbareren Kulturindustrie bzw. steuerbare Variable zur Herstellung entwicklungsfreundlicher Rahmenbedingungen aufgefasst wird.

### **Für wen dieses Glossar nützlich ist**

Die Ursprungsidee war ein Glossar, das in der deutschsprachigen Entwicklungszusammenarbeit (EZ) tätigen Menschen eine möglichst aktuelle, wissenschaftlich verlässliche, aber gleichzeitig praxisrelevante Referenz bietet, wenn sie im Rahmen ihrer Arbeit auf Begriffe stoßen, die mit Kultur zusammenhängen bzw. in denen Kultur eine wesentliche, oftmals unterschätzte Rolle spielt. In einem entwicklungsorientierten Ethnologiejnstitut entstanden, wurde diese Idee auf deutscher Seite von der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) und auf Schweizer Seite von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) positiv aufgenommen. Beide entschlossen sich zu einer Co-Finanzierung des Projektes.

Inzwischen hat das Glossar seinen Begriffsapparat über die klassischen Grenzen der Entwicklungspolitik hinaus beständig erweitert, um definitorische Hilfestellungen für einen Dialog über Fächer- und Politikbereichsgrenzen hinweg zu geben. Es richtet sich damit an all diejenigen, die mit ›Kultur‹ in ihrer Arbeit zu tun haben und in Situationen agieren, in denen sie ihr selbstverständliches Begriffsinstrumentarium an Schnittstellen außerhalb ihrer eigenen Fach- oder Berufskultur vermitteln und sich mit anderen Kulturverständnissen abstimmen müssen.

Das Glossar spricht deshalb Vertreter von Auswärtiger Kulturpolitik, Kulturinstituten und politischen Stiftungen ebenso an, wie VertreterInnen interkultureller Weiterbildung oder wissenschaftlicher Forschungs- und Beratungseinrichtungen. Auch Studierenden, die sich im Feld interkultureller Beziehungen kundig machen, kann es dabei behilflich sein, im Dschungel der Fachbegriffe nicht verloren zu gehen und vor allem, gemäß des interdisziplinären Anspruchs des Glossars, einen fächerübergreifenden Blick zu behalten.

## Inhalt und Struktur des Glossars

Ein Glossar (von griechisch glossa = Zunge, Sprache) ist seiner ursprünglichen Bedeutung nach ein »seltsames erklärungsbedürftiges Wort« (glossarion) bzw. eine Spruchsammlung (lat.: glossarium). Heute wird es in der Regel für eine Wörterliste benutzt, die im Rahmen von Fachtexten Bedeutungen von erklärungsbedürftigen Wörtern festlegt. In diesem Sinne ist die vorliegende Sammlung mehr als ein bloßes Glossar, denn sie beinhaltet auch weitere lexikographische Informationen, wie Hinweise zur Wortgeschichte, zu aktuellen Verwendungszusammenhängen oder gelegentlich kurze anschauliche Beispiele. Vielleicht wäre sie am besten umschrieben als eine entwicklungsorientierte lexikalische Stichwortsammlung zu Kultur.

Das Glossar baut sich um Begrifflichkeiten herum auf, die im engeren Feld der Entwicklungszusammenarbeit und im weiteren Feld der Internationalen Zusammenarbeit und Kommunikation einen Zusammenhang mit Kultur aufweisen. Der Umfang der Worterklärung variiert dabei mit der Bedeutung und der Erklärungsbedürftigkeit des Begriffs in diesem Kontext, folgt aber in der Regel folgendem Aufbau:

- die Einträge sind alphabetisch gelistet. Bei zusammengesetzten Begriffen folgen sie dem Nomen, es sei denn, es handelt sich um feststehende Begriffe (z. B. »Kampf der Kulturen«) oder englische stehende Begriffe (z. B. »cultural lag«); dann folgen sie dem Anfangsbuchstaben des ersten Wortes.
- alle Einträge werden auf ihren Bezug zu Kultur hin definiert. Geht es also um Begriffe wie Armut, Entwicklung, Fortschritt, Globalisierung oder Partizipation, so interessiert deren allgemeine Definition nur insoweit, als sie auch Hinweise für eine Betrachtung unter dem Aspekt ›Kultur‹ hergibt.
- historische Herleitung oder Entwicklung des Begriffs (wo sinnvoll)
- Verwendungszusammenhang heute (wenn sinnvoll)
- entwicklungspolitischer Bezug (wo vorhanden)
- exemplarisches Fallbeispiel (selten; dort, wo zur Erläuterung notwendig)
- kritische Würdigung/Bewertung (wenn Begriffe bestimmten Schulen, Richtungen oder Ideologien verbunden sind)
- Querverweise auf im Glossar ebenfalls definierte Begriffe, die einen Wortfeld-/Bedeutungszusammenhang haben (mit »►« gekennzeichnet; im Text oder am Ende des jeweiligen Definitionstextes)

Eine Vielzahl von Teil-Definitionen ist direkt oder indirekt wissenschaftlichen Werken oder Fachpublikationen entnommen. Wo wörtlich zitiert wurde, ist dies durch doppelte Anführungsstriche am Zitat Anfang und -ende kenntlich gemacht, bei indirekten oder zusammengefassten Zitaten gleichfalls in der wissenschaftsüblichen Form (»Autor, Jahr, Seitenzahl«) im Text und der jeweiligen Referenz im Literatur-

verzeichnis. Wenn Zitate über Abschnitte hinausgehen, ist dies durch Auslassungsklammern »(...)« gekennzeichnet. Um eine möglichst umfassende Erschließung der Originaltexte zu ermöglichen, wurden vorhandene Online-Fassungen zitiert, die am Zitationsort als Link hinterlegt sind. Gleichzeitig wird im Literaturverzeichnis auf vorhandene Printfassungen verwiesen. Sobald das Glossar auch im Internet zugänglich wird, können die Onlinequellen direkt aufgesucht werden.\*

## **Quellen und Recherchestrategie**

Nur ein geringer Teil der definitorischen Begriffserläuterungen entstammt eigener Lehr- und Forschungstätigkeit (so zu Ethik, Kultur, Menschenrechten, Diversity, Partizipation, Zeit und Heimat). Ein größerer Teil speist sich aus in Seminaren und Vorlesungen gewachsenen Definitionssammlungen unterschiedlichster Quellen. Der mit Abstand größte Teil der Definitionen wurde im Rahmen dieser Studie neu recherchiert. Dementsprechend sind auch die meisten Sekundärquellen nicht älter als vier bis fünf Jahre. Neben neueren Fachlexika, einschlägigen Zeitschriften und intensiven Internetrecherchen war vor allem die seit dem Jahr 2001 im Internet frei zugängliche deutschsprachige Online-Enzyklopädie »Wikipedia« (<http://de.wikipedia.org/wiki/Hauptseite>) eine wichtige Quelle. Ihr Vorteil gegenüber gängigen Enzyklopädien liegt nicht nur in ihrem riesigen Umfang (annähernd 200.000 Einträge), sondern auch darin, dass sie laufend von einer Vielzahl von Netz-Autorinnen und Autoren aktualisiert, und damit auf einem aktuellen wissenschaftlichen Diskussionsstand gehalten wird. Fast 10 % der Einträge im Glossar profitieren in größerem oder kleinerem Umfang von dem dort angesammelten Wissen. Weitere wichtige Online-Quellen waren die von Jürgen Bolten betreute Stichwortsammlung der Universität Jena »Interkulturelle Kompetenz Online« ([http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/)) und das Interkulturelle Begriffsglossar von Christian Wille ([http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossar\\_index.htm](http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossar_index.htm)).

## **Eingeschränkte Reichweite des Glossars**

Die Auswahl der Begriffe erfolgte in einem längeren iterativen Prozess, der um die Kernfelder herum nach und nach weitere interdisziplinär verwendbare Begriffsfelder mit einschloss (vor allem Begriffe aus der entwicklungsbezogenen Kulturanthropologie, der interkulturellen Psychologie, der Migrations- und Kulturaustauschforschung, der Entwicklungssoziologie, der interkulturellen Kommunikationsforschung, der interkulturellen Pädagogik, der interkulturellen Linguistik und der Entwicklungspolitik – in dieser Gewichtung). Zwar wurde das Glossar etli-

chen Fachkolleginnen und -kollegen aus der eigenen und den genannten Nachbardisziplinen sowie Entwicklungspraktikern zur Kritik und Ergänzung vorgelegt. Letztlich bleibt die Auswahl und die Reichweite des Glossars jedoch die Einzelarbeit eines männlichen, entwicklungsbezogenen forschenden und beratenden deutschen Kulturanthropologen mit interdisziplinären Interessen und insofern auf dessen Erfahrungs- und Kenntnisraum beschränkt.\*\*

## Die Zuordnung zu Begriffsfeldern

Die pure Zahl der definierten Begriffe verspricht erst einmal nicht gerade eine Orientierung im Kulturdschungel. Eher kommt einem da das Bild vom Wald in den Sinn, den man vor lauter Bäumen nicht mehr sieht. Damit die GlossarnutzerInnen jenseits der Einzeldefinitionen eine grobe Zuordnung der Begriffe vornehmen und ein paar Schneisen in den Kulturdschungel schlagen können, habe ich in einer Synopsis zentrale Begriffe Begriffsfeldern zugeordnet, unter denen sie subsumiert werden können. Dabei haben sich folgende, nicht trennscharfe\*\*\* Teilbereiche im Feld Kultur/Interkultur/Entwicklung herausgeschält:

- 1. Kulturbegegnung – Individuelle Ebene:** In diesem Feld figurieren Begriffe, die sich grob dem individual-psychologischen Erklärungskontext zuordnen lassen. Sie betreffen Einstellungen, Verhaltens- und Reaktionsweisen, die das Individuum in interkulturellen Begegnungssituationen entwickelt. Begriffe wie Akkomodation, Altruismus, Diversitätskompetenz, Intoleranz, Rollendistanz und Kulturschock gehören hierher.

---

\* Die Präsentation im Internet ist als nächster Schritt geplant. Leider ändern Onlinequellen in beträchtlichem Ausmaß ihre Internet-Adressen oder – im institutionellen Zusammenhang eher seltener – sie verschwinden ganz. Um nicht allzu häufig bei »toten Links« zu stranden, empfiehlt es sich, einen charakteristischen »Satz-String« aus einem wörtlichen Zitat herauszunehmen, und ihn mit Anführungsstrichen versehen bei der Suchmaschine »Google« suchen zu lassen. Ist der Zitatzusammenhang noch irgendwo im World-Wide Web, wird er in aller Regel innerhalb weniger Sekunden gefunden.

\*\* Eine weitergehende Idee ist, das Glossar in der Form von Wikipedia ins Internet zu stellen, und von der interessierten Internetgemeinde, wissenschaftlich moderiert, fortschreiben zu lassen. Erste Kontakte dazu sind geknüpft.

\*\*\* Manche Begriffe sind nicht eindeutig einer Kategorie zuzuordnen. So können sich Vorurteile auf individueller wie auf Gruppenebene ausbilden. Einige wenige Begriffe passen in mehrere Kategorien und sind deshalb zweimal aufgeführt, wie z. B. der Ethnopluralismus, der sowohl ein essentialistisches Kulturkonzept als auch eine von bestimmten Gruppen propagierte soziale Praxis darstellt. Im Zweifelsfall wurde bei der Zuordnung nicht kategorisch, sondern pragmatisch entschieden (was dient der Orientierung im Kulturdschungel?).

2. **Kulturbegegnung – Gruppenebene:** In diesem Begriffsfeld finden sich Begriffe, die sich vor allem mit sozialpsychologisch, ethnosozologisch, ethnologisch oder politologisch erklärten Formen der interkulturellen Begegnung in Gruppen beschäftigen. Ethnisierung, Identitätspolitik, Tribalismus und so genannte Othering-Prozesse können zum Beispiel dazugezählt werden.
3. **Kultur als sozialer und geographischer Ort:** Dieses Begriffsfeld umfasst Begriffe, die mit einer Verortung von Kultur (sei dies zu Hause, in der Fremde oder auch an einem imaginierten Ort) in Zusammenhang stehen. Es ist bemerkenswert, dass die Ortsbezogenheit von Kultur auch in einer Zeit der Auflösung klassischer Kulturkonzepte begrifflich noch einen breiten Raum in aktuellen Definitionen einnimmt. Heimat und Diaspora, Lebenswelt, Kulturraum, Wir-Gruppe und lokales Wissen umreißen dieses Feld.
4. **Prozessorientierte versus essentialistische Kulturkonzepte:** Hinter vielen Begriffen im Glossar stehen implizit oder explizit, alltagstheoretisch oder wissenschaftstheoretisch begründete Kulturmodelle und -konzepte. Die grundsätzlichsche Scheidung ist wohl die, ob Kultur als soziales Konstrukt, also als in von Machtverhältnissen bestimmten menschlichen Aushandlungsprozessen hergestellt betrachtet wird, oder ob Kultur als von Verwandtschaft, Religion oder Territorium konstituierte ›Prägung‹ verstanden wird, die ursprünglich an das Individuum gebunden ist und von ihm nicht willentlich verändert werden kann. Prozessorientierte Konzepte sprechen von kultureller Vielfalt, Hybridität, Kreolisierung, kulturellem Pluralismus und Kultur als dauernd in Bewegung befindlichem Fluxus. Essentialistische Konzepte betonen dagegen kulturelle Differenz, kulturelle Prägungen, Leitkultur, Kulturstandards und eine ›shared culture‹.
5. **Hypothesen kulturellen Wandels:** Neben Modellen und Konzepten existieren auch konkrete Hypothesen und Theorieansätze zu kulturellem Wandel und kultureller Dynamik. Begriffe wie Cultural Lag, Culture bound versus culture free, Kontakthypothese oder Homogenisierungsszenario gehören zu dieser Rubrik.
6. **Kulturerfassungstechniken:** Wo es Konzepte, Hypothesen und Theorien zu Kultur gibt, werden auch Instrumente zur Erfassung von Kultur und zum Erlernen von kultureller Kompetenz entwickelt. Critical Incidents und Culture Assimilator gehören dabei eher zum Trainingsbereich, Kulturstandards und Kulturdimensionen zu deren Erklärungsgerüst, Kulturaudit und Schlüsselfaktoren zum entwicklungspolitischen Instrumentarium zur Erfassung von Kultur.

**7. Entwicklungspolitik und Auswärtige Kulturpolitik:** Die zwei zentralen Politikbereiche, in denen Kultur und Kulturbegriffe in einem interkulturellen Kontext wirksam werden, sind die Entwicklungspolitik und die auswärtige Kulturpolitik. Gerade weil hier in den letzten Jahren eine durchaus sinnvolle inhaltliche Annäherung stattgefunden hat (Kulturpolitik als Schlüsselkomponente von Entwicklungsstrategien), ist es wichtig zu wissen, welche Begriffe aus welchem Kontext heraus definiert werden und welches engere oder weitere Kulturverständnis dahinter steht.

Je nach fachlicher Couleur werden dem einen oder anderen noch Begriffe fehlen. Manche Definition bleibt eher an der Oberfläche oder erscheint fachlich nicht ausgewogen. Auch bin ich mir nicht sicher, ob mir das Wandeln auf dem Grat zwischen Allgemeinverständlichkeit und Wissenschaftlichkeit gelungen ist. Insgesamt betrachtet, sollte das Glossar einen Fundus an kulturrelevanten Definitionen bereitstellen, mit denen sich in und vor allem zwischen unterschiedlichen Arbeitskontexten arbeiten und auf die sich aufbauen lässt. Das Glück des Autors wäre vollkommen, wenn er dem Glossar in Zukunft auf dem Schreibtisch eines Kulturschaffenden wieder begegnet oder es bei Tagungen mit Kulturthematik aus einer Konferenzmappe hervorlugen sieht. Mit dem Vademecum in der Tasche wünsche ich jedenfalls allen Nutzerinnen und Nutzern ein wenig mehr Durchblick im Kulturschunegel.

Es bleibt mir noch allen Kolleginnen und Kollegen zu danken, die sich der Mühe unterzogen haben, Teile des Glossars gegenzulesen und kritisch zu kommentieren. Allen voran Frank Bliss, Christoph Antweiler und Tabea Jerrentrup, die das Gesamtmanuskript einer inhaltlichen Kritik unterzogen und notwendige Ergänzungen beisteuerten. Daneben haben etliche Kollegen und Kolleginnen aus den Nachbardisziplinen und diversen EZ-Organisationen das Glossar durchgesehen und mit kleinen Anmerkungen und Korrekturen »passieren lassen«. Dank geht hier insbesondere an Julia Reuter, Claus Euler, Jürgen Bolten und Jürgen Henze. Ohne die Begeisterung und Unterstützung der beteiligten Akteure aus GTZ und DEZA hätte das Glossar nicht in dieser Form verfasst und publiziert werden können. Stellvertretend geht hier der Dank an Herrn Gomez, Frau Müller, Frau Ebeling und Herrn Linder für die begleitende Unterstützung bis hin zur Finanzierung der Publikation.

*Michael Schönhuber  
Trier, am 31. 1. 2005*

# Kultur, Interkultur und Entwicklung: Begriffsfeldsystematik





# Zuordnung wichtiger Begriffe zu den Begriffsfeldern von Kultur und Entwicklung

## **Kulturbegegnung als individuelle Praxis**

Akkommodation  
Akkulturation  
Akkulturation(sbereitschaft)  
Akzeptanz(grenzen)  
Altruismus  
Ambiguitätstoleranz  
Assimilation  
Blindheit, kulturelle  
Dissenzbewusstsein  
Diversitätskompetenz  
Empathie  
Enkulturation  
Interkulturelle Kompetenz  
Interkulturelles Lernen  
Intoleranz  
Kulturschock  
Othering  
Rollendistanz  
Selbst-/Fremdbild  
Skript, kulturelles  
Stereotype  
Stigmatisierung  
Toleranz  
Vorurteile  
Xenophobie

## **Kulturbegegnung als soziale und politische Praxis**

Alterität  
Essentialisierung (kulturelle und strategische)  
Ethnische Mobilisierung  
Ethnischer Konflikt  
Ethnisierung  
Ethnonationalismus  
Ethnopluralismus  
Ethnopolitik

Ethnozentrismus  
Ethnozid  
Gegenkultur  
Gewalt, kulturelle  
Habitus  
Identitätspolitik  
Othering  
Polyzentrismus  
Rassismus  
Rassismus ohne Rassen (Balibar)  
Tribalismus  
Werte  
Wertewandel

## **Kultur als sozialer und geographischer Ort**

Alltagskultur  
Berufskultur  
Diaspora  
Diversity  
Exil  
Habitus  
Heimat  
Hochkultur  
Kulturarbeit  
Kulturebenen  
Kulturlandschaft  
Kulturraum  
Kulturwissen  
Lebenswelt  
Migration  
Milieu  
Normalität  
Oberflächenstruktur/Tiefenstruktur  
Organisationskultur  
Patronage  
Popularkultur  
Queerkultur  
Stil, kultureller

Subkultur  
Verwaltungskultur  
Vielfalt, (intra-)kulturelle  
Wirgruppe  
Wissen, lokales  
Wissen, traditionelles

### **Essentialistische Kulturkonzepte**

Bedeutungsgewebe  
Bounded Culture  
Clash of Cultures  
Cultural Literacy  
Differenz, kulturelle  
Diversity (Kulturelle Differenz)  
Ethnie  
Ethnopluralismus  
Fortschritt  
Globalkultur  
High Context/Low Context  
Kernkultur  
Kugelmodell von Kultur  
Kultur als Entwicklungshemmnis  
Kulturdimensionen-Modell  
Kulturessentialismus  
Kulturkreis  
Kulturmuster  
Kulturnation  
Kulturoptimismus  
Kulturpessimismus  
Leitkultur  
Mentalität  
Multikulturalismus  
Nationalcharakter  
Nationalkultur  
Naturvolk  
Organisationskultur  
Pattern  
Prägungen, kulturelle  
Primordialismus  
Repräsentationen, kollektive  
Shared Culture  
Stamm  
Volk/Volksgemeinschaft  
Werteorientierungen

### **Prozessorientierte Kulturkonzepte**

Aushandlungsraum  
Crossover  
Diversity (Vielfalt)  
Ethnoscapas  
Fluxus  
Freiheit, kulturelle  
Gedächtnis, kulturelles  
Globales Lernen  
Glokalisierung  
Hybridität  
Identity Switching  
Invented Tradition  
Interkultur  
Kreolisierung  
Kultureller Pluralismus  
Kulturfelder  
Kulturwandel  
Master Narrative/Meistererzählung  
Multisited Ethnography  
Netzwerk  
Orientierungen, kulturelle  
Pluralismus, kultureller  
Polyzentrismus  
Rechtspluralismus  
Repertoires, kulturelle  
Skript, kulturelles  
Stakeholder  
Synkretismus  
Third Culture  
Transkulturalität  
Translokale soziale Praxis  
Transmigration  
Transnationaler sozialer Raum

### **Hypothesen / Theorien kulturellen Wandels / kultureller Dynamik**

Cultural Lag  
Culture bound versus culture free  
Dependenz  
Divergenz-/Konvergenzhypothese

Ende der Geschichte (Fukuyama)  
Global Branding  
Glokalisierung  
Homogenisierungsszenario  
Kontakthypothese  
Kultur als Restkategorie  
Kulturelle Globalisierung  
Kulturimperialismus  
Modernisierung  
Weltethos  
Weltsystem  
Weltzivilisation  
World-ordering Knowledge

### **Kulturerfassungstechniken**

Auftragsrahmen (AURA)  
Contrast Culture  
Critical Incidents  
Cultural Appraisal  
Cultural Web  
Culture Assimilator  
Fünf-Kulturen-Spiel  
Interkulturelles Training  
Kulturaudit  
Kulturdimensionen-Modell  
Kulturindikatoren  
Kulturstandards  
Road Map to Culture & Development  
Schlüsselfaktoren, soziokulturelle  
Schnittstellenanalyse  
Social Analysis & Social (Impact)  
Assessment  
Sozialindikatoren

### **Entwicklungspolitik: Kultur als Entwicklungs- dimension**

Aushandlungsraum  
Bühne, kulturelle  
Capacity Building  
Cultural Freedom  
Dialog auf Augenhöhe  
Eisbergmodell

Empowerment  
Entwicklungspartnerschaft  
Humankapital  
Informed Consent  
Intellectual Property Rights  
Kultur als Interventionsfeld  
Kultur als Rahmenbedingung  
Kulturbegriff (weit)  
Kulturelle Rechte  
Partizipationskonzept  
Projektarena  
Schlüsselfaktorenkonzept  
Sozialkapital  
Stakeholder

### **(Auswärtige) Kulturpolitik: Kultur als Sektor**

Interkultureller Dialog  
Interreligiöser Dialog  
Kulturaustausch  
Kulturbegriff (eng)  
Kulturelle Bedeutung  
Kulturelles Erbe  
Kulturgüter  
Kulturindustrie  
Kulturökonomie  
Kulturpolitik  
Kultursektor  
Kulturtourismus  
Kulturtransfer  
Kulturverträglichkeit  
Living Human Treasures  
Mondiacult  
Politische Kultur  
Streitkultur  
Weltkulturerbe



**Access and Benefit Sharing** Das »Access and Benefit Sharing«, d. h. die Teilhabe an Zugang und Nutzung/Verwertung von Ressourcen, spielt bei der Frage des Schutzes ► **intellektueller Eigentumsrechte** eine wichtige Rolle. Es ist in der EZ im Biodiversitätsbereich allgemein und vor allem bei der Arbeit mit ► **indigenen Völkern** wichtig.

Es umfasst nach Bussmann: »The collection and screening of plant and other biological materials for commercial purposes, such as the development of new drugs. Access and Benefit Sharing Access refers to granting permission to enter an area for the purpose of sampling, collecting and removing genetic or other resources. Benefit sharing refers to all forms of compensation for the use of genetic resources, whether monetary or non-monetary. This might also include participation in scientific research and development of genetic resources, and sharing the findings of any potential benefits resulting from this work« (Bussmann 2003; <http://www.botany.hawaii.edu/bot105/Rainer%20intellectual%20property.pdf>).

**AGEE** Die Arbeitsgemeinschaft Entwicklungsethnologie (AGEE) e.V. ist eine praxisorientiert arbeitende Vereinigung von EthnologInnen, WissenschaftlerInnen benachbarter Disziplinen und PraktikerInnen aus der Entwicklungszusammenarbeit in Deutschland. Sie möchte die Dialogfähigkeit der am Entwicklungsprozess beteiligten Parteien durch Aufklärungs- und »kulturelle Übersetzerarbeit« erhöhen sowie die Position benachteiligter lokaler Gruppen in diesem Prozess, z. B. durch Lobbyarbeit, stärken.

Die AGEE definiert ► **Entwicklung** als »... die Verbesserung der Situation der betroffenen Gruppen gemäß ihrer eigenen Kriterien, wobei globale Notwendigkeiten berücksichtigt werden müssen.« Zentral hierbei ist der konsensorientierte Dialog zwischen Kulturen und Interessengruppen. In der Tradition eines moderaten methodischen ► **Kulturrelativismus** fordert die AGEE auch die Lokalisierung von Armutskonzepten. Dieser Ansatz wird in der Broschüre »Ethische Leitlinien für die entwicklungspolitische Praxis« umgesetzt (► **Ethik in der EZ**). (<http://www.entwicklungsethnologie.de/selbstverstaendnis.htm>. und <http://www.entwicklungsethnologie.de>)

**Agency** ► **Handlungsfähigkeit**

**Aids** Bisher wurde Kultur von Organisationen der Internationalen Zusammenarbeit gerade im Aidspräventionsbereich meist eher als Hindernis oder Entwicklungsbremse aufgefasst. Inzwischen macht sich zunehmend die Erkenntnis breit,

dass sexuelle Verhaltensweisen neben der individuellen und sozialen auch eine außerordentlich wirksame kulturelle Dimension besitzen und es meist erfolgreicher und nachhaltiger ist, den kulturellen Referenzrahmen lokaler Gemeinschaften als Ausgangspunkt für das Design und die Implementierung für Gesundheitsaufklärungsprogramme und Projekte zu nehmen. Ein Beispiel dafür ist das jüngst von der DEZA gemeinsam mit dem Schweizer Tropeninstitut herausgegebene Schlüsselpapier zu einer kulturellen Herangehensweise in der Aidsprävention (DEZA/Schweizer Tropeninstitut 2003; [http://www.sdchealth.ch/priorities\\_in\\_health/communicable\\_diseases/hiv\\_aids/the\\_cultural\\_approach\\_to\\_hiv\\_aids\\_prevention](http://www.sdchealth.ch/priorities_in_health/communicable_diseases/hiv_aids/the_cultural_approach_to_hiv_aids_prevention)).

Zum Zusammenhang zwischen Aids und Kultur gibt es inzwischen eine große Anzahl auch für die Internationale Zusammenarbeit interessanter Fallstudien und Positionspapiere (vgl. stellvertretend die viel beachtete Streitschrift von Grone-meyer 2002 oder die Fallstudien von Ashforth 2001 für Südafrika und Bürger 2000 für Simbabwe).

**Akkomodation** Der Begriff Akkomodation (lat. accomodare = anpassen) findet insbesondere in der Pädagogik Anwendung, wo er nach J. Piaget die Anpassung im Denken und Handeln an die Bedingungen der Umwelt meint (vgl. Schaub und Zenke; <http://beat.doebe.li/bibliothek/w00119.html>). Dabei findet Akkomodation im Gegensatz zur ► **Assimilation** als Reaktion eines Subjektes auf das Ergebnis einer Handlung statt, das seinen Erwartungen nicht entspricht. Der Psychologe Ernst von Glasersfeld erläutert, dass »die Überraschung oder Enttäuschung ... dann nämlich zu einer Änderung des Handlungsschemas oder zur Bildung eines neuen Schemas führen (kann). In beiden Fällen wird das Verhalten des Subjekts durch Erfahrung verändert und man kann also von »Lernen« sprechen« (Schaub/Zenke 2004; <http://beat.doebe.li/bibliothek/w00119.html>).

Bezogen auf Kultur bezeichnet Akkomodation die »Phase der Aneignung von Kommunikations- und Interaktionsregeln derjenigen Kultur, in die man seinen Lebensmittelpunkt verlagert hat. Hierzu zählt insbesondere die Aneignung fremdkulturellen Wissens, um in der fremden Gesellschaft handlungsfähig sein zu können« (IKO 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/)). Dabei umfasst Akkomodation als funktionale Form der Anpassung nicht die Änderung der in der Primärsozialisation erworbenen ► **Werte und Denkweisen**.

**Akkomodationsfähigkeit** Die Fähigkeit zur Akkomodation bestimmt den Grad der Aneignung der Kommunikations- und Interaktionsregeln derjenigen Kultur, in die man seinen Lebensmittelpunkt verlagert hat. Dies beinhaltet nicht die Aufgabe der eigenen ► **Werte und Denkweisen** (vgl. IKO 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/)).

**Akkulturation** Anpassung einer Person, Personengruppe, Gemeinschaft oder Gesellschaft an eine andere, meist militärisch, technisch oder sozioökonomisch überlegene Gruppe. Typischer Fall ist der Erstkontakt einer ethnischen Gemeinschaft mit Vertretern dominanter Gesellschaften.

Ein Akkulturationsprozess umfasst in diesem Sinne drei funktionelle Gruppen: die dominante Gruppe, eine sich akkulturierende Gruppe und eine (schon) akkulturierte Gruppe. Berry (1989) argumentiert, dass Akkulturationsphänomene abhängig von den Absichten der dominanten Gruppe variieren (z. B. Kolonisierungsabsicht, Versklavung, Handel, Evangelisierung, militärische Dominierung ...). Auch variieren sie abhängig davon, ob die sich akkulturierende Gruppe freiwillig den Kontakt sucht oder dazu gezwungen wird (Berry 1989: 234 ff.; cit. nach Matoba 2003: 3; <http://www.feem.it/NR/rdonlyres/963F08A4-A870-4725-82A1-EC30A86DB2E4/807/7403.pdf>). Freiwillige Akkulturation führt bei Aufgabe eigenkultureller Identität zu ► **Assimilation**, bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der eigenen kulturellen Identität zu ► **Integration**. Aktive Akkulturationsverweigerung führt zu Separationsbestrebungen, eine passive Verweigerungshaltung tendenziell zur Marginalisierung (Berry/Kim 1988; nach Matoba 2003: 4; <http://www.feem.it/NR/rdonlyres/963F08A4-A870-4725-82A1-EC30A86DB2E4/807/7403.pdf>).

Kommt der Anstoß zum Wandel von innen, aus der innergesellschaftlichen Dynamik, spricht man in der Regel von ► **Kulturwandel** (cultural change), kommt er von außen, von Akkulturation (vgl. Berry 1989).

**Akkulturationsbereitschaft** »Aufbauend auf die Phase der ► **Akkomodation** werden infolge eines längeren Aufenthaltes in einer anderen Kultur nach und nach deren Werte, Normen, Denkweisen etc. übernommen und als »eigene« deklariert« (IKO 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/)).

**Akzeptanz** Abgeleitet vom lateinischen »accipere = billigen, empfangen« meint Akzeptanz die Bereitschaft etwas bestehen zu lassen oder sogar anzunehmen. Einen Schritt weiter geht der Begriff »Respekt«, der eine Achtung oder Wertschätzung mit einbezieht.

**Akzeptanzgrenzen** In interkulturellen Kontexten geht es letztlich immer darum, einen gemeinsamen Nenner als Handlungsgrundlage auszuhandeln, der von allen Beteiligten akzeptiert wird. Wichtig ist es daher, die entsprechenden Akzeptanzgrenzen erkennen, formulieren und wahren zu können (vgl. IKO 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/)).

**Alltagskultur/Alltagswelt** Der Begriff ist eng mit dem der ► **Lebenswelt** verknüpft. Alfred Schütz meint mit Alltagswelt ›die Welt des Jedermann‹, in der jeder Mensch lebt, denkt, handelt und sich mit anderen verständigt. Sie umschreibt das pragmatische Alltagshandeln in einer gewohnten, als unhinterfragte Normalität wahrgenommenen Umgebung. Die Alltagskultur umgrenzt soziale Zugehörigkeit. Sie scheidet die, die man kennt und die dazugehören (»Wir«), von denen, die nicht dazugehören (»Sie«): die ›Anderen‹, die ›Fremden‹, ›die da oben‹ oder ›die da unten‹ (Voß 2000; cit. in Weiß 2003: 23).

Die Alltagswelt ist von Anfang an eine intersubjektive Kulturwelt, in der alle Tatsachen immer schon interpretierte Tatsachen sind, die auf Sinnzusammenhänge und Deutungsmuster verweisen, die Erfahrung und Handeln in der alltäglichen Welt ermöglichen (vgl. Wikipedia 2004: Lebenswelt; <http://de.wikipedia.org/wiki/Lebenswelt>).

Beim Erfassen der Alltagskultur ist man »weitgehend auf (in Interviews erfragte) lebensgeschichtliche Erzählungen verwiesen (oral history)« (Holtmann 1994: 12).

**Alterität** Der Begriff der Alterität (lat. alter: der eine, der andere von beiden) verweist auf ein Wechselverhältnis zwischen zwei einander zugeordneten, sich bedingenden Identitäten (im Gegensatz zu alius oder xenos, dt. der Fremde; ► **Xenophobie**). Das bedeutet, die eigene Identität wird immer in Abgrenzung vom Anderen hergestellt. Dieses Denken in binären Oppositionen privilegiert fast immer eine Seite, so dass »der Andere« als das Negative des Ersten erscheint: Mann/Frau, Geist/Körper, Sprache/Schrift, Kultur/Natur (vgl. Babka 2003a; <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php?sp=7>).

Ein Beispiel ist das von Edward Said untersuchte verklärte Bild »orientalischer Kultur« im von kolonialer Expansion geprägten Europa des 19. Jahrhunderts, der so genannte »Orientalismus« (Said 1978). Dieser Sehnsuchtsorient ließ sich umso besser kultivieren, je weniger er mit der Realität in Kontakt kam. Der Überlegenheit der westlichen Zivilisation unter dem Paradigma des universalen Fortschritts stand dabei die »barbarische Pracht« der unterworfenen Völker gegenüber. Durch den Prozess des ► **»othering«**, also des in negativer Weise »Andersmachens« alles »Orientalischen«, wurde nach Said die positive europäische Identität erst erzeugt und bestätigt und die koloniale Expansion gerechtfertigt.

Ein anderes Beispiel ist die Geschlechtsidentität, wenn das Weibliche als »das andere Geschlecht« (Simone de Beauvoir), und damit aus der Sicht und den Bewertungsschemata eines männlichen Diskurses, z. B. im Sinne einer »besseren und einer schlechteren Hälfte« (Müller 1984), definiert und beurteilt wird. Dabei werden immer Anteile des Selbst negiert und auf das Andere projiziert.

Auch die »binären Oppositionen« in der Entwicklungszusammenarbeit (entwickelt – unterentwickelt; modern – vormodern; zivilisiert – archaisch; politische Konflik-



te – Stammeskriege etc.) haben als Vergleichsmaßstab immer das eigene, positiv konstruierte Selbstbild. Die Konstruktion einer »Achse des Bösen« (US-Präsident Bush 2004) im derzeitigen weltpolitischen Diskurs, der die »Allianz der Willigen« gegenübersteht, ist ebenfalls als Alteritätskonstruktion erkennbar – eine Entwicklung, die der 2003 verstorbene Said schon 1980 vorhersah (vgl. Said 1980 in: *The Nation*, April, 26, 1980; <http://www.thenation.com/doc.mhtml?i=19800426&amp;s=19800426said>).

In der Dekonstruktion solcher Alteritäts-Konzepte liegt auch das Potential für Veränderung. Im Mittelpunkt steht dabei die Kritik an dem definitionsmächtigen Subjekt, »das sich selbst als unmarkierte Instanz und als universale Norm setzt, indem es Alterität definiert« (Schmidt-Linsenhoff 2003; [www.uni-trier.de/~linzenbo/info.htm](http://www.uni-trier.de/~linzenbo/info.htm)). Da dieses Subjekt-Objektverhältnis und das darin enthaltene strukturelle Machtgefälle insbesondere auch auf den entwicklungspolitischen Diskurs zutrifft (Geber bzw. Nehmer von Entwicklungshilfe), versuchen Konzepte wie ► **Dialog auf Augenhöhe**, ► **kultureller Pluralismus** oder das Konzept der »kreativen ► **Vielfalt**« solchen Alteritätskonstruktionen in der internationalen Zusammenarbeit entgegenzuwirken.

**Altruismus** Altruismus kann als Gegenpol zum Egoismus bezeichnet werden. Dabei ist er von Wohltätigkeit abzugrenzen, da Wohltätigkeit aus verschiedenen Motivationen, möglicherweise auch egoistischen Handlungen, heraus geschieht, Altruismus jedoch per Definition selbstlos und uneigennützig ist. In der ökonomischen Theorie meint Altruismus »absichtliche Handlungen für andere, die Nettokosten für den Handelnden bedeuten. Diese Handlungen können bestehen in: (1) direkter Rettung oder Hilfe, sowie im (2) Teilen oder Spenden« (IKO 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/)).

Da altruistische Motive auch vorgeschoben werden können, um sich individuelle Vorteile zu verschaffen, ist unklar, ob es überhaupt reinen Altruismus gibt oder ob nicht immer ein mehr oder weniger großer Teil des eigenen Handelns dem Eigennutz dient, etwa im Sinne von späterem Profit, von Sicherheit oder von psychischer Entlastung. Altruismus ist unter anderem Forschungsgegenstand der Soziobiologie (bes. reziproker Altruismus), Psychologie, Verhaltensforschung, Philosophie und zunehmend auch der Wirtschaftswissenschaften (vgl. Wikipedia 2004: Altruismus; <http://de.wikipedia.org/wiki/Altruismus>).

**Ambiguitätstoleranz** Ambiguitätstoleranz »bedeutet die Fähigkeit Ambiguitäten, also Mehrdeutigkeiten oder auch Widersprüchlichkeiten, auszuhalten. Der Begriff spielt in unterschiedlichen psychologischen und pädagogischen Theorien eine wichtige Rolle, insbesondere bei der Persönlichkeitsentwicklung und dem sozialen Lernen. Im Rollenkonzept bezieht sich Ambiguitätstoleranz auf das Verhältnis von

gegenseitigen Rollenerwartungen und wechselseitiger Bedürfnisbefriedigung. Ambiguitätstoleranz liegt dann vor, wenn jemand ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Rollenerwartung und Rollenentwurf gefunden hat« (Wikipedia 2004: Ambiguitätstoleranz; <http://de.wikipedia.org/wiki/Ambiguitätstoleranz>).

**Apartheid** Der Begriff stammt aus dem Afrikaans, apart meint ›einzeln, besonders‹. Seit 1948 wandte die Republik Südafrika Apartheid als gesellschaftliche Doktrin an: Rassenkategorisierungen bestimmten fortan das Leben, Heiraten zwischen Kategorien waren verboten, an öffentlichen Orten war strikte Trennung von Weißen und Nicht-Weißen vorgeschrieben. Die sog. kleine Apartheid beinhaltete die rassische Trennung im Dienstleistungsbereich, die große meint die räumliche Trennung im großen Maßstab, die eigentliche Segregations- oder Homeland-Politik.

Als Widerstand gegen rassistische Tendenzen verstand sich der schon 1912 gegründete African National Congress (ANC), der grundsätzlich allen, egal welcher Hautfarbe, offen stand und friedfertig durch Boykotte und Streiks opponierte. Trotzdem standen nicht alle Schwarzen hinter dem ANC, da etliche die Homeland-Politik der Regierung als Chance sahen, den Rassismus endlich zu beenden und ihre Traditionen wieder zu leben. Später gründete der ANC einen bewaffneten Flügel, der von Nelson Mandela geleitet wurde. In den späten 1960er Jahren entstand in Kirchen und Schulen, beeinflusst durch die Black-Power-Bewegung in den USA, die Black-Consciousness-Bewegung. Proteste der Schwarzen ließen die Apartheid ab 1974 immer mehr bröckeln. 1989 wurde Frederik Willem de Klerk südafrikanischer Staatspräsident. De Klerk nahm sofort Verhandlungen mit dem noch inhaftierten ANC-Führer Mandela auf. 1994 trat die neue Verfassung in Kraft.

In Anlehnung an das südafrikanische Regime wird heute eine systematische Rasendiskriminierung, insbesondere durch einen Regierungsapparat, als Apartheid bezeichnet. Durch eine UN-Konvention wurde Apartheid 1966 zum Verbrechen gegen die Menschlichkeit erklärt. (vgl. für den gesamten Eintrag Wikipedia 2004: Apartheid; <http://de.wikipedia.org/wiki/Apartheid>).

## **Arena ▶ Projektarena**

**Armut** Die wichtigste Faustregel für eine materielle Definition von Armut bildet das Subsistenzniveau: Wer nicht genug zu essen hat, ist arm. In der europäischen Geschichte bestimmt diese Betrachtung einen großen Teil der Diskussion (›Pauperismus‹). Nach einer gängigen Weltbankdefinition ist arm, wer weniger als einen Dollar pro Tag zur Verfügung hat.

Relativ gefasst sind diejenigen arm, die weniger haben als andere. Das bedeutet: es gibt keine Armut ohne Reichtum (▶ **Weltsystem**; ▶ **Dependenz**). Eine solche relati-

ve Grenze wird in den meisten europäischen Statistiken angelegt. Als arm wird etwa in Deutschland oder in der Schweiz angesehen, wer weniger als die Hälfte des durchschnittlichen Einkommens zur Verfügung hat.

Armut kann subjektiv (die Empfindung von Armut) oder objektiv (die von außen festgestellte Armut) definiert werden. Beide Bewertungen können sich stark unterscheiden. Materielle Armut kann Ursache von anderen Formen der Armut sein und umgekehrt. Besonders prekär ist es, wenn daraus ein Kreislauf wird: materielle Armut bringt Defizite hervor, die wiederum das Ausbrechen aus der materiellen Armut verhindern (Oscar Lewis' »Kultur der Armut«; dazu auch die Arbeiten von Adam Ashforth zu Soweto: religiöse Unsicherheit folgt aus materieller Armut und verstärkt diese dann wieder; vgl. Dobler 2003; <http://www.unibasetbno.ch/redakteure/dobler/dokumente/armut.pdf>).

Eine kulturelle Perspektive auf Armut stellt deshalb die Frage, was Armut außer materiellem Mangel und einem mangelhaften Zugang zu notwendigen Ressourcen sonst noch ausmacht und setzt sie in Bezug zu lebensweltlichen Erfahrungen. Armut wird hier als eine relative und von Gesellschaft zu Gesellschaft sich sehr unterschiedlich darstellende Form sozialer Ausgrenzung verstanden: Man kann seinen Wirkungsbereich im Leben verlieren, seiner Statussymbole beraubt werden, seine Gönner verlieren oder aus der Gemeinschaft ausgestoßen werden. Selbst eine Heuschreckenplage kann für Land oder Viehbesitzer den Ruin bedeuten, für Landlose dagegen zum vorübergehenden Segen als Eiweißlieferant werden (Rahnema 1993a: 17).

Wie Arme den Zustand von Armut erleben, hat eine umfassende Studie der Weltbank dokumentiert (»Voices of the poor«; [www.worldbank.org/poverty/voices/](http://www.worldbank.org/poverty/voices/)), die über 60.000 Arme befragte. Danach ist für Arme ein gutes Leben bzw. Wohlbefinden auf mehreren Ebenen angesiedelt, zu denen die materielle, aber auch die psychische Ebene gehören, z. B. gute Gesundheit und Ernährung, die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, Sicherheit, die Freiheit zu selbstbestimmtem Leben, ein verlässlicher Lebensunterhalt bzw. ein regelmäßiges Einkommen, aber auch eine generelle Zufriedenheit. Armut als Gegenteil von gutem Leben wird von den Armen beschrieben als Mangel an materiellen Dingen, aber auch Mangel an Arbeit, Geld, Wohnung und Kleidung, bzw. das Leben in einer ungesunden, verschmutzten, gefährlichen und häufig von Gewalt geprägten Umgebung. Zu einem solchen, als schlechtes Leben empfundenen Zustand gehören vielfach auch negative und deprimierende Gefühle sowie die Wahrnehmung von Machtlosigkeit und der fehlenden Möglichkeit, die eigenen Interessen überhaupt nur zu artikulieren (vgl. Narayan 2001a+b; RSP Watch; <http://www.prsp-watch.de/>).

Armut hat viele Gesichter und sie hat auch viele Namen. So kennt das Persische mehr als 30 Worte für diejenigen, die aus dem einen oder anderen Grund als Arme gelten (vgl. Illife 1987; cit. in Rahnema 1993a: 16). Erst mit der Ausweitung der

merkantilistischen Ökonomie im Westen und der damit verbundenen Monetarisierung der Gesellschaft wurden auch in Europa diejenigen als arm bezeichnet, denen es an Geld und Besitz mangelte (vgl. Rahnema 1993a: 17).

Armut kulturell zu betrachten, bedeutet nach Lutz, sie als gesellschaftliches Verhältnis zu hinterfragen, das durch Interaktionen im Alltag erzeugt, tradiert, verändert oder verfestigt wird. Dabei wird Armut nicht mehr verkürzt als eine eigene ›Kultur der Armut‹ begriffen. Es geht vielmehr um das Verhältnis zwischen Kultur und Armut, aus dem erst Ausgrenzung entsteht (Lutz 2001; <http://www.uniprotokolle.de/nachrichten/id/73265/>).

**Armutsorientierung der EZ** Armut wird in der internationalen Diskussion als globales Problem verstanden, deren Ursachen vor allem in der Ungleichheit sozioökonomischer, rechtlicher und kultureller Strukturen liegen. Projekte und Programme müssen deshalb an den Ursachen der Armut ansetzen. Umfassende Kenntnisse der lokalen wie auch der nationalen soziokulturellen und sozioökonomischen Rahmenbedingungen sind dafür nach Aussage aller großen Entwicklungsagenturen unerlässlich. Politisch relevant sind dabei vor allem die Millennium Development Goals und die Folgen der erweiterten Entschuldensinitiative für die hochverschuldeten armen Länder (HIPC II) der G7-Länder 1999 in Köln, die sich mit der Verpflichtung verbindet, im Dialog mit der ► **Zivilgesellschaft** eine nationale Armutsminderungsstrategie zu erarbeiten und umzusetzen. (► **PRSP**) Informationen über gesellschaftliche, geschlechterspezifische, ethnische und religiöse Aspekte armer/benachteiligter Bevölkerungsteile bilden, so das BMZ in seinem Evaluierungsrastrer von 2002, die entscheidende Grundlage für eine differenzierte Zielgruppenanalyse und die daraus abzuleitende armutsorientierte Förderstrategie (vgl. BMZ 2002).

Der Arbeit der DEZA liegt ein sehr differenzierter Armutsbegriff zugrunde: Armut bedeutet demnach ›Diskriminierung, Behinderung und Ausschluss in der Befriedigung der grundlegenden Lebensbedürfnisse, in der Nutzung und Entfaltung der eigenen immateriellen und materiellen Potenziale, Fähigkeiten und Kreativität; in der Wahrnehmung von Chancen und Wahlmöglichkeiten zur Gestaltung eines erfüllten, würdigen Lebens, in der Entwicklung von Perspektiven, in der Mitgestaltung und Mitentscheidung des sozialen, politischen und wirtschaftlichen Wandlungsprozesses‹ (DEZA 2004; [http://www.deza.ch/ressources/deza\\_product\\_de\\_845.pdf](http://www.deza.ch/ressources/deza_product_de_845.pdf)). Für die DEZA kann Armutsbekämpfung (für die rund 40 % des Budgets eingesetzt werden) nur gelingen, wenn die armen und ausgeschlossenen Menschen in Projekte, Programme und Politiken einbezogen werden und mitreden können. Dafür setzt sich die DEZA-Sektion Soziale Entwicklung ein. Dabei spielt armutsbezogenes Wissen, Verständnis und Verhalten sowie das Engagement der MitarbeiterInnen eine zentrale Rolle, weshalb die Rekrutierungskriterien sich an

diesem Skill-Mix orientieren sollen (DEZA 2003b; [http://www.sdc.admin.ch/ressources/deza\\_product\\_d\\_77.pdf](http://www.sdc.admin.ch/ressources/deza_product_d_77.pdf)).

**Artefakt** Artefakt (von lateinisch ars = Kunst; facere = machen) bezeichnet allgemein »ein vom Menschen geschaffenes Kunstwerk, Werkzeug oder sonstiges Erzeugnis« (Wille 2003: Artefakt; [http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossar\\_index.htm](http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossar_index.htm)). In der Kulturwissenschaft wird der Begriff »als »sinnrepräsentierende Leistung einer Gesellschaft« betrachtet« (Wille 2003).

**Assimilation** Assimilation (lat. assimilare = angleichen) bezeichnet die Anpassung eines Individuums an eine neue Umgebung unter Aufgabe seiner ursprünglichen Identität (vgl. ► **Akkulturation**). Als soziologischer Begriff meint Assimilation den Prozess, in dessen Verlauf Individuen oder Gruppen die dominante Kultur einer anderen Gruppe übernehmen und in deren Gesellschaft integriert werden. »Von Assimilation spricht man in der Regel im Hinblick auf Einwanderer. Durch Kontakt und Kommunikation mit der einheimischen Bevölkerung werden neue Gebräuche und Einstellungen erworben. In Wirklichkeit ist dies jedoch kein einseitiger Prozess: Jede Einwanderergruppe steuert einige Züge ihrer Kultur zur kulturellen Entwicklung der Gesellschaft bei. Die Assimilation ist vollständig, wenn die neuen Gesellschaftsmitglieder von den älteren nicht mehr zu unterscheiden sind« (Microsoft® Encarta® Enzyklopädie Professional 2003 © 1993–2002 Microsoft Corporation: »Assimilation«). Die Aufforderung zur Assimilation war einer der beiden Pole in der politischen ► **Leitkulturdebatte** in Deutschland vor wenigen Jahren, die 2004 wieder belebt wurde. Ihr politischer Gegenbegriff ist die ► **Integration**.

**Auftragsrahmen (AURA)** Bezeichnung für ein neues, im September 2002 zwischen BMZ und GTZ vereinbartes Format für die Angebote der GTZ an das BMZ. Im neuen AURA (Auftragsrahmen)-Format ist das Vorhaben auf maximal ca. 10 Seiten zu beschreiben. Komplexe Prozesse der EZ müssen daher stark verkürzt dargestellt werden. In »Teil 3. Wesentliche Informationen« sind im AURA-Angebot unter 3.13. »Erwartete Wirkungen« zu formulieren. Dazu gehören als Vorgabe: erwartete sozioökonomische Wirkungen, erwartete soziokulturelle Wirkungen, erwartete ökologische Wirkungen. Die Problematik in Bezug auf die Formulierung der erwarteten soziokulturellen Wirkungen ist offenbar die stark verallgemeinerte Formulierungsweise, nach dem Motto »Je unverbindlicher die Formulierungen, desto größer später der Spielraum in den Projekten« (GTZ1 und GTZ2; GTZ o.J.; [http://www.gtz.de/glossar/deutsch/frameset\\_reconstruct.html](http://www.gtz.de/glossar/deutsch/frameset_reconstruct.html)? und [http://www.gtz.de/glossar/deutsch/8\\_28\\_3.html](http://www.gtz.de/glossar/deutsch/8_28_3.html)).

Das Dilemma könnte wahrscheinlich gelöst werden, wenn im Rahmen von Schwerpunktstrategiepapieren die Wirkungen der Interventionen im betreffenden

Schwerpunktbereich und damit auch die Wirkungen der Einzelvorhaben detailliert analysiert würden.

**Aushandlungsraum** Entwicklungskooperation findet nie ausschließlich mit Betroffenen (Zielgruppen) statt. Der Transfer von Ressourcen erfordert Mittlerorganisationen auf beiden Seiten. In diesem Zwischenraum wird nicht nur eine Projektmanagementstruktur zur Abwicklung des Projektes etabliert. Hier finden auch die Aushandlungsprozesse statt, mit deren Hilfe die ›Entwicklungssache‹ in den lokalen Kontext transferiert bzw. übersetzt wird, so Rottenburg (2003), der solche Aushandlungsprozesse beispielhaft untersucht hat.

In diesem Aushandlungsraum, in dem über Ziele, Maßnahmen, Aktivitäten, Indikatoren, Ablaufpläne verhandelt wird, gilt nach Rottenburg ein kulturelles Denunziationsverbot. Das heißt, Aussagen über den Einfluss der Kultur auf das Denken und Handeln der Beteiligten sind nicht zulässig. Die Reduktion der kulturellen Dimension der Zusammenarbeit auf ›kulturelle Faktoren‹, macht sie zum Teil des technischen Spiels, innerhalb dessen man sich auf eine gemeinsame Sprache geeinigt hat, die unterschiedliche kulturelle Grammatik (die unterschiedlichen Konnotationen) aber ausklammert. Rottenburg greift damit auf das Konzept der ► **Projektarena** zurück, gibt diesem aber eine die Wirkung von Kultur stark unterstreichende Wendung, was von den Vertretern des eher mikropolitisch argumentierenden Arenakonzepts deutlich kritisiert wird (vgl. z. B. Bierschenk 2003a; [http://www.uni-mainz.de/~ifeas/ethno/kultur\\_gesell/Folien/Rottenburg.pdf](http://www.uni-mainz.de/~ifeas/ethno/kultur_gesell/Folien/Rottenburg.pdf)).

**Autozentrierte Entwicklung** ► **Entwicklung, autozentrierte**

## B

**Bedeutung, kulturelle** Der vor allem von der Weltbank benutzte Begriff der kulturellen Bedeutung (›cultural significance‹) wird im Rahmen der ► **Kultur(erbe)politik** genutzt, um den Wert einer Sehenswürdigkeit einzuschätzen. Er beinhaltet ästhetischen, historischen, wissenschaftlichen, sozialen und ökonomischen Wert (vgl. World Bank 2003).

**Bedeutungsgewebe** Der Begriff wurde vom Ethnologen Clifford Geertz geprägt, der zur Erforschung von Lebenswelten mit geringer kultureller Komplexität ein semiotisches Kulturverständnis zu Grunde legt, das Kultur als einen Komplex von Bedeutungen auffasst (vgl. Wille 2003; <http://www.christianwille.de/inbalte/ik/>

*glossar\_index.htm*): »Der Kulturbegriff, den ich vertrete und dessen Nützlichkeit ich (...) zeigen möchte, ist wesentlich ein semiotischer: Ich meine mit Max Weber, daß der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe. Ihre Untersuchung ist daher keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht. Mir geht es um Erläuterungen, um das Deuten gesellschaftlicher Ausdrucksformen, die zunächst rätselhaft erscheinen.« (Geertz 1987: 9; cit. in Wille 2003; [http://www.christianwille.de/inbalte/ik/glossar\\_index.htm](http://www.christianwille.de/inbalte/ik/glossar_index.htm)).

**Berufskultur** Interaktionspartner in interkulturellen Situationen begegnen sich nicht nur als Vertreter von ► **Nationalkulturen**, sondern auch als Angehörige von ► **Subkulturen**. Als solche werden regionale Kulturen, soziale Klassen, Organisationen, aber auch Berufskulturen bezeichnet. Die berufsspezifischen Sozialisationsprozesse bewirken die Herausbildung von gruppen- bzw. berufsspezifischen Standardisierungen. Diese haben Leit- bzw. Orientierungsfunktion für das berufliche Handeln und sind als fester Bestandteil von Berufsbildern anzusehen (vgl. Wille 2003: Berufskultur; [http://www.christianwille.de/inbalte/ik/glossar\\_index.htm](http://www.christianwille.de/inbalte/ik/glossar_index.htm)).

**Blindheit, kulturelle** Kulturelle Blindheit bezeichnet die Vernachlässigung bzw. das Ausklammern der soziokulturellen Dimension und ihres Einflusses auf menschliches Verhalten. Dies kann in der Kulturbegegnung zu falschen Zuordnungen (Fehlattributionen) führen. Die daraus entstehenden ► **interkulturellen Missverständnisse** können über eine interkulturelle Sensibilisierung transparent gemacht werden (vgl. Wille 2003: Kulturelle Blindheit; [http://www.christianwille.de/inbalte/ik/glossar\\_index.htm](http://www.christianwille.de/inbalte/ik/glossar_index.htm)). ► **interkulturelles Training**

**BMZ / staatliche EZ und Kultur** Seit 1982 bis 1999 gab es mehrere Versuche, die soziokulturelle Dimension von Entwicklung zu operationalisieren (► **soziokulturelle Schlüsselfaktoren**). Der Beitrag des langjährigen BMZ-Referenten Uwe Simson mit den sog. soziokulturellen Schlüsselfaktoren »Legitimität«, »Erreichter Entwicklungsstand« und »Ethnische Heterogenität« hat sich dabei als besonders prägend erwiesen. Trotz vielstimmiger und anhaltender Kritik an Simsons modernisierungstheoretisch geprägtem Begriff von Entwicklung und dem Schematismus seines Modells bildete es die Grundlage für das 1992 vom BMZ verabschiedete Rahmenkonzept »Soziokulturelle Fragen in der Entwicklungspolitik« (► **Soziokulturelles Rahmenkonzept**). Das daraus entwickelte ► **Schlüsselfaktorenkonzept** ging 1999 in das ► **Partizipationskonzept** des BMZ ein. Letzteres formuliert den Zusammenhang zwischen Entwicklung und Kultur wie folgt: »Für die Bewertung und Umset-

zung von Entwicklungszielen spielt Kultur eine herausragende Rolle, denn die kulturellen Prägungen der Menschen bestimmen, was ihnen wertvoll und erstrebenswert ist. Kultur ist außerdem Grundlage und Voraussetzung für Innovation und Kreativität (...). In der Begegnung, im Austausch und der gegenseitigen Beeinflussung der Kulturen spielt die partizipatorische EZ eine wichtige Rolle. Sie leistet damit einen Beitrag zum kulturellen Dialog« (BMZ 1999b: 5).

► **Kompatibilität;** ► **Legitimität;** ► **Soziokulturelle Bedingungen;** ► **Soziokulturelle Faktoren;** ► **Soziokulturelle Heterogenität;** ► **Soziokulturelle Kurzanalysen;** ► **Soziokulturelle Schlüsselfaktoren;** ► **Sozioökonomische Kurzanalysen.**

Seit dem terroristischen Anschlag auf das World Trade Center in New York am 11. September 2001 spielt auch der ► **Dialog der Kulturen** und Zivilisationen eine wichtige Rolle. Im Mittelpunkt der Diskussion steht die Frage, wie und ob die deutsche Entwicklungszusammenarbeit zu einer Stärkung der ► **Identität** der Kooperationsländer beitragen kann. Burghard Claus (2001: 321) vermerkt dazu kritisch: »Internationale EZ hat im Laufe ihrer kurzen Geschichte ständig an Interventionstiefe zugelegt. Angefangen hat sie mit der Demonstration des Know-hows der Industrieländer, heute steht sie vor einem der letzten Tabus, den Wertvorstellungen, der kulturellen Identität der Partner. In den Vorstellungen vieler Geber könnten Interventionen mit dem Ziel der Veränderung kultureller Einstellungen – z. B. über das Bildungsangebot – die wirtschaftliche Entwicklung positiv beeinflussen« (Claus 2001: 321). Claus rät zur Vorsicht bei der Intervention in die Kultur der Kooperationsländer durch entwicklungspolitische Maßnahmen. »Wir sollten es dabei belassen, dass sich die kulturelle Identität unserer Partner (...) auch ohne gezielte Intervention im intra- und interkulturellen Dialog wandelt und nach eigenen Zielen entwickelt. In diesen Dialog können und sollten wir unsere Vorstellungen einbringen. Sollte das Verhalten unserer Partner im Widerspruch zu unseren eigenen Wertvorstellungen stehen, haben wir kein Gegenmittel außer der Kraft des Arguments oder den Rückzug« (Claus 2001: 321).

**Bounded Culture** ► **Kultur als abgeschlossenes System;** ► **Kugelmodell**

**Branding, global** ► **Marketing und Kultur**

**Bühne, kulturelle** Der Begriff der »kulturellen Bühne« geht auf Erving Goffman zurück. Dieser bezeichnete das Feld der alltäglichen Interaktionen als eine Bühne, auf der Menschen sich selbst darstellen. Während wir auf einer Vorderbühne (frontstage) Theater spielen, geben wir unsere wahre Identität nur im geschützten Kreis, auf der »Hinterbühne (backstage)«, sozusagen »hinter den Kulissen« preis (vgl. Goffman 1983: 99–128). In der interkulturellen Begegnung bietet diese Hinterbühne »... den Zufluchtsort, an dem man sein eigenes Leben lebt, der eigenen



Identität bewusst wird und sich auch zum Schutz vor Gästen zurückzieht. Deshalb grenzen die Akteure die Hinterbühne vom Publikum ab, um einerseits ihren persönlichen Freiraum zu sichern und andererseits die Perfektion der Inszenierung auf der Vorderbühne nicht zu stören« (Herdin/Luger 2001 für die Begegnung zwischen Touristen und Einheimischen im Kulturtourismus).

Der Begriff der kulturellen Bühne wird seit einiger Zeit – allerdings sehr unscharf – auch als Metapher im Rahmen von Partizipationspapieren der GTZ gebraucht. Nach Zimmermann (2003) vermittelt die kulturelle Bühne für die Akteure innerhalb einer Kultur Regelvertrauen in einem Feld von Unterstützung (soziale Geborgenheit, Fürsorge, Sicherheit), Ordnung (begründet Abhängigkeiten und Loyalität) und Motivation (Sinnggebung, religiöse Vorstellungen, Moral und Justiz; vgl. ► **Kernkultur**). Interkulturelle Zusammenarbeit fördere, lockere oder zerstöre nun diese soziale Integration. Sie verändere Loyalitäten, Machtverhältnisse und Verhaltensnormen und könne so in eine Orientierungskrise führen (vgl. Zimmermann 2003; <http://www.gtz.de/participation/download/zimmermann2003.ppt>).

## C

**Capacity Building** Der Begriff ›Capacity Building‹ (auch: Capacity Enhancement) steht für Bemühungen der EZ, die vorrangig darauf gerichtet sind, die Problemlösungskapazität von Organisationen, Institutionen und Menschen in Entwicklungs- und Transformationsländern zu stärken. Dies beinhaltet, dass Geberorganisationen nicht selbst existierende Probleme lösen, sondern ausbildend, unterstützend und beratend tätig sind (vgl. Internationale Politik, Frieden und Entwicklung, o.J.).

Capacity Building kann nach einer Weltbankdefinition auf der Ebene von Individuen, Organisationen und/oder Gesellschaften stattfinden. Es ist eine »Investition in Menschen, Institutionen und Praktiken«, die helfen soll, durch effektive Nutzung der Ressourcen (natürliche, intellektuelle, künstlerische ...) nachhaltig Entwicklungsziele zu erreichen. Capacity Building ist am nachhaltigsten, wenn die Aktivitäten bei abnehmender Donor-Abhängigkeit eine wachsende zivilgesellschaftliche Beteiligung und Übernahme von Verantwortung erreichen (vgl. Worldbank 2003a; [http://lnweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/61ByDocName/Resources onSocialAnalysisGlossaryofKeyTerms](http://lnweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/61ByDocName/Resources%20on%20Social%20Analysis%20Glossary%20of%20Key%20Terms)). Der Begriff überlappt sich mit dem des ► **Capacity Development**, das aber noch stärker die betriebswirtschaftliche und werteorientierte Seite (Verwirklichung konkreter entwicklungspolitischer Ziele im Rahmen der Konditionalisierung von EZ) betont.

**Capacity Development** Capacity Development bezieht sich allgemein auf den Ausbau der Fähigkeit von Menschen, Organisationen und Gesellschaften, Ressourcen effektiv und effizient einzusetzen, um eigene Ziele nachhaltig zu verwirklichen (so z. B. die GTZ-Definition; vgl. Gomez 2003; <http://www.gtz.de/de/dokumente/degtz2003capacitydevelopment.pdf> und <http://www.gtz.de/de/themen/uebergreifendethemen/911.htm>). Es steht in engem Zusammenhang mit dem betriebswirtschaftlichen Ansatz des »Change Managements« oder »Veränderungsmanagements« (vgl. z. B. Doppler/Lautenburg 2002; Schein 2000; Senge et al. 1996) und damit in der Tradition partizipatorischer Ansätze der Organisationsentwicklung. Es wird deshalb in den Entwicklungsagenturen auch häufig mit dem »Mainstreaming Participation«-Ansatz verbunden (► **Partizipation in der EZ**). Capacity Development wird sowohl von der Schweizer wie von der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit als Kernaufgabe im Rahmen des Erreichens der Millennium Development Goals (weltweite Armutsminderungsstrategie) begriffen.

Für die GTZ ist Capacity Development sowohl Ziel als auch Mittel zum Zweck und eine bestimmte Vorgehensweise. Als Mittel zum Zweck schafft es notwendige Voraussetzungen, um entwicklungspolitische Ziele zu verwirklichen. Als Vorgehensweise unterstreicht es die Rolle und die interkulturelle Kompetenz des Beraters als Befähiger, Katalysator und Fazilitator. Als Ziel hat es den mündigen Bürger und die leistungsfähige Organisation vor Augen, welche die erforderlichen Kompetenzen besitzen, um aktiv an der Zukunftsgestaltung des Landes mitwirken und die eigene Wohlfahrt steigern zu können (vgl. Gomez 2003). Vor allem die Investitionen in die Menschen und der Aufbau von Institutionen sind für die GTZ wertorientiert, denn sie gehen einher mit der Vermittlung von Grundwerten und tragenden Prinzipien des Staatsaufbaus in Deutschland und Kontinentaleuropa: nämlich ordnungspolitischen Konzeptionen des demokratischen Rechtsstaates und der sozialen und ökologischen Marktwirtschaft sowie Kriterien für gute Regierungsführung (»Transparency«, »Accountability«, »Partizipation«, »Korruptionsfreiheit« etc.). Da sich allgemeine Capacity-Development-Maßnahmen benachteiligend auf Frauen, ethnische und einkommensschwache Bevölkerungsgruppen auswirken können, müssen diese durch zielgruppenspezifische ergänzt werden, die die unterprivilegierten Bevölkerungsgruppen gezielt fördern (Gomez 2003).

#### ► **Capacity Building**

**Clash of Cultures** ► Kampf der Kulturen

**Contrast Culture** Die vom Institut für Interkulturelles Management (Bittner/Reisch 1994) entwickelte Methode kommt im Rahmen interkultureller Trainings (so z. B. bei DSE/InWEnt in Bad Honnef) zum Einsatz. Ähnlich wie der ► **Culture Assimilator** arbeitet sie mit ► **Kulturstandards**, die mit Hilfe von Fallstudien und

interkulturellen Rollenspielen in kritischen interkulturellen Begegnungssituationen (► **Critical Incidents**) kontrastiv gegenübergestellt werden.

Innerhalb von Trainings geschieht dies in der Regel zunächst erlebnisnah (z. B. bei Begrüßungsformen: »Der rückt mir auf die Pelle« versus »Der geht ja immer wieder einen Schritt zurück«) und lässt sich danach in abstraktere, in der interkulturellen Forschung etablierte Begriffe transformieren, z. B.: Sachorientierung versus Beziehungsorientierung; direkte Kommunikation vs. indirekte Kommunikation; low context culture vs. high context culture; Individualismus vs. Kollektivismus usw. (vgl. DSE, 2003; [www.dse.de/za/material/ikz-page/rabm03.htm](http://www.dse.de/za/material/ikz-page/rabm03.htm)). In Feedbackrunden werden die im Rollenspiel sichtbar gewordenen Kulturstandards analysiert und gegebenenfalls mit Hilfe des Trainers konkrete Handlungsanweisungen abgeleitet. Der auffällige Rückgriff auf die kulturdifferenzialistischen Modelle von Hofstede (► **Kulturdimensionen**) und Thomas (► **Kulturstandards**) macht diese Methode mit den dort vorgebrachten Argumenten angreifbar (Annahme homogener kultureller Identität; Übergeneralisierung; Ausblenden von binnenkulturellen Differenzen (► **intrakulturelle Vielfalt**), Verstärkung kultureller ► **Stereotypenbildung**).

#### **Critical Incidents** ► **Culture Assimilator**

**Cross-Cultural Studies** Cross-cultural studies beziehen sich auf den Vergleich zweier oder mehrerer voneinander historisch unabhängiger Kulturen. Im Deutschen spricht man in diesem Fall von »kulturvergleichenden Studien«. Sie werden klassischerweise vor allem in der kulturvergleichenden Psychologie und der Ethnologie, aber auch in der Politikwissenschaft durchgeführt. »Interkulturelle Studien« hingegen geben Antwort auf die Frage, was passiert, wenn zwei oder mehr Kulturen miteinander interagieren. Die Begriffe werden in der Praxis jedoch häufig synonym gebraucht (vgl. Köppel 2002: 21 f.).

**Crossover** Damit wird die Mischung und Verbindung verschiedener kultureller Stile und Kunstsparten bezeichnet. Crossover bezieht sich allerdings mehr auf einzelne Produkte und weniger auf Kulturen. In der Musikszene bezeichnet Crossover eine Mischung aus Heavy Metal und Punk/Funkmusik, die mit dieser Mischung in den 1980er Jahren eine größere Fangemeinde ansprach. Der Begriff wird auch im Zusammenhang mit ► **Kreolisierung** von Kulturen gebraucht.

**Cultural Appraisal** Unterschiedliche Techniken des »cultural appraisal« finden vor allem in interkulturellen Management und Beratungsansätzen Verwendung. Sie versuchen den Einfluss kultureller ► **Werte** zu analysieren, um dementsprechend besser planen und den Erfolg von Projekten besser gewährleisten zu können. Cultural Appraisal soll die Sensibilität für kulturellen Wandel vergrößern. Die

Einsatzbereiche (von der Tourismusforschung, über internationale Wirtschaftskooperationen bis zur Entwicklungszusammenarbeit) sind dabei so verschieden, wie die eingesetzten Techniken selbst (► **Kulturaudit**; ► **Kulturindikatoren**); vgl. z. B. [http://www.unescap.org/ttdw/Publications/TPTS\\_pubs/pub\\_1637\\_tor/pub\\_1637\\_tor\\_fulltext.pdf](http://www.unescap.org/ttdw/Publications/TPTS_pubs/pub_1637_tor/pub_1637_tor_fulltext.pdf); <http://www.cuci.nl/~eamac/>.

**Cultural Lag** Wörtlich übersetzt heißt der Begriff »Kulturverspätung«. »Ein ›cultural lag‹ tritt ein, wenn von zwei miteinander in Wechselbeziehung stehenden Kulturelementen das eine sich früher oder stärker verändert als das andere und dadurch das zwischen ihnen bisher vorhandene Gleichgewicht stört« ([http://infosoc.unikoeln.de/fssoziologie/texte/Makro\\_WS9899/Ogburn.html](http://infosoc.unikoeln.de/fssoziologie/texte/Makro_WS9899/Ogburn.html)). Dahinter steht die Theorie der Kulturverspätung des Soziologen William Ogburn und der damit einhergehenden mangelhaften Anpassung sich gegenseitig bedingender Kulturelemente (z. B. die für schnelle Autos nur unzureichend ausgelegte Erfindung des eigentlich für Droschken entwickelten modernen Straßenbaus).

Ogburns Theorie ist wegen ihrer allzu organischen bzw. mechanischen Konzeption wissenschaftlich heute nicht mehr tragfähig. Allerdings nehmen verschiedene Autoren seine Idee zur Erklärung postmoderner Ungleichzeitigkeit von Kulturelementen wieder auf. Dabei eilen materielle Elemente in ihrer Anpassung an die soziokulturelle Umwelt entweder den immateriellen voraus oder umgekehrt. Gerade bei »Race und Gender-Issues« wird z. B. deutlich, dass die Gesetzgebung der öffentlichen Meinung manchmal voraus ist, andernorts hinterherhinkt (vgl. Kraus 2002; <http://www.mercer.edu/sociology/IndependentprojectfinaldraftDec072002.htm>).

**Cultural Literacy** Das Projekt der ›Cultural Literacy-Bewegung verbindet sich mit dem Namen von E. D. Hirsch. In seinem Buch »Cultural Literacy: What Every American Needs to Know«, stellte er 1987 erstmals eine Liste »notwendigen kulturellen Bildungswissens« zusammen, das Amerikaner bräuchten, um sich in ihrer Gesellschaft als kompetente Bürger erfolgreich zu behaupten. In den Worten von Hirsch: »... literate culture has become the common currency for social and economic exchange in our democracy, and is the only available ticket to full citizenship ... Membership is automatic if one learns the background information and the linguistic conventions that are needed to read, write, and speak effectively« (Hirsch 1987: 22). Im Laufe der Jahre hat sich das wissenschaftlich gerierende Projekt immer mehr ausdifferenziert und hält heute ›notwendige‹ Bildungswissens-Listen für unterschiedlichste Alters- und Berufsgruppen bereit (vgl. Hirsch o. J.; <http://www.bartleby.com/59/>; Aufruf 10.1. 2005).

Der weltweit anerkannte Kognitionswissenschaftler und Lerntheoretiker Roger C. Schank kritisiert an der ›Cultural Literacy-Bewegung, dass sie in ihren Zielen

außerordentlich kontraproduktiv wirke und einen konservativen Lerndiskurs unterstütze: »In his attempt to build a more democratic society, Hirsch is willing to destroy democracy in education. Literacy lists deprive students of the very choices they will exercise as soon as they are freed from school. Hirsch wants to make everyone the same, as if this somehow were the real mission of education. (...) The irony of all this is that Hirsch justifies his cultural literacy program by cloaking it in the mantle of science, specifically in what cognitive scientists have learned about the important role background knowledge plays in communication. Cognitive psychologists have learned quite a lot in this area, but Hirsch, an English professor, has profoundly misunderstood our results.« (Schank 2002; <http://www.engines4ed.org/hyperbook/nodes/NODE-94-pg.html>)

Auch Managementforscher wie Robert Rosen haben den Begriff aufgenommen und beschreiben damit eine von mehreren Kernkompetenzen interkultureller Führungskompetenz (personal, social, business and cultural literacy). Unter »Cultural Literacy« versteht Rosen »die Kenntnis kulturspezifischer Unterschiede und die Fähigkeit, aufgrund dieser Kenntnis komparative Vorteile zu erlangen« (vgl. Rosen 2000: 47 f.). Dieser Ansatz folgt also vor allem einem ökonomischen Verwendungsimperativ und nicht dem Konzept interkultureller Verständigung (vgl. Zülch 2004: 18).

**Cultural Property** ▶ Kulturgut

**Cultural Significance** ▶ Bedeutung, kulturelle

**Cultural Studies** »Dieser in den 1960er Jahren entstandene interdisziplinäre [sozialwissenschaftliche] Forschungsansatz kombiniert Soziologie, Filmtheorie, Literaturtheorie und Kulturanthropologie in der Betrachtung von kulturellen Phänomenen der Gesellschaft. Wichtiges Anliegen ist das Hinterfragen und Aufspüren von Ideologien und Identitäten. Dabei werden partikulare und lokale Erscheinungen auf ihren Zusammenhang mit sozialstrukturellen Merkmalen, wie z. B. Rasse, Ethnie, Klasse, Schicht, Gender und sexuelle Orientierung, hin untersucht. Cultural studies erforschen die Bedeutung (meaning) von Gegenständen. Bedeutung wird produziert, aber je nachdem wie ein kultureller Gegenstand konsumiert wird, ändert sich dessen Bedeutung. Die Konsumtion von kulturellen Gütern ist ein wichtiger Bestand von Identität. (...).

Im Gegensatz zur Kulturkritik der Frankfurter Schule (▶ **Kulturindustrie**), in der die Konsumenten als betrogene Masse dargestellt werden, betonen die Cultural Studies den kreativen Umgang der Konsumenten mit kulturellen Gegenständen. Cultural studies befassen sich mit Texten im weitesten Sinn. Das heißt, ein Text umfasst auch eine Fotografie, einen Film, gesprochene Sprache, die Kleider, die

jemand trägt, oder eine Dose Cola. Texte werden dadurch definiert, dass sie Bedeutung tragen.« (Wikipedia 2004: Cultural Studies; [http://de.wikipedia.org/wiki/Cultural\\_Studies](http://de.wikipedia.org/wiki/Cultural_Studies))

## **Cultural Web** ▶ **Kulturaudit**

**Culture Assimilator** Der aus dem amerikanischen Raum stammende ›Culture Assimilator‹ – oder inzwischen auch ›Cultural Sensitizer‹ genannt – ist laut Wille eine häufig eingesetzte Trainingstechnik. Er wurde von Harry Triandis in den frühen 1960er Jahren entwickelt und basiert auf dem Grundsatz, dass Missverständnisse nicht auf unterschiedlichen Verhaltensweisen basieren, sondern vielmehr auf kulturspezifischen Interpretationsmustern. Vor diesem Hintergrund sollen die Teilnehmer die Fähigkeit erwerben, fremdkulturelle Attributionsweisen zu erkennen und eine adäquate Sinnzuschreibung vorzunehmen. (Vgl. Wille 2003).

In der Trainingspraxis wird dies mit Hilfe von problembehafteten Fallbeispielen ▶ **kultureller Überschneidungssituationen** umgesetzt. Zu diesen in Episodenform dargestellten ›Critical Incidents‹, also kulturell potentiell kritischen Handlungssituationen, werden im Multiple-Choice-Verfahren mehrere Deutungs- bzw. Erklärungsansätze angeboten. Der Teilnehmer wählt möglichst die ›richtige‹ Erklärung aus. Im Anschluss erhält er Rückmeldung in Form von Erläuterungen zur Zielkultur und erfährt, ob die ausgewählte Erklärungsvariante ›richtig‹ oder ›falsch‹ war (vgl. Wille 2003; [http://www.christianwille.de/inbalte/ik/glossar\\_index.htm](http://www.christianwille.de/inbalte/ik/glossar_index.htm)).

Wille merkt kritisch an, »dass die Entscheidung des Teilnehmers für den ›richtigen‹ oder ›falschen‹ Erklärungsansatz eine monokausale Erklärbarkeit interkultureller Missverständnisse unterstellt. In dieser kritischen Perspektive bleibt ebenso die Frage offen, ob Kontextvariablen bei der schriftlichen Darstellung von Critical Incidents in ausreichender Form beschrieben werden (Wille 2003: Culture Assimilator; [http://www.christianwille.de/inbalte/ik/glossar\\_index.htm](http://www.christianwille.de/inbalte/ik/glossar_index.htm)).

Kulturelle Missverständnisse machen sich nach Ansicht der Kritiker nicht so sehr an ›Critical Incidents‹ fest, als vielmehr an unterschiedlichen politischen und historischen Diskursen, die von den Akteuren situativ und selektiv auf interkulturelle Handlungssituationen angewandt werden.

**Culture bound versus culture free** Die Debatte über Kulturgebundenheit oder Universalität menschlichen Handelns wird in der Managementliteratur der letzten Jahre vor allem unter den Begriffen ›culture bound versus culture free‹ geführt (vgl. Cray/Mallory 1998: 38 f.; Stüdlein 1997).

Vertreter der ›culture bound‹-These gehen dabei nicht nur von der Kulturgebundenheit des Menschen aus. Für sie bewirkt die Globalisierung zusätzlich eine

Rückbesinnung der Menschen auf ihre eigenen Wurzeln, so dass sich kulturelle Ausprägungen noch verstärken. Damit würde die Bedeutung ► **interkultureller Kompetenz** weltweit zukünftig eher steigen.

Vor allem für Kontingenztheoretiker bewirkt die Globalisierung dagegen eine weltweite Vereinheitlichung und Standardisierung von Produktion und Management. Durch die Anpassung an die optimale und zum Überleben einzig mögliche Management- und Organisationsweise verschwinden danach die noch vorhandenen kulturellen Diversitäten. Interkulturelle Management- und Organisationsforschung wird dabei mit der Zeit überflüssig (vgl. Köppel 2002: 35 f.). ► **Organisationskultur**

## D

**Dependenz** Die Dependenztheorie (von span. *dependencia* – Abhängigkeit) ist eine Mitte der 1960er Jahre in Lateinamerika entstandene Entwicklungstheorie, die die Existenz hierarchischer Abhängigkeiten (Dependenzen) zwischen Industrie- (Metropolen) und Entwicklungsländern (Peripherien) betont. Sie ist mit den Namen des radikalen Dependenztheoretikers André Gunder Frank (Zentrums-Peripherie bzw. Metropole-Satellit-Modell; vgl. Hein 2002; <http://www.inwent.org/E+Z/1997-2002/ez300-8.htm>) und des argentinischen Entwicklungsökonomens Raúl Prebisch verbunden.

Es gibt zahlreiche Varianten und unterschiedliche Positionen. Im Wesentlichen wurde die Ursache für Unterentwicklung nicht in den Entwicklungsländern selber, sondern in ihrer außenwirtschaftlichen Abhängigkeit von den Industrieländern gesehen, als Folge des Kolonialismus und einer anschließenden Eingliederung in den von Industrieländern beherrschten Weltmarkt. Die Hauptaussagen sind:

- Die sog. Dritte Welt ist sozial, ökonomisch und politisch im selben Maße unterentwickelt, wie der Westen entwickelt ist. Beide Seiten bedingen sich. Unterentwicklung ist also nicht eine mangelnde Entwicklung, sondern das Ergebnis der Entwicklung in den Zentren. Entsprechend sind auch Ideen »nachholender Entwicklung« abzulehnen.
- Motor für diesen wechselseitigen Prozess ist das Kapital, das nach Profitmaximierung und Akkumulation strebt. Am einfachsten ist dies dort, wo Arbeit und Ressourcen billig und lokale Regierungen schwach sind.
- Der durch geringe Einkommen und in der Fremdarbeit gebundene einheimische Markt kann sich nicht entwickeln. Die extrem ungleichgewichtige Ein-

kommensverteilung und die Konsumwünsche der Elite führen zur völligen Importabhängigkeit.

- Die parallele Entwicklung sozialer Klassen in Zentrum und Peripherie führt zu Interessenskongruenz und Allianzen zwischen der westlichen Bourgeoisie und den lokalen Eliten.

Die Dependenztheorie setzt als Lösung der Probleme auf einen vom Weltmarkt abgekoppelten und nichtkapitalistischen Entwicklungsweg. Wichtigster Vertreter im deutschsprachigen Raum war Dieter Senghaas. Dependenz-Ansätze wenden sich teils bewusst gegen »kulturalisierende« Tendenzen, um aufzuzeigen, dass Unterentwicklung nicht durch die Kultur einer Gesellschaft, sondern durch Ausbeutung verursacht wird.

Der Dependenztheorie wird von Kritikern vorgeworfen, Unterschiede zwischen den Entwicklungsländern untereinander und den subjektiven Faktor, das Denken, Streben und Handeln von Menschen als den Subjekten von Geschichte und Entwicklung, nicht oder zu wenig zu berücksichtigen. Eine historisierende Weiterentwicklung der Dependenztheorie ist die ► **Weltsystemtheorie** (World System Theory) von Immanuel Wallerstein. ► **Entwicklung**

**Deutungsmuster, kulturelle** Nach Wille sind in kulturellen Deutungsmustern kollektive Erfahrungen sedimentiert, »die für die soziale Handlungsorientierung innerhalb einer Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft von zentraler Bedeutung und öffentlich sind. Sie können nicht wie Kulturstandards empirisch erfasst werden (...). Das Konzept der kulturellen Deutungsmuster lässt sich mit Hilfe des ► **kulturellen Gedächtnisses** präzisieren: Die überindividuelle Gemeinsamkeit der im kulturellen Gedächtnis gespeicherten Wissensbestände besteht nicht darin, dass alle Individuen eines Kollektivs über diese Wissensinhalte verfügen, sondern dass die Inhalte des kollektiven Gedächtnisses in Form von rituellen Inszenierungen oder in Form verschiedener Speichermedien (Texte) öffentlich zirkulieren, erinnert und verfügbar gehalten werden« (Wille 2003; [http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossar\\_index.htm](http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossar_index.htm); vgl. auch Altmeyer 2002).

**DEZA** Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) arbeitet mit einem breiten Kulturbegriff, der nach eigener Aussage vom avantgardistischen Tanzfestival über traditionelles Wissen bis zur Kulturanthropologie reicht. Die DEZA-Kulturarbeit zielt danach auf eine Stärkung der eigenständigen Kulturen ab, ohne deren Abschottung gegenüber neuen Entwicklungen zu fördern. Dabei kommt den kulturellen Minderheiten ebenso ein besonderes Gewicht zu wie der Rolle der Frauen als oft wichtigste Kulturträgerinnen. Kultur ist im Verständnis der DEZA ein System von Verfahrensweisen, Normen, Regeln und Werten, das



als expressivsymbolischer Aspekt des sozialen Verhaltens die ganze Gesellschaft umfasst. Kultur ist nie statisch und kaum ›rein‹.

Kultur wird nicht nur als ein Wert an sich, sondern auch als ein Mittel für Entwicklung betrachtet, das gleichrangig zu anderen steht. Kulturverständnis und Kulturentwicklung in Entwicklungs- und Transformationsprozessen in den Einsatzländern sollen verstärkt werden. Wo es möglich und sinnvoll ist, fördert die DEZA auch die Teilnahme und Teilhabe der ärmeren Schichten am kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Prozess. Der Kultur kommt – als Motor oder als Hemmnis und im Norden wie im Süden – eine Schlüsselrolle zu und sie hat eine ebenso große Bedeutung wie etwa eine gute Regierungsführung, die Gleichstellung der Geschlechter oder die Schulbildung. Damit betont die DEZA die Bedeutung der kulturellen Unterschiede im Entwicklungsprozess. Sie weist auch auf »grundlegend verschiedene kulturelle Rahmenbedingungen für Entwicklung« im Norden und im Süden hin, die es zu erkennen und in den Aufbau von Entwicklungsprojekten zu integrieren gelte (vgl. DEZA 2003b: 8; [http://www.sdc.admin.ch/ressources/deza\\_product\\_d\\_676.pdf](http://www.sdc.admin.ch/ressources/deza_product_d_676.pdf)).

Mindestens ein Prozent des Gesamtbudgets wird für die Förderung lokaler Kultur eingesetzt. Als Leitlinie für dieses »Kulturprozent« dienen die »Grundsätze der DEZA-Kulturarbeit« vom 4. November 2002. Die DEZA versteht sich in erster Linie als ein Investor in die ›Software‹ und nur ausnahmsweise in ›Hardware‹, d. h. eher in den Aufbau von Wissen, Institutionen und Netzwerken als von Infrastruktur. (Für einen kurzen Überblick zur »Kulturarbeit« der DEZA, vgl. Schärrer 2004).

2003 hat die DEZA eine Broschüre herausgebracht, die ganz dem Umgang mit Kultur gewidmet ist (DEZA 2003b). Prinzipiell an einem breiten Kulturbegriff als Rahmenbedingung für EZ orientiert (► **Kulturbegriff, weit**), beziehen sich die meisten Beispiele praktizierter ›Kulturarbeit‹ auf den klassischen ► **Kultursektor**. Im gleichen Jahr erschien in Zusammenarbeit mit dem Schweizer Tropeninstitut eine Publikation zum Zusammenhang zwischen ► **Aids und Kultur**, in der Kultur als Ressource und nicht mehr als Hindernis für Gesundheitsaufklärung verstanden wird (DEZA/Schweizer Tropeninstitut 2003; [http://www.sdchealth.ch/priorities\\_in\\_health/communicable\\_diseases/hiv\\_aids/the\\_cultural\\_approach\\_to\\_hiv\\_aids\\_prevention](http://www.sdchealth.ch/priorities_in_health/communicable_diseases/hiv_aids/the_cultural_approach_to_hiv_aids_prevention)).

**Dialog auf Augenhöhe** Mit diesem vor allem seit dem 11. September 2001 inflationär gebrauchten Begriff ist eine besondere Form des Anspruchs an den ► **kulturellen Dialog** zwischen sich als gleichwertige Partner gegenüberstehenden Parteien unterschiedlicher Kultur- bzw. Religionszugehörigkeit gemeint. Die deutsche Bundesregierung spricht in diesem Zusammenhang von ► **Entwicklungspartnerschaft**.

Entwicklungszusammenarbeit vollzieht sich im Spannungsfeld zwischen unterschiedlichen Kulturentwürfen, in denen Kohärenz zwischen unterschiedlichen Vorstellungen zu Weg und Ziel von Entwicklung zwischen den Partnern in einem dialogischen Prozess erst hergestellt werden muss. Sie bewegt sich gleichzeitig auf einem Feld umkämpfter Kulturentwürfe innerhalb von Gesellschaften, in die sie sich als Gesprächspartner auf Augenhöhe mit eigenen Wertestandards respektvoll einbringen kann. Im günstigsten Fall kann daraus ein Kulturdialog entstehen, der auch zu einer produktiven Verunsicherung der eigenen, selbstverständlichen Kulturentwürfe führt und damit die Voraussetzungen für eine kulturelle Bereicherung auf beiden Seiten schafft. In Frage gestellt wird dieser produktive Dialog auf Augenhöhe durch den strukturell im Entwicklungskontext vorhandenen Bias zwischen ›Geber-‹ und ›Nehmerkultur‹, in der im Zweifelsfall die erstere den Diskurs und die Regeln für das Aushandeln festlegt (wer zahlt, bestimmt). Während der ›Dialog auf Augenhöhe‹ sich in der Projektpraxis meist im alltäglichen Aushandeln von Interessen und Positionen beweisen muss, spielt er auf Tagungen, Kongressen, in politischen Reden, Publikationen, Strategiepapieren, im kulturpolitischen Bereich und dem interreligiösen Dialog in den letzten Jahren eine außerordentlich prominente Rolle. ► **Interkultureller Dialog**

**Dialog, interkultureller** Interkultureller Dialog findet zwischen unterschiedlichen kulturellen Gemeinschaften statt. Die Reflexion der Dialogpartnerinnen und -partner über ihren eigenen (kulturellen) Hintergrund, ihre Wahrnehmung der kulturellen Abgrenzung und das In-Frage-Stellen der eigenen Werte ist ein zentrales Element von interkulturellem Dialog. Der Erfolg des Dialogs hängt von der Bereitschaft zu Veränderungen auf beiden Seiten ab (vgl. Holtz 2003; Karkoschka/Woelte 2003).

In der Entwicklungspolitik umfasst der Kulturdialog die Interaktion zwischen Vertreterinnen und Vertretern unterschiedlicher Kulturen bei der Vorbereitung, Durchführung und Evaluierung von EZ-Maßnahmen, bei den formalisierten Verfahren zwischen Partnern und Gebern und dem politischen Dialog zwischen Regierungen, die Anwendung des Partizipationskonzeptes in der deutschen EZ, die Austauschprogramme im Wissenschafts-, Bildungs- und Kulturbereich sowie Nachkontaktmaßnahmen etwa der Humboldt-Stiftung, des Goethe-Instituts oder des DAAD. Der Kulturdialog umfasst außerdem die Inlandsarbeit in Deutschland und Fragen der interkulturellen Kompetenz der Dialogpartner, der Personalauswahl, -vorbereitung und Fortbildung, den deutschen Beitrag in der multilateralen EZ und besonders Vorhaben, die direkt die Förderung des interkulturellen Dialogs zum Ziel haben.

Das Spezifische der interkulturellen Kommunikation bei der EZ liegt darin, dass diese etwa im Unterschied zur global agierenden Privatwirtschaft an den Leitideen

der Armutsbekämpfung, Partizipation und Partnerschaft orientiert ist. Das BMZ verfolgt zwei Hauptzielsetzungen mit dem interkulturellen Dialog:

1. Er soll zu einem friedlichen Miteinander und zu mehr Verständnis und Verständigung zwischen verschiedenen Kulturen beitragen.
2. das Verständnis der kulturellen Faktoren für Entwicklung stärken.

Als thematischer Schwerpunkt tritt der interkulturelle Dialog in der Entwicklungspolitik bislang allerdings nicht auf (vgl. Holtz 2003: 5 f.).

Konkrete Überschneidungen mit dem Feld der auswärtigen **► Kulturpolitik** ergeben sich vor allem über das Sonderprogramm ›Europäisch-islamischer Kulturdialog‹, für das das Amt des Beauftragten für den Dialog mit der islamischen Welt und den Dialog der Kulturen eingerichtet wurde.

Nach Karkoschka/Woelte lassen sich drei idealtypische Formen unterscheiden:

1. self-centered dialogue, d. h. Kommunikationsteilnehmer gehen für die wechselseitige Beurteilung vollständig von ihrer eigenen Kultur aus;
2. dominant dialogue, d. h. einer der Kommunizierenden nutzt seine Kenntnis der anderen Kultur und der Kulturunterschiede, um sein Gegenüber zu beherrschen
3. equal dialogue, im Idealfall basiert er auf dem gegenseitigen Verständnis der Kulturunterschiede und kulturbedingten Wertvorstellungen.

Das Problem in der Praxis ist, dass es keinen Beurteilungsmaßstab für einen funktionierenden kulturellen Dialog gibt. Wo schon die zweimal im Jahr stattfindenden Besuche eines lokalen Imam bei seinem christlichen Kollegen als erfolgreicher interkultureller Dialog auf Projektebene gefeiert wird, bleibt vom rhetorischen Anspruch in den Konzepten wenig übrig. **► Dialog auf Augenhöhe; ► Intrakulturelle Vielfalt**

**Dialog, interreligiöser** Eine spezielle Form des **► interkulturellen Dialogs** in Bezug auf (Kulturen auch übergreifende) Religionsgemeinschaften. Zwischen den Vertretern der großen Glaubensgemeinschaften (v.a. christlicher Denominationen, des Judentums, des Islam) findet dieser Dialog schon lange statt. In der EZ ist damit in erster Linie der Dialog zwischen politischen Vertretern aus islamisch geprägten Staaten und westlichen Entscheidungsträgern gemeint.

**Dialogkompetenz** Dialogkompetenz ist eine wichtige Eigenschaft **► interkultureller Kompetenz**. Nach einem von Peter Senge und Kollegen am Massachusetts Institute for Technology (MIT) entwickelten Dialogkonzept, gehört zur Dialogkompetenz die Beachtung bestimmter »Kernfähigkeiten«: die Haltung eines Lernenden

einnehmen; ›radikalen Respekt‹ für den Partner entwickeln; offen sein; von Herzen sprechen und dem Gegenüber sorgfältig zuhören; den Dialogprozess verlangsamten und sich selbst beobachten lernen; Annahmen und Bewertungen zurückstellen (vgl. Hartkemeyer et al. 1998: 78–95).

Die im interkulturellen Dialog auftretenden verschiedenen Kommunikationshaltungen reflektieren dabei auch unterschiedliche kulturelle Kommunikationstypen, die im Laufe eines solchen Dialog-Prozesses wahrgenommen und unter Beachtung der Kommunikationsregeln ausgehandelt werden müssen.

**Diaspora** In einer immer stärker vernetzten Welt bekommen die Begriffe ›Heimat‹ und ›Fremde‹ eine neue Bedeutung. Sie sind nicht mehr territorial an das ›hier‹ oder ›dort‹ gebunden, sondern existieren gleichzeitig am selben Ort. Viele Menschen leben und arbeiten in der Fremde und schaffen sich dort eine ›Heimat fern der Heimat‹, ohne dabei jedoch den Bezug zu ihrer Herkunftskultur zu verlieren. Es kommt sogar vor, dass sich dieser Bezug überhaupt erst in der Fremde herstellt (vgl. Moosmüller 2002).

Der Begriff Diaspora (griech. Zerstreuung) bezog sich ursprünglich auf die von den Römern über das gesamte römische Reich zerstreuten Juden. Später wurde er auf die christliche Diaspora (z. B. in Ost- und Südostasien) bzw. innerhalb der christlichen Kirchen auf die konfessionelle Diasporasituation (z. B. Protestanten in Südeuropa) bezogen. Seit dem späten 20. Jahrhundert bezeichnet der Begriff Menschen oder ethnische Gruppen, die zwangsweise ihre traditionelle ethnische Heimat verlassen mussten und über andere Teile der Welt zerstreut in Minderheitssituationen leben. Die größte Zahl durch Flucht entwurzelter ethnischer Gruppen befindet sich in Afrika.

Diasporakulturen sind Formen transnationaler Kultur (► **Translokale soziale Praxis**; ► **Transnationalisierung**), sie überspannen nationale Grenzen und stellen sie damit in Frage (Clifford 1995). »Die Unsicherheit oder Unmöglichkeit einer Rückkehr und die Probleme der Erhaltung kultureller Gemeinsamkeit unter den verschiedenartigen Bedingungen unterschiedlicher Gastländer stellen besondere Anforderungen an eine Kultur der Diaspora (Dabag, Platt 1993)«, so Kokot (2003; <http://www.unibamburg.de/Wiss/FB/09/Ethnolol/Projekte/diaspora.html>).

»Über die materiellen Probleme hinaus stellt die Diasporasituation die Frage der kulturellen Identität. Freiwillige oder erzwungene Ab- und Ausgrenzung einerseits, ► **Assimilation** bis zum Verlust der eigenen Wurzeln andererseits sind die Extreme, zwischen denen Diasporabevölkerungen ihren Weg suchen. Es entsteht eine Dreiecksbeziehung zwischen Herkunftskultur oder wahrgenommener ► **Heimat**, der jeweiligen Umgebung und den übrigen Diasporagemeinden, deren Geschichte und Situation so unterschiedlich sein kann, dass auch sie als ›fremd‹ wahrgenommen werden. (...).

Über die Beziehung zur Heimat bestehen in einer Diasporakultur oft divergierende Vorstellungen, die von verschiedenen Interessengruppen mit dem Anspruch vertreten werden, die eigentliche Identität zu definieren und damit Führungsrollen zu übernehmen. Die seit Jahrhunderten gewonnenen Erfahrungen im Umgang mit Identität können aber auch wertvoll sein für eine Welt, in der kulturelle Vielfalt zur Normalsituation wird« (Wikipedia 2004: Diaspora; <http://de.wikipedia.org/wiki/Diaspora>).

Das Internet eröffnet ganz neue Wege der Kommunikation für Migranten in den Diasporas. Es verändert nicht nur die persönlichen Verbindungen zwischen den in der Diaspora lebenden Familienmitgliedern und ihren Familien zu Hause, sondern auf vielfältige Weise auch die Beziehungen zwischen Diasporas und ihren Herkunftsstaaten. »Das Internet intensiviert die Beziehung zwischen Staat und Diaspora. Aktivisten und Exilgemeinschaften weltweit nutzen die Macht der neuen Medien im Kampf gegen ihre politischen Gegner. Das Internet hilft zugleich, Regierungen einen engeren Kontakt zu ihren im Ausland lebenden Staatsbürgern zu etablieren.« (Breidenbach/Zukrigl 2002a; [http://www.bpb.de/themen/0QJRA7,0,0,Vernetzte\\_Diasporas.html](http://www.bpb.de/themen/0QJRA7,0,0,Vernetzte_Diasporas.html)).

Breidenbach/Nyíri (2002) zeigen in einer ethnographischen Studie, dass es in Diasporakulturen, wie z. B. die der Auslandschinesen in Ungarn, zu einer starken Diskrepanz zwischen der öffentlichen Selbstdarstellung und der veränderten Selbstwahrnehmung kommt: Während das nach außen projizierte Bild noch in großem Maße den auch von interkulturellen Experten stereotyp zugeordneten Merkmalen der dynamischen, hart arbeitenden und familienbewussten »chinesischen Werte« entspricht, verändern sich die tatsächlichen Lebensformen und Werte in der Diaspora durch neue Spielräume und den Kontakt mit fremden Lebensweisen. Die Auslandschinesen schätzen die neu gewonnen sozialen Freiheiten fast noch mehr als die materielle Lebensqualität, die oft hinter den Erwartungen zurückbleibt. »Hier gibt es keine Parteizellen, keine Arbeitsgewerkschaften, keine Jugendliga, keine Frauenliga, keine Arbeitseinheit, kein Straßenkomitee. Für viele fühlt sich das Leben hier ganz neu an«. Der geringere soziale Druck bringt es mit sich, dass Chinesen sich Freiheiten nehmen und ein Verhalten an den Tag legen, das in der eigenen Presse als »typisch amerikanisch« beschrieben würde« (Breidenbach/Nyíri 2004: 29). Das Sich-patriotisch-Gerieren in der Öffentlichkeit macht trotzdem Sinn, weil die chinesischen Migranten in Ungarn in hohem Maße von den wirtschaftlichen Netzwerken und dem politischen »Goodwill« ihres Herkunftslandes abhängig sind, das ein solches patriotisches Verhalten erwartet.

Entwicklungspolitisch werden derzeit vor allem die Nachteile (»Brain Drain«) und die Vorteile (Rücküberweisungen, Impulse für die heimische Volkswirtschaft) der Migration für die Herkunftsländer diskutiert (vgl. Mundt 2004; <http://www.inwent>).

[org/E+Z/content/archiv-ger/10-2004/schwer\\_art2.html](http://org/E+Z/content/archiv-ger/10-2004/schwer_art2.html); und weitere Beiträge in E+Z 10(2004). In der internationalen EZ ist es eine Überlegung, Vertreter der Ausland-Diaspora als in beiden Kulturen kompetente Experten verstärkt für die lokale Expertise im Rahmen von Entwicklungsprozessen zu gewinnen.

► **Ethnisierung**; ► **Ethnizität, politisierte**; ► **Exil**; ► **Heimat**; ► **Third culture**

**Differenz, kulturelle** »Jan Nederveen Pieterse (1999b) unterscheidet drei Paradigmen kultureller Differenz:

1. den kulturellen Differentialismus,
2. die kulturelle Konvergenz und
3. die kulturelle Hybridisierung.

Während der kulturelle Differentialismus im Sinne Samuel Huntingtons (2002) anhaltende kulturelle Differenzen unterstellt, die zugleich per se als Ursache für Rivalitäten und Konflikte betrachtet werden, steht das Szenario der kulturellen Konvergenz für eine wachsende globale Interdependenz, die zu einer zunehmenden kulturellen Angleichung führt. Einige Kurzformeln für diese Tendenz, welche die Kulturimperialismusthese variieren, lauten »McDonaldisierung« (George Ritzer), »Coca-Colaisierung«, »Amerikanisierung« bzw. »Verwestlichung« der Welt. Praxis-theoretische Kulturanalysen sehen dagegen Prozesse der kulturellen Hybridisierung als kennzeichnend für die globalisierte soziale Welt. Anders als die Differentialismus- bzw. Konvergenzthesen betonen sie, dass der kulturelle Wandel einer wesentlich komplexeren und bisweilen konfliktreichen Dynamik folgt« (Reuter 2004: 9 f.). ► **Divergenz versus Konvergenz**; ► **Identität, hybride**

**Dimension, soziale** Soziale, soziokulturelle und sozioökonomische Dimensionen werden in der EZ-Literatur nicht sauber unterschieden und oft synonym verwendet. Sie betonen nur manchmal explizit den in ihrer Begrifflichkeit enthaltenen Fokus. So fällt z. B. vieles, was im deutschsprachigen Kontext unter die soziokulturelle oder kulturelle Dimension subsumiert wird, im anglophonen Raum unter die »social dimension«.

Neubert (1999) fasst die soziale Dimension der EZ wie folgt zusammen: »Sozial« bedeutet, »die Ordnung der menschlichen Gesellschaft betreffend« und bezieht sich auf das Verhältnis zwischen Individuen, zwischen Individuen und Gruppen und zwischen Gruppen innerhalb einer Gesellschaft. Nach einer Definition der Weltbank ist mit der sozialen Dimension das Wohlergehen von Menschen gemeint, d. h. ihre Lebensqualität, ihre Bildung und die Qualität und Dauerhaftigkeit ihrer Institutionen und Beziehungen. Im entwicklungspolitischen Zusammenhang stellt die soziale Dimension ein Querschnittskriterium dar, das in einer kulturellen,

politischen und ökonomischen Dimension wirksam wird.« (Neubert 1999; [http://www.diegd.de/die\\_homepage.nsf/0/3c33a95e75a69a77c12569cb0055420a?OpenDocument](http://www.diegd.de/die_homepage.nsf/0/3c33a95e75a69a77c12569cb0055420a?OpenDocument))

Neubert fährt fort: »Die soziale Dimension wurde bis vor wenigen Jahren als Planungs- und Bewertungsebene der Entwicklungszusammenarbeit vernachlässigt. Erste Ansätze zur Operationalisierung sozioökonomischer Wirkungen wurden von der Wissenschaft zwar bereits im Rahmen des Grundbedürfnis-Ansatzes der 70er Jahre erarbeitet. Als zentraler Aspekt der Projektbewertung gilt die soziale Dimension jedoch erst, seitdem die Wirksamkeit von Entwicklungsprojekten öffentlich diskutiert wird und die Legitimität des gesamten Politikfeldes in Frage steht. (...) Um die Operationalisierung sozialer Entwicklung bemühen sich verschiedene Entwicklungsorganisationen. Während Arbeitskreise der Weltbank und des Department for International Development (DFID) Rahmenkonzepte für die Makro- und Mesoebene entwickelt haben, präsentierte die Overseas Development Administration (ODA) schon einige Jahre früher ein Konzept zu sozialen Schlüsselprozessen, unter die alle relevanten sozialen Kategorien subsumierbar sind und die die Entwicklung des Lebensstandards, den Zugang zu Ressourcen, die Aneignung von Wissen sowie die Beteiligung an Rechten und Macht enthalten« (Neubert 1999; [http://www.diegd.de/die\\_homepage.nsf/0/3c33a95e75a69a77c12569cb0055420a?OpenDocument](http://www.diegd.de/die_homepage.nsf/0/3c33a95e75a69a77c12569cb0055420a?OpenDocument)). Neubert selbst hat für die Mikroebene ein eigenes Instrument zur armutsorientierten sozialen Wirkungsanalyse (SWAP) entwickelt (vgl. Neubert 1999).

Die soziale Dimension spielt außerdem als eine der vier Dimensionen von nachhaltiger Entwicklung (soziale, wirtschaftliche, ökologische, politisch-institutionelle Dimension) eine Rolle und könnte auch einen kulturellen Diskurs zu nachhaltiger Entwicklung befördern.

**Diskurs** Diskurse werden als historisch bestimmte Aussageformationen definiert, die festlegen, was gesagt und nicht gesagt werden kann, was überhaupt diskutierbar ist. Ihre Institutionalisierung legt auch fest, wer zu Aussagen, Fragen, Zweifeln befugt ist.

Diskurse gehören nach Foucault immer einem ganz bestimmten Formationsgebiet zu, wie z. B. der Klinik, der Psychiatrie, der Sexualwissenschaft oder der Ökonomie. Diskurse produzieren danach auf geregelte Weise soziale Gegenstände wie Wahrheit, Realität und Normalität bzw. Wahnsinn, Lüge und Abweichung sowie die ihnen entsprechenden Subjektivitäten (Babka 2003b; <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php?sp=15>).

Der Begriff vom ›herrschaftsfreien Diskurs‹ ist eng mit der Philosophie Jürgen Habermas' verknüpft. Demnach sind die beste Versicherung für wahre Erkenntnisse, richtige Normen und wahrhaftige Gefühle der herrschaftsfreie Diskurs, der

ein rational nachvollziehbares Ergebnis liefern wird (vgl. Wikipedia 2004: Diskurs; <http://de.wikipedia.org/wiki/Diskurs>).

In der Realität positionieren sich Individuen und Gruppen in gesellschaftlichen Diskursen. Dies steht jedoch immer im Zusammenhang mit ► **Macht**. Wer die Macht hat, definiert den Diskurs. Diskurse sind in diesem Sinne nicht ›unschuldig‹ (Auernheimer 2003: 72).

**Dissenzbewusstsein** Ein voreiliger oder zwanghaft herbeigeführter Konsens wirkt langfristig in der Regel negativ, weil er (kulturelle) Unterschiede nur verdeckt, aber nicht beseitigt. Unterschiedliche Positionen und Standpunkte bewusst zu halten, ist dementsprechend wichtig, um eine Akzeptanz aller Beteiligten herbeiführen zu können (IKO 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/abis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/abis_z/)).

**Divergenz vs. Konvergenz** Angesichts der fortschreitenden Globalisierung werden zwei unterschiedliche Entwicklungen prognostiziert. In der Konvergenzhypothese wird davon ausgegangen, dass die globale Vernetzung von Kulturen, Nationen, Menschen etc. zu einer ► **kulturellen Globalisierung**, d. h. einer Nivellierung kultureller Unterschiede führt. In der Divergenzhypothese wird eben diese Option einer Weltkultur bestritten und der Erhalt der kulturellen Differenz bzw. das weitere Auseinanderlaufen unterschiedlicher Kulturentwürfe prognostiziert (► **Kulturalismus**).

Globalisierungstheoretiker wie Beck (1997 u. a.) oder Robertson (1998) entwickeln unter Stichworten wie ► **Glokalisierung** Modelle und Theorien, die einen Brückenschlag zwischen den genannten Extrepositionen anstreben (vgl. Wille 2003).

**Diversitätskompetenz** Der Ausdruck stammt aus der Diversity-Forschung. Man unterscheidet fünf Stufen von Diversitätskompetenz: Akzeptanz von Differenzen; Diversitätstoleranz; Diversitätsgestaltung; Diversitätskultur; Koevolution; ► **kulturelle Vielfalt**.

**Diversity** Vgl. ► **Vielfalt, kulturelle**

**Dritte Welt** Das Glossar ›Internationale Politik, Entwicklung und Frieden‹ erläutert die Verwendung des Begriffs wie folgt: ›Alle Begriffe, die im Vergleich zum ›Westen‹ ärmere, weniger industrialisierte Länder meinen, haben ihre Nachteile. Früher waren mit ›Erster Welt‹ die Industrieländer gemeint, im wesentlichen Westeuropa, Nordamerika, Japan, Australien und Neuseeland. Mit ›Zweiter Welt‹ waren die Ostblock-Länder und mit ›Dritter Welt‹ der ›Rest‹ gemeint.



Zwischenzeitlich wurde der aus dem Französischen stammende Begriff, der 1961 durch Frantz Fanons Schrift »Die Verdammten dieser Erde« als Bezeichnung für die kolonialisierten, unterentwickelten Ländern eingeführt wurde, nur mit einem »so genannte« davor verwendet.

Inzwischen ist auch von »Vierter Welt« die Rede, wenn man die ökonomisch »am wenigsten entwickelten Länder« meint. Schon die Position am Schluss der Aufzählung ließ manchen diese Kategorisierung nicht akzeptieren; des weiteren wird hier der Eindruck einer so nicht vorhandenen Einheit der Länder in ihrer jeweiligen Kategorie erweckt. Der Begriff »Entwicklungsländer« wird ebenso kritisiert, weil er Entwicklung vortäusche, die in Wirklichkeit nicht stattfindet, oder weil er ein Entwicklungsdefizit meint, das eigentlich auch für die Industrieländer gelte, die zwar entwickelt, aber falsch entwickelt seien. Da alle Begriffe ihre Nachteile haben, bleibt festzustellen, dass bei »Dritter Welt« doch zumindest einigermaßen klar ist, was gemeint ist: die ärmeren Länder, die nicht über die Möglichkeit verfügen, ihrer Bevölkerung einen Lebensstandard wie in den industrialisierten Ländern zu sichern« (Internationale Politik, Frieden und Entwicklung (o. J.); <http://fa1.spd.berlin.de/glossar.btm>).

**Dritter Sektor** Dritter Sektor (nicht zu verwechseln mit »Tertiärer« = Dienstleistungs-Sektor) bezeichnet in Abgrenzung zum Staat (1. Sektor) und der profitorientierten Marktwirtschaft (2. Sektor) die dazwischen liegenden »intermediären« Gesellschaftsformen, die Organisationen der ►**Zivilgesellschaft**, genauer die gemeinnützigen »Not-for-Profit«-Organisationen. »Die Besonderheit des Dritten Sektors liegt in der Verknüpfung von freiwilligem Engagement und Erwerbsarbeit, von Dienstleistungserbringung, Partizipation und politischen Aktivitäten und schließlich in der Integration wirtschaftlicher und sozialer Ziele.« (Kotlenga/Klute 2004).

Die Gleichsetzung mit Zivilgesellschaft ist gebräuchlich, aber umstritten, weil hierzu auch profitorientierte Gesellschaften gezählt werden. »Der Begriff ist dynamisch zu verstehen, es gibt Überschneidungen und Weiterentwicklungen. Zum Dritten Sektor zählen auf europäischer Ebene auch die Genossenschaften, Gegenseitigkeits-Gesellschaften (z. B. Versicherungen) und Stiftungen, sowie Aktionsgruppen und Initiativen bürgerschaftlichen Engagements ohne eigenen rechtlichen Status« (Weidel 2002: 9; cit. in: Grützke/Boual 2003; [http://www.europenow.org/forumd/article.php3?id\\_article=13](http://www.europenow.org/forumd/article.php3?id_article=13)).

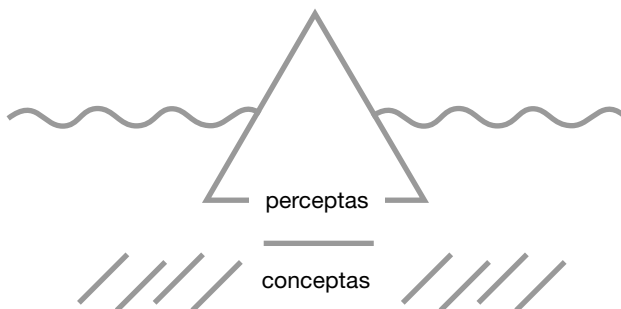
Der Begriff ist durch seine Verwendung in den USA als Gegenmodell zum sozialorientierten Staat ideologisch einseitig belastet. Problematisch wird dies auch in einzelnen Überlegungen in der EZ-Szene, den Staat durch Übertragung von staatlichen Aufgaben (z. B. Bildung) auf den Dritten Sektor von seinen Aufgaben zu »entlasten«. Auch sieht sich der Dritte Sektor einer Neubestimmung des ordnungs-

politischen Rahmens für die Liberalisierung von Dienstleistungsmärkten durch das Welthandelsabkommen (GATS) gegenüber, was z. B. seine steuerrechtlichen Privilegien in Frage stellt. Dem wird unter anderem in einem: »Memorandum für einen gemeinwohlorientierten Dritten Sektor« entgegengewirkt. (vgl. <http://www.dritter-sektor-memo.net/>; Aufruf: Dez. 2004)

## E

**Eigenes** »Eine Kultur bzw. Lebenswelt wird dann als ›eigene‹ und ›nichtfremde‹ bezeichnet, wenn die Kontextbedingungen ein alltagsbezogenes Routinehandeln ermöglichen, das für den Handelnden durch Plausibilität bzw. Normalität und Sinnhaftigkeit charakterisiert ist« (Wille 2003; [http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossar\\_index.htm](http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossar_index.htm)). Das Eigene entsteht und existiert immer nur im bzw. als Vergleich und Kontrast zum Fremden (Rösch 2004). Nur im Verhältnis zwischen Autostereotyp (Selbstbild) und Heterostereotyp (Fremdbild) wird es deshalb erschließbar.

**Eisbergmodell** Das in der Kulturwissenschaft gerne verwendete Modell verdeutlicht, dass immer nur ein kleiner Teil kultureller Spezifik sichtbar oder wahrnehmbar ist. Das Wahrnehmbare selbst (perceptas) ist wiederum »Zeichen« für zugrunde liegende (aber als solche nicht sichtbare) Denk- und Handlungskonzepte (conceptas).



Das Eisbergmodell; Quelle: IKO 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/)

**Emisch vs. Etisch** Emisch ist die Innensicht bzw. Binnenperspektive von Mitgliedern einer Kultur, während »etisch« die distanzierte Außensicht bezeichnet. Emisches Forschungsvorgehen versucht, universelle und eigenkulturelle Kriterien bzw. Erfassungskategorien auszublenden, um die fremde Kultur »von innen« her zu verstehen und zu beschreiben. Dieser Anspruch besteht insbesondere bei der teilnehmenden stationären ethnologischen Feldforschung. Der etische Forschungsansatz sucht universell gültige Kategorien. Er eignet sich insbesondere für kulturvergleichende Studien. ► **Cross-Cultural Studies**

**Empathie** »Als Empathie (griech. = Mitfühlen) bezeichnet man die Fähigkeit und vor allem die Bereitschaft eines Menschen, sich in andere hineinzusetzen und sich über ihr Handeln, Verstehen und Fühlen klar zu werden. Wesentlich dabei ist, dass der eigene Affektzustand dem Gefühlszustand einer anderen Person entspricht. Dies wird dadurch ausgelöst, dass man die Perspektive der anderen Person einnimmt und ihre Gefühle versteht. Beispielsweise in Anti-Aggressions-Therapien wird die Fähigkeit von (potenziellen) Gewalttätern gefördert, sich empathisch in ihre Opfer hineinzusetzen« (Wikipedia 2004: Empathie; <http://de.wikipedia.org/wiki/Empathie>).

Empathie bezeichnet das Einfühlungsvermögen in Bezug auf die Befindlichkeiten und Denkweisen anderer, ohne dass damit zwangsläufig eine (vollständige) Akzeptanz der Positionen der anderen einhergeht. Im engeren Sinne ist Empathie das unfreiwillige Empfinden der Emotionen eines anderen.

**Empowerment** Wörtlich aus dem Englischen übersetzt heißt Empowerment Bevollmächtigung oder Ermächtigung. Im wirtschaftlichen Bereich meint der Begriff die Übertragung von Verantwortung auf Untergebene. »Mit Empowerment bezeichnet man Strategien und Maßnahmen, die geeignet sind, das Maß an Selbstbestimmung und Autonomie im Leben der Menschen zu erhöhen und sie in die Lage zu versetzen, ihre Belange (wieder) eigenmächtig, selbstverantwortet und selbstbestimmt zu vertreten und zu gestalten. Empowerment bezeichnet dabei sowohl den Prozess der Selbstbemächtigung als auch die professionelle Unterstützung der Menschen, ihre Gestaltungsspielräume und Ressourcen wahrzunehmen und zu nutzen. Im Deutschen wird Empowerment gelegentlich auch als Selbstkompetenz bezeichnet« (Wikipedia 2004: Empowerment; <http://de.wikipedia.org/wiki/Empowerment>).

Der GTZ zufolge wird in der Entwicklungszusammenarbeit unter Empowerment ein fortdauernder Prozess verstanden, der bei benachteiligten Bevölkerungsgruppen das Selbstvertrauen stärkt, sie zur Artikulation ihrer Interessen und zur Beteiligung in der Gemeinschaft befähigt und ihnen den Zugang zu und die Kontrolle von Ressourcen verschafft, damit sie ihr Leben selbstbestimmt und eigenverantwort-

wortlich gestalten und sich am politischen Prozess beteiligen können. Insofern nimmt die Veränderung von sozialen, ökonomischen, rechtlichen und politischen Institutionen, welche die gegenwärtigen Machtverhältnisse verkörpern, eine zentrale Stellung ein. So zielt z. B. der Empowerment-Ansatz in der Frauenförderung auf Selbstbestimmung, Erweiterung der Selbstorganisation und eine aktivere Rolle von Frauen in allen gesellschaftlichen Prozessen ab (vgl.: GTZ Glossar; <http://www.gtz.de/glossar/deutsch/index.html>)

Die DEZA betont die politische Dimension des Engagements für die Benachteiligten und ihr Empowerment. Dadurch werden Entwicklungsmodelle, Interessen und Machtverhältnisse in Frage gestellt: »Wenn wir uns zusammen mit den Armen für eine Veränderung dieser Verhältnisse engagieren, so nehmen wir unvermeidlich Konflikte in Kauf, latente Konflikte werden sichtbar oder brechen auf. Die Armutsgrundsätze verpflichten uns, Spielräume, Mechanismen und Fähigkeiten für friedliche Lösungen von Konflikten zu unterstützen« (DEZA 2004; [http://www.deza.ch/ressources/deza\\_product\\_de\\_845.pdf](http://www.deza.ch/ressources/deza_product_de_845.pdf)).

Das UN-Entwicklungsprogramm hat mit dem Index »Gender Empowerment Measure«/GEM einen geschlechtsbezogenen Empowerment-Index eingeführt. GEM misst die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern bei ökonomischen und politischen Wahlmöglichkeiten (vgl. Holtz 2003).

**Enkulturation** Der auf den Ethnologen Herskovits zurückgehende Begriff bezeichnet das informelle Lernen, Beobachten und Nachahmen kultureller Verhaltensweisen beim Hineinwachsen in eine soziokulturelle Umgebung. In Erweiterung zum Sozialisationsbegriff betont Enkulturation die kulturspezifische Dimension von Wissenserwerb, wie auch kulturspezifische Methoden der Umsetzung von Wissen. Das Individuum lernt dabei die Möglichkeiten der persönlichen Entfaltung (Identität, Orientierungswissen) ebenso kennen wie das Respektieren der kulturellen Rahmenbedingungen. Enkulturation ist stets auf die Primärsozialisation bezogen, während ► **Akkomodation** und ► **Akkulturation** hierauf aufbauen und von daher der Sekundärsozialisation zugerechnet werden (vgl. IKO 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/)).

**Entwicklung** Biologisch verwendet meint Entwicklung den Lebenszyklus von Pflanzen und Tieren. Erst seit dem 17. Jh. wird der Begriff, der mit dem lateinischen *explicare* und dem französischen *évoluer* in Verbindung steht, i. S. von »Gedanken entwickeln, sich herausbilden« verwendet. Seit dem ausgehenden 19. Jh. findet er Verwendung als Metapher für Vorgänge in Wirtschaft, Gesellschaft und Psychologie. Im modernen Sinne meint er seit dem 20. Jh. einen linearen Prozess »menschlichen Fortschritts«. Beim transitiven Entwicklungsbegriff geht es darum, etwas anderes zum Gegenstand eigener Entwicklungsbemühungen zu machen.

Wie der Kulturbegriff, ist der Entwicklungsbegriff historisch und politisch so stark und gleichzeitig gegensätzlich besetzt, dass eine einheitliche Definition kaum möglich scheint. Holtz (2003: 1) definiert Entwicklung als einen mehrdimensionalen, komplexen Prozess, »der auf die Befriedigung der Grundbedürfnisse und die Sicherung eines menschenwürdigen Lebens in Freiheit von Not und Furcht für alle, auf Frieden sowie die Zukunftsfähigkeit von Gesellschaften und der Einen Welt abzielt«. Mit ähnlichem Tenor meint die Südkommission – ein Zusammenschluss von Nicht-OECD-Ländern 1990: »Entwicklung ist ein Prozess, der es den Menschen ermöglicht, ihre Fähigkeiten zu entfalten, Selbstvertrauen zu gewinnen und ein erfülltes und menschenwürdiges Leben zu führen«.

Mit ganz anderem Tenor findet nach Toynbee Entwicklung dort statt, wo auf eine Herausforderung eine Antwort erfolgt (»challenge and response«). Nach dieser Diktion bräuchte Entwicklung also einen externen Stimulus. »Autodéveloppement« gäbe es danach nicht (vgl. Thiel 2003). Eine beißende Kritik an dem mit Präsident Trumans Amtsantrittsrede von 1949 »als westliche Dominanzmetapher umgeformten Entwicklungsbegriff« und ein Plädoyer für dessen analytische Dekonstruktion liefert z. B. Gustavo Esteva (1993).

Bierschenk behandelt den Begriff »Entwicklung« in drei Dimensionen: als analytische Kategorie, als Forschungsgegenstand und als politische Praxis. Letztere ist gekoppelt »an eine Ideologie bzw. einen moralischen Diskurs über die Wünschbarkeit von gesellschaftlichen Zuständen« (Bierschenk 2003b; [http://www.unimainz.de/~ifeas/etbno/kultur\\_gesell/Folien/1bBegriffEntwicklungFolie.pdf](http://www.unimainz.de/~ifeas/etbno/kultur_gesell/Folien/1bBegriffEntwicklungFolie.pdf)).

Entwicklung kann nach Bierschenk untersucht werden:

- als langfristiger historischer Prozess (struktureller, i. e. organisatorischer, sozioökonomischer, kultureller »Umbau« der Gesellschaft, Frage nach dem sozialen Wandel und seinen Quellen)
- als politisches und wirtschaftliches Projekt (»Zeitalter der Entwicklung« seit ca. 1945. Kontext: Entkolonialisierung, Kalter Krieg; Kernvorstellungen: Staat als Modernisierungsagent/ geplanter bzw. induzierter sozialer Wandel):
- als soziale Situation (direkte und indirekte Interaktionen zwischen sozialen Akteuren und Gruppen in einem Kontext geplanter Entwicklung) oder als Entwicklungshilfeprojekt (vgl. Bierschenk 2003b; [http://www.unimainz.de/~ifeas/etbno/kultur\\_gesell/Folien/1bBegriffEntwicklungFolie.pdf](http://www.unimainz.de/~ifeas/etbno/kultur_gesell/Folien/1bBegriffEntwicklungFolie.pdf)).

Entwicklung findet auch konträr zu den Intentionen der Entwicklungshilfegeber statt. Manches, was als Entwicklungsbremse dargestellt wird, ist eher als Ausdruck von nicht wahrgenommenen endogenen Entwicklungsvorstellungen zu sehen. Deshalb definiert die Arbeitsgemeinschaft Entwicklungsethnologie Entwicklung z. B. »als die Verbesserung der Situation von Menschen gemäß ihrer eigenen Krite-

rien und Ziele vor dem Hintergrund einer gemeinsamen globalen Verantwortung« (► **AGEE** 2000; <http://www.unitrier.de/uni/fb4/etbno/agee/AGEEDarstell.html>). Die Finnische EZ-Agentur verweist auch auf die negative Reichweite von Entwicklung: Jeder Akt von Entwicklung ist danach auch ein Akt der Zerstörung. Jeder Wechsel greift in die Physiologie, Psychologie und in das Verhalten der Bevölkerung ein (vgl. Finnida 2004; <http://global.finland.fi/index.php?kieli=3>).

Die ► **UNESCO** verbindet 2001 den Entwicklungsbegriff mit dem der ► **kulturellen Vielfalt**: »Kulturelle Vielfalt erweitert die Freiheitsspielräume jedes Einzelnen; sie ist eine der Wurzeln von Entwicklung, wobei diese nicht allein im Sinne des wirtschaftlichen Wachstums gefasst werden darf, sondern als Weg zu einer erfüllteren intellektuellen, emotionalen, moralischen und geistigen Existenz« (UNESCO 2001, Art. 3 der Dekl. zur kulturellen Vielfalt: [http://www.unesco.ch/pdf/deklaration\\_kulturelle\\_vielfalt.pdf](http://www.unesco.ch/pdf/deklaration_kulturelle_vielfalt.pdf)). Der neueste UNDP Human Development Report 2004 verbindet ebenfalls Entwicklung mit kulturellen Kriterien.

**Entwicklung, autozentrierte** Nach Schubert und Klein bezeichnet autozentrierte Entwicklung die »Entwicklungsstrategie, die den Ländern der Dritten Welt empfiehlt, sich strikt an den Produktionsmöglichkeiten und Nachfragepotentialen des Binnenmarktes zu orientieren, sich insofern dem Druck des Weltmarktes zu entziehen und somit wirtschaftliches Wachstum durch Aufbau und Entfaltung der eigenen Ressourcen und Möglichkeiten zu ermöglichen« (Schubert/Klein 2001). Das Konzept ist eng mit dem Zentrum/Peripheriemodell der ► **Dependenztheorie** verknüpft (vgl. Amin 1974). Es wurde wie die Dependenztheorie wegen seiner ausschließlichen Betonung der externen entwicklungshemmenden Faktoren kritisiert und in der Folge modifiziert und relativiert (vgl. Senghaas 1982 und Menzel 1988). Hein (2001 in E+Z) plädiert dafür, den Begriff von der ausschließlichen ökonomischen Konnotation zu befreien, so dass er »im Allgemeinen einen strukturell bedingt selbstreferentiellen Entwicklungsprozess einer Gesellschaft bezeichnet« und somit Antworten auf die Frage nach den spezifischen lokalen Entwicklungspotentialen und -problemen im Rahmen einer ► **Good Governance**-Strategie gibt. Der Ansatz der autozentrierten Entwicklung wurde vor allem von Autoren/innen aus der Dritten Welt vertreten. ► **Endogene entwicklungshemmende Faktoren**; ► **Entwicklung**

**Entwicklung, soziale** Die Weltbank-Arbeitsdefinition für Social Development bezieht sich auf die Relationen und institutionellen Bedingungen in einer Gesellschaft und auf die historischen, politischen und institutionellen Bedingungen, die Projekt- und Politikergebnisse beeinflussen. Ziel des Social Development ist es, das ► **Empowerment** armer Menschen zu stärken, indem man ihre Fähigkeiten und sie mit einschließende Institutionen (inclusive institutions) fördert.

Es geht um Partizipation und Bürgerengagement, um ► **social analysis**, Konfliktprävention und Wiederaufbau, von Gemeinschaften selbst angetriebene Entwicklung und soziale Sicherheit. Sozial verantwortliche Entwicklung muss verschiedene Ebenen (regional, national, lokal) und deren Einflüsse auf die Vorhaben beachten. So muss z. B. analysiert werden, wie arme Menschen einen fairen Zugang zum Markt erhalten. Seit Frühjahr 2004 gibt es dazu ein Strategiepapier (World Bank 2004; [http://lnweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/62ByDocName/SocialDevelopmentinWorldBankOperationsResultsandaWayForward/\\$FILE/SDStrategyFinal+20604.pdf](http://lnweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/62ByDocName/SocialDevelopmentinWorldBankOperationsResultsandaWayForward/$FILE/SDStrategyFinal+20604.pdf)).

**Entwicklungsethnologie** Dieser Bereich der Ethnologie beschäftigt sich mit modernen, weltweiten sozialen und kulturellen Wandlungsprozessen; in Deutschland wird er vor allem durch die Arbeit der ► **AGEE** (z. B. Bliss, Antweiler, Schönhuth) vorangetrieben, die seit 1986 einen kontinuierlichen Dialog mit der Entwicklungspraxis etabliert hat. Zur Frage der praktischen Involvierung von EntwicklungsethnologInnen in die Arbeit von EZ-Organisationen (vgl. Dettmar 1999) hat die Arbeitsgemeinschaft Entwicklungsethnologie ethische Richtlinien formuliert. Im Gegensatz dazu liegt der Fokus einer »Ethnologie der Entwicklung« auf der Untersuchung der Strukturen, in denen Entwicklung stattfindet, und der Institutionen und Akteure, die dabei eine Rolle spielen. In Deutschland vor allem erforscht durch Schüler des Bielefelder Entwicklungssoziologen Hans-Dieter Evers (Bielefelder Verflechtungsansatz und strategischer Gruppenansatz; dazu Bier-schenk 2002) und die »Berliner Schule« um Elwert und Weiß (vgl. Hüskens 2004).

**Entwicklungsethnologie und Kultur** Einen wichtigen Beitrag zur Renaissance der soziokulturellen Dimension hat die deutsche Entwicklungsethnologie geleistet. Ihr Engagement hat dazu beigetragen, dass die Einbeziehung soziokultureller Faktoren und Partizipation bei der Planung, Implementierung und Evaluierung von EZ-Projekten heute zum entwicklungspolitischen Standard gehört. Exemplarisch für dieses Engagement ist die Erweiterung der Simonschen soziokulturellen Schlüsselfaktoren durch Bliss, Gaesing und Neumann (1997), aber auch die Beiträge von Schönhuth und Kievelitz (1993) zur Differenzierung der Appraisal-Verfahren in der GTZ und die Überlegungen zur interkulturellen Problematik der »Zielorientierten Projektplanung« (ZOPP) von Kievelitz und Tilmes (1992).

Im Gegensatz zu anderen Expertengruppen der EZ bezieht die Entwicklungsethnologie eine explizit politisch verstandene Position. Hierzu gehört sowohl die Selbstverortung als Anwaltschaft für die Zielgruppen der EZ, als auch die Formulierung einer moralisch-ethischen Agenda für die gesamte entwicklungspolitische Praxis. Bliss und Schönhuth haben dazu acht »Ethische Leitlinien für die entwicklungspolitische Praxis« (re)formuliert. Sie verstehen ihren Regelkanon als Orien-

tierungshilfe und Handlungsanweisung für Gutachter und Projektextperten zur Lösung von Loyalitätskonflikten, die sich aus dem Spannungsfeld der Interessen von Auftraggebern, Zielgruppen und der internationalen Öffentlichkeit ergeben (Bliss/ Schönhuth 2002: 4). Die Zeitschrift *Entwicklungsethnologie* der ► **AGEE** dokumentiert seit 15 Jahren die Arbeit von EntwicklungsethnologInnen. (*www.entwicklungsethnologie.de*).

**Entwicklungsethnologie und partizipative EZ** Die partizipative EZ in Deutschland wurde unter anderem durch Arbeiten von Entwicklungsethnologen wesentlich beeinflusst. So wurde das Handbuch zu partizipativen Methoden in der EZ von zwei Ethnologen verfasst (Schönhuth/Kievelitz 1993). Am Zielgruppenansatz der TZ und dessen Einbindung in die Strategien der FZ waren Ethnologen ebenfalls maßgeblich beteiligt (Bliss/König 2003). Auch die kulturellen Grenzen partizipativer Ansätze wurden von ihnen bearbeitet (Hess et al. 1998).

**Entwicklungsfaktoren, endogene** Axelle Kabou beschäftigt sich in ihrer Streitschrift gegen ›schwarze Eliten und weiße Helfer‹ (1993) mit den endogenen Faktoren der afrikanischen Entwicklungsproblematik. Mit Blick auf die erfolgreichen Asiaten mahnt die Autorin an, dass Afrika sich für seine Geschichte selbst verantwortlich fühlen und sein Schicksal in die eigenen Hände nehmen solle. Sie grenzt sich damit von der Mehrheit afrikanischer Politiker und Intellektueller ab, die im Weltwirtschaftssystem und im (Post-)Kolonialismus die Schuld an den Problemen sehen (► **Dependenztheorie**). Wegen ihres letztlich wieder modernisierungstheoretischen Lösungsansatzes und der These der ›kulturfreien‹ Übertragbarkeit asiatischer Modelle (so z. B. eine Kritik von Menzel 1994: 51) wurde Kabous Ansatz nicht nur von afrikanischen Linksintellektuellen heftig kritisiert. ► **Autozentrierte Entwicklung**

**Entwicklungspartnerschaft** In der Definition des BMZ: »Eine Entwicklungspartnerschaft ist eine langfristig ausgerichtete Zusammenarbeit mit gleichberechtigten Partnern (BMZ 2001b: 68), in der, wie das Wort ›gleichberechtigt‹ schon suggeriert, der Partizipation eine wichtige Rolle zukommt.«

Wie auch beim ► **Dialog auf Augenhöhe** lässt sich der Begriff der Entwicklungspartnerschaft auch dazu benutzen, das vorhandene Machtgefälle in der Entwicklungszusammenarbeit euphemistisch zu verschleiern. Er steht in auffälligem Widerspruch zur ► **Konditionalisierung**, d. h. der Bindung von Entwicklungshilfe an vom Westen definierte entwicklungsfreundliche Bedingungen.

► **Macht**; ► **Interkultureller Dialog**; ► **Partizipation in der EZ**



**Entwicklungstheorien** In den klassischen Entwicklungsansätzen spielt die kulturelle Dimension von Entwicklung keine Rolle. Dependenztheoretiker hindert der ›sozialistische Fernblick‹ (Faschingeder 2003), in Kultur und Tradition mehr zu sehen als nur ein Entwicklungshemmnis hin zur klassenlosen Gesellschaft. (vgl. auch ► **Clash of Cultures**; kulturalistische ► **Modernisierungstheorie**: gleiches Argument!) Die Grundbedürfnisstrategie der 1970er Jahre plante vor allem *für* Betroffene, blieb letztlich den westlichen Handlungsrationaliitäten verhaftet und damit ebenfalls kulturblind. Selbst die Vertreter einer autozentrierten Entwicklung des Südens thematisieren Kultur in erster Linie als Herrschaftsinstrument oder Kampfarena, in der Schlachten um die Konstruktion von Identitäten ausgetragen werden.

Auch nach Auflösung der Lagergrenzen blieben etliche Autoren dem eurozentrischen Weltbild verhaftet (Senghaas 1982: »Von Europa lernen«). Heute ist breiter Konsens in der angewandten internationalen Forschung und entwicklungspolitischen Diskussion, dass Kultur im Entwicklungsprozess eine Rolle spielt, und dass entwicklungspolitische Maßnahmen dann am besten funktionieren, wenn sie auf der Basis des Alltagswissens (► **lokales Wissen**) von Zielgruppen aufbauen.

Die von Huntington und anderen vertretene Modernisierungsthese, nach der bestimmte essentiell vorgestellte Kulturen die menschliche Entwicklung hemmen, und andere die menschliche Entwicklung fördern (► **Kultur als Entwicklungshemmnis**), wird vom Mainstream der internationalen Forschung als ebenso einseitig kritisiert, wie Arturo Escobars poststrukturalistische Entwicklungskritik, die ► **Kultur als ein System ideologischer Kontrolle** versteht, mit dessen Hilfe die seit der Kolonialzeit bestehenden Ungleichheiten zwischen reichen und armen Ländern aufrechterhalten und zementiert werden.

Für die Vertreter einer Richtung, die die homogenisierende Wirkung der Globalisierung uneingeschränkt befürwortet, dient das Kulturargument häufig der Maskierung ökonomischer Ineffizienz (► **Kultur als Restkategorie**).

Nach der Globalisierungsperspektive (Robertson; ► **Globalisierung**), die von der Mehrzahl der Autoren heute favorisiert wird, erfolgt Globalisierung nicht durch die Hand eines anonymen Marktes oder einer primordialen Prägung, sondern im Zusammenspiel unterschiedlich machthaltiger Strategien (Wimmer 1997). Globalisierung findet dann erfolgreich statt, wenn dies aus der Interessensperspektive lokaler Akteure Sinn macht, und wenn die globalen Muster in bereits etablierte politisch-kulturelle Muster einzufügen und umzudeuten sind.

Diese Perspektive geht von aktiv und strategisch handelnden Akteuren im Entwicklungsprozess aus, deren Partizipations- und Handlungschancen durch politische, sozioökonomische und soziokulturelle Rahmenbedingungen zwar mitbestimmt, aber nicht präformiert sind. Sie rechnet mit Kultur, liefert aber die Akteure ihren ›kulturellen Prägungen‹ nicht aus (► **Kultur als Fluxus**).

**Entwicklungszusammenarbeit** Während Kultur früher eher als Hindernis für die Entwicklung verstanden wurde, hat sich dieses Verständnis grundlegend gewandelt im Sinne von Kultur als Mittel für Entwicklung bis hin zu Kultur als Chance und Selbstzweck.

Deutlich wird diese positive Verbindung von Kultur und Entwicklung z. B. im ► **Partizipationskonzept** des BMZ von 1999. Auch das jüngste Evaluierungsrastrer für Gutachter (BMZ 2002) spricht diesen Zusammenhang an und bezieht sich dabei unter anderem auf eine Ex-Post-Evaluierung von 32 abgeschlossenen Projekten der deutschen Staatlichen Zusammenarbeit (BMZ 2000), die einen signifikanten Zusammenhang zwischen Zielerreichung und Kulturangepasstheit aufzeigte. Neben der kontinuierlichen finanziellen Leistungsfähigkeit des Projektträgers sind es ein partizipativ hergestellter Zielkonsens (► **Dialog auf Augenhöhe**) und die Kulturangepasstheit, die maßgeblich nachhaltigen Erfolg oder Misserfolg von Projekten und Programmen bestimmen. Deshalb müsse den soziokulturellen Rahmenbedingungen der gleiche Stellenwert zukommen, wie ökonomischen und naturwissenschaftlichen.

Während diese empirischen Ergebnisse eindeutig für die Beachtung der ► **Kultur** als Rahmenbedingung für jegliche EZ sprechen, zeigt eine andere Erkenntnis aus der Evaluierung die Grenzen einer kulturellen Strategie auf: Die ► **Akzeptanz** der Durchführungsträger der FZ lag zu allen Untersuchungszeitpunkten deutlich höher als die der TZ-Projekte. Investitionsmaßnahmen liegen demnach offensichtlich weit eher im (wirtschaftlichen) Interesse der Partner als Vorhaben, die auf Veränderungen von Menschen und Organisationen ausgerichtet sind (BMZ 2000: 8).

Hält die Partnerseite vorwiegend einen Transfer von Technologie und Geldmitteln für notwendig, um Entwicklung anzukurbeln, so ist die deutsche Seite manchmal vorrangig an Strukturveränderungen und der Ausbildung von Managementfähigkeiten (»Können«) bei den Partnern (Mittler und Zielgruppen) interessiert, wenn es um nachhaltige Entwicklung geht. Die Ausbildung von Strukturen und Befähigungen (capacities, capabilities, skills) hat neben politischen, wirtschaftlichen und umweltbezogenen Voraussetzungen immer auch eine soziokulturelle Dimension, die diese Strukturen und Befähigungen gesellschaftlich legitimiert und begründet, und ihnen Sinn und Konstanz verleihen. Damit wird jegliche Entwicklungsintervention auch zu einer kulturellen Intervention.

Zur Positionierung der GTZ bzgl. Kultur und Entwicklung, in der dem metaphorischen Begriff der ► **kulturellen Bühne** als funktionaler Handlungsrahmen von EZ eine wichtige Rolle zukommt, vgl. z. B.: <http://www.gtz.de/participation/download/iboxkulturundentwicklung.pdf>.

**Erlebniskultur** Erlebniskultur ist ein zentrales Merkmal der Konsumkultur, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg in den westlichen Industriegesellschaften entwickelt hat. Sie stellt die Möglichkeit dar, Waren zu nutzen, um Erlebnisse und Erfahrungen zu machen. Der Wunsch, viele und intensive Erlebnisse zu haben, führt zu einer Steigerung der gesellschaftlichen Individualisierung (»Erlebnisgesellschaft«); vgl. Hügel 2003; Hg.: 32 f. Insofern ist Erlebniskultur eng mit dem Begriff der ► **Populärkultur** verknüpft, in der Unterhaltung ein zentrales Element darstellt.

**Essentialisierung** Essentialisierung ist die Festschreibung des anderen auf seine Andersartigkeit bzw. des Eigenen auf seine ursprüngliche Wesenheit (Essenz), wobei innere Differenzen nivelliert werden.

»Essentialismus beschreibt die Annahme, dass Gegenstände – unabhängig von Kontext und Interpretation – eine ihnen zu Grunde liegende, alle Veränderungen überdauernde Essenz aufweisen, die ihre »wahre Natur« bestimmt und sie notwendig zu dem macht, was sie sind.« (Babka/Posselt 2003; <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php?sp=16>).

► **Essentialismus, kultureller und strategischer**; ► **Kulturalismus**

**Essentialismus, kultureller** In den 1970er Jahren begannen zahlreiche Gruppen (von Minderheiten bis Nationen) die Kategorien Kultur und Ethnos für sich offensiv zu übernehmen und im Rahmen ihrer kulturellen Besonderheiten Rechte zu erkämpfen und sich gegen konkurrierende Interessen durchzusetzen. Es ist eine Vielzahl neuer kultureller Identitäten entstanden oder geschaffen worden, und hat sich in Form eines offiziellen Multikulturalismus das öffentliche Bewusstsein erobert (Breidenbach/Nyíri 2004: 24). ► **Kulturalismus**; ► **Essentialismus, strategischer**

**Essentialismus, strategischer** Der Ambivalenz einer ► **Identitätspolitik** von Gruppen, die sich über deren Konstruktionscharakter bewusst sind, sie aber für die Durchsetzung ihrer Interessen für unverzichtbar halten, stellt Gayatri Chakravorty Spivak 1985 den Entwurf des strategischen Essentialismus entgegen. Dieser stellt ein politisch motiviertes, mit der Einsicht in den Konstruktionscharakter kultureller Eigenarten verbundenes und daher reflektiertes Beharren auf gruppenspezifischen, essentiellen Wesenszügen und Authentizität dar (vgl. Stölting 2001; [http://www.unipotsdam.de/u/allg\\_soziologie/projekt%20deutsch.htm](http://www.unipotsdam.de/u/allg_soziologie/projekt%20deutsch.htm)).

Dieter Senghaas (1998: 38–44) spricht in diesem Zusammenhang von der Haltung einer angestrebten »halbierten Modernisierung«, die einerseits grundlegenden gesellschaftlichen Wandel will, andererseits jedoch bestimmte, einer Gruppe eigene Wesenszüge unbedingt zu erhalten wünscht. Strategischer Essentialismus ist

eine Reaktion auf steigende gesellschaftliche Reflexivität (Giddens 1995) auf der einen Seite und steigenden Orientierungsbedarf in einer durch Komplexität und Kontingenzen geprägten gesellschaftlichen Situation auf der anderen.

Umstritten ist die Frage, ob strategischer Essentialismus ein Modell für Identitätspolitik in einer durch fortschreitende Enttraditionalisierung und globale Interdependenz geprägten Welt darstellt. (vgl. Stöltzing 2001; [http://www.unipotsdam.de/u/allg\\_sociologie/projekt%20deutsch.btm](http://www.unipotsdam.de/u/allg_sociologie/projekt%20deutsch.btm)). ► **Kulturalismus**; ► **Identitätspolitik**

**Ethik** Ethik bezeichnet allgemein die Lehre oder Wissenschaft vom Sittlichen, jenen Teil der Philosophie, der das moralische Bewusstsein und Verhalten der Menschen zum Gegenstand hat (vgl. Buhr und Klaus 1971: 328).

»Der Name ›Ethik‹ ist vom griechischen Wort ethos abgeleitet. Dieses selbst weist mehrere voneinander unterschiedene Bedeutungen auf. Es bedeutet erstens, meist im Plural gebraucht, den gewohnten Aufenthaltsort, den Wohnsitz, die Wohnung, auch Heimat; zweitens, ebenfalls meist im Plural, die Gewohnheiten, das Herkommen, die gewohnte Art des Menschen, sich zu verhalten, die Lebensgewohnheiten, Sitten, Bräuche usw.; drittens das sittliche Bewusstsein, die sittliche Gesinnung und Haltung, den sittlichen Charakter, das Sittliche, die Sittlichkeit.«

Die unterschiedlichen Bedeutungen des Wortes spiegeln »unterschiedliche Entwicklungsetappen in der Geschichte (besonders Frühgeschichte) der menschlichen Gesellschaft« (Buhr und Klaus, 1971: 328): Erst steht der Begriff im materiellen Kontext, dann umfasst er das Verhalten, allerdings noch eng verbunden mit Verhältnissen des Zusammenlebens, heute wird er umfassend interpretiert.

Nach Kant ist ethisches Bewusstsein und Verhalten jedem Menschen unabhängig von seiner Herkunft über den Zugang der allgemeinen Vernunft möglich. Seine deontologische Ethik beruft sich auf Pflicht, auf die Motivation zur Handlung, während die utilitaristische Ethik eher das Ergebnis einer Handlung betrachtet.

**Ethik in der Entwicklungsforschung** Kulturorientierte Entwicklungsforschung ist bis heute mehrheitlich ein Forschen über und nicht für, mit oder gar durch Menschengruppen. Es wird nach unten, also auf lokaler Ebene geforscht (»small places, large issues«, Eriksen 2001). Das dabei gewonnene Wissen wird aber in erster Linie nach oben, dem wissenschaftlich westlich orientierten Wissensordnungsapparat (Hobart 1993) zur Verfügung gestellt, nicht den Betroffenen. Ethikfragen der Forschung werden in den meisten gängigen Lehrbüchern (vgl. dazu Antweiler 2002: 30), aber auch in Methodenhandbüchern kaum thematisiert. Anwendungsorientierte Lehr- und Methodenbücher geben dem Thema mehr Raum, so z. B. Ervin 2000 (Kap. 3), Mikkelsen 1995 oder, im deutschen Sprachraum, Girtler 2001, Kap.4). ► **AGEE**; ► **Ethik in der Entwicklungszusammenarbeit**

**Ethik in der EZ** Entwicklungszusammenarbeit findet im Spannungsfeld unterschiedlicher Wertesysteme und Interessen und vor dem Hintergrund eines strukturellen Machtgefälles zwischen Nord und Süd (»Geber/Nehmer«) statt. Ethische Dilemmata sind dabei für ausländische Fachkräfte unausweichlich. Sie sind ihrem Auftraggeber verpflichtet, aber sie sind es auch gegenüber der Zielgruppe und in vielen Fällen gegenüber der internationalen Öffentlichkeit. Das Dilemma lässt sich meist nur durch eine Güterabwägung lösen, aber es gab bisher in Deutschland keine berufsethischen Maßstäbe dafür.

Die Arbeitsgemeinschaft Entwicklungsethnologie (► **AGEE**) hat »Ethische Leitlinien« entworfen, die Antworten z. B. auf folgende Fragen geben wollen: Wie lassen sich Entwicklungsziele und Interessen des Auftraggebers mit den möglicherweise erheblich davon abweichenden Vorstellungen der Zielgruppen vereinbaren? Wie weit kann der Partizipationsanspruch in einem kulturell scheinbar partizipationsfeindlichen Umfeld gehen? Welche Grenzen haben Schweigepflichtklauseln in Gutachterverträgen? Wie lassen sich Informantenschutz und Nachprüfbarkeit der Untersuchungsaussagen miteinander vereinbaren? 2002 gab es dazu auch eine Tagung mit reger Beteiligung aus den entwicklungspolitischen Institutionen (vgl. Bliss/Schönhuth/Zucker 2003. Vgl. auch: Bliss/Schönhuth 2002; <http://www.inwent.org/E+Z/19972002/ez1023.htm>; <http://www.entwicklungsethnologie.de/Leitlinien.pdf>). ► **AGEE**; ► **Weltethos**

**Ethnie/ethnische Gruppe** Früher wurde eine Ethnie bestimmt als eine Gruppe, die biologisch ihren Bestand weitgehend unabhängig aufrechterhält, über charakteristische Kulturwerte verfügt, ein fest gefügtes Netz von Kommunikation besitzt und sich von anderen solchen Gruppen unterscheidet (nach Barth, 1969). Heute versteht man darunter überfamiliäre und gleichzeitig familienumfassende (also Verwandtschaft organisierende) Lebensgemeinschaften, also Wir-Gruppen oberhalb der realen oder fiktiven Verwandtschaft (Lineage, Klan, Stamm) und unterhalb der Nation, die ein eigenes Selbstverständnis und selbst- sowie fremdzugeschriebene Traditionen aufweisen. Erst die Übereinstimmung von Selbst- und Fremdzuschreibung macht sie stabil. Die gesellschaftliche Konstruktion »erblicher Identität« grenzt eine Ethnie von einer politischen Vereinigung ab (vgl. Elwert 1989). Im Unterschied zu Klassen und anderen Interessengruppen bezieht sich Ethnie auf Personen beiderlei Geschlechts, unterschiedlichen Alters sowie verschiedener Berufe und Statusniveaus. Eine Abgrenzung ist oft schwer (z. B. Afghanistan, wo mal 20, mal 50, mal 200 Ethnien genannt werden, vgl. Schetter 2002: 474). Ethnische Gruppen müssen im Gegensatz zu ► **indigenen Völkern**/Gruppen nicht unbedingt einen historischen Raumbezug aufweisen.

Es gibt zwei Positionen in der Ethnizitätsforschung: Die strukturelle/objektivistische betrachtet Ethnie als eine durch bestimmte Handlungsmuster, Institutionen

und soziale Rollen empirisch fassbare Kategorie, während die kognitive/subjektivistische Position sich auf die Summe kollektiver Denkinhalte einer ethnischen Gruppierung bezieht. Wir-Bewusstsein, gemeinsame biologische Verwandtschaft, gemeinsames Territorium, gemeinsame Geschichte, gemeinsame Kultur (Traditionen, Deutungsmuster, Werte, Symbole etc.) sind häufige Referenzpunkte, über die sich ethnische Gruppen definieren. Die Identifizierung eines Individuums mit einer ethnischen Gruppe ist weder ständig wirksam noch unveränderlich, sondern in hohem Maße situationsabhängig (► **Identity Switching**).

Da Ethnien oft in verstreuten Territorien leben oder sogar nur Netzwerke bilden, rücken Ethnologen zunehmend davon ab, Gruppen oder Teilgruppen als ausschließliche Forschungseinheiten zu nehmen. Jetzt erforscht man vermehrt interethnische Systeme, multiethnische Netze, globale Verknüpfungen oder soziale Bewegungen, die über einzelne Gruppen hinwegreichen. In der Feldforschung ist es zunehmend notwendig, Menschen und Probleme an mehreren Orten gleichzeitig empirisch zu verfolgen (► **Multisited Ethnography**).

**Ethnische Mobilisierung/Abgrenzung** Nach Terkessidis geht es dabei um politisch mobilisierungsfähige Konstruktionen der eigenen ► **Ethnizität**, die zum Teil erst im Zuge der Moderne entstanden sind. Sie erlangen zunehmende Bedeutung im Wettbewerb um Gelder, Privilegien, Ressourcen, im Verteilungskampf um Anteile und Anrechte. Teilweise schließen sich deshalb – dem Gesetz der großen Zahl in Demokratien folgend – immer mehr Minderheiten zu Großgruppen zusammen (Afroamerikaner, Gay-Bewegung ...). Ethnische Abgrenzung ist eher eine Frage der Identifizierung mit einer Facette der eigenen Herkunft, eine bewusste Entscheidung (vgl. Mayer/Terkessidis 1998; als Fallbeispiel zu Estland nach der Perestrojka: Dittmer 2003). ► **Ethnisierung**; ► **Ethnie oder Nation**

**Ethnisierung**, auch als ► **»Kulturalisierung«** oder **»kulturelle Essentialisierung«** bezeichnetes Phänomen. Es besteht in einer Reduktion von Unterschieden zwischen Kategorien oder Gruppen von Menschen auf ethnische oder kulturelle Unterschiede. Es wird zwischen ► **Selbstethnisierung** und Fremdethnisierung unterschieden.

**Ethnizität, ethnische Identität** Ethnizität leitet sich ab vom griechischen »ethnos = Volk« und bezeichnet die individuell empfundene Zugehörigkeit zu einer Volksgruppe, deren gemeinsame Merkmale z. B. Sprache, Religion bzw. gemeinsame Traditionen sein können. Bei Kultur geht es um sozial hergestellte Bedeutung, bei Ethnizität um soziale Abgrenzung (Inklusion und Exklusion), die zu Wir-Gruppenbildung führt. Ethnische Identität ist eine Form von ► **kollektiver Identität**.

Im Prozess der kulturellen Differenzierung werden gruppen- bzw. identitätskonstituierende Merkmale (sog. Identitätsmarker) wie ► **Heimat**, Abstammung, Religion und Sprache in beliebiger Anzahl und Kombination hervorgehoben und im Rahmen einer primordialen Rhetorik zur Grundlage einer um Ursprünglichkeit bemühten Definition des Eigenen und des Fremden gemacht. Sie erlaubt deshalb auch situationale Umdefinitionen gemäß wechselnder Interessenkonstellationen. Giordano (1981) spricht in diesem Zusammenhang von »rationalem Identitätsmanagement«.

Gerade ihre enorme Aktualisierbarkeit verweist jedoch auf die emotionalsymbolische Kraft ethnischen Gemeinschaftsglaubens, der sich in politischer Verwendung nicht erschöpft (vgl. auch ► **Selbst-Ethnisierung**). Insgesamt zeigt Ethnizität sich also als eine Kombination von primordialer Rhetorik, welche die kulturelle Besonderheit und lange Geschichte betont, und pragmatischen situationsbezogenen Opportunismus im Aushandeln. Ebenso sind ethnische Grenzziehungen (im Gegensatz zum ► **Nationbegriff**) nicht exklusiv. Man kann sich umgreifende, überkreuzende oder auch für den Wechsel offene Zugehörigkeiten (Identitäten) zuschreiben (vgl. Schlee 1985). Staaten versuchen Ethnizität in ihrem Sinne zu regulieren. Zur Zeit der Entstehung dieser Konzepte Anfang der 1970er Jahre waren ethnisch definierte Interaktionen eher friedlich. Spätestens seit Ende der 1980er Jahre ist das Konzept von Ethnizität weltweit wesentlich politisierter, sind die Auseinandersetzungen härter geworden (vgl. Tambiah 1989: 339).

Esser sagt dazu: »Es gibt in einer Gesellschaft ein Reservoir von gedanklichen Modellen der Typisierung, Abgrenzung und von Gefühlen der Solidarität zu ›ethnischen‹ Gruppen, die nicht erst aktuell konstruiert worden sind. Sie sind in vielen kulturellen Selbstverständlichkeiten noch sichtbar, wenngleich nicht virulent. Und deshalb stoßen die aktuellen ›Konstruktionen‹ bei den Menschen auch nicht auf komplettes Unverständnis, wenn sie damit konfrontiert werden. Die Anknüpfungsmöglichkeit an durchaus schwache, latente kulturelle Muster ist eine Bedingung für alle Versuche der Wiederbelebung ethnischer Ideen und Ideologien. Gänzlich aus dem Nichts heraus kann Ethnizität sicher nicht geschaffen werden. Aber ihren Sinn müssen die versunkenen Erinnerungen über aktuelle Gemeinsamkeiten und Abgrenzungen gewinnen. Und das können nur aktuelle gemeinsame und auch starke Interessen sein« (Esser 1996: 73). ► **Nationalcharakter**; ► **Identität, kollektive**; ► **Primordialismus**

**Ethnologie** auch Kulturanthropologie, bzw. Völkerkunde (engl. *cultural anthropology*, *social anthropology*, frz. *ethnologie*; sp. *antropologia cultural*); die Wissenschaft, die die Daseinsgestaltung menschlicher Kollektive (Gruppen, Netzwerke) im umfassendem Sinn ausgehend von einem holistischen Kulturbegriff erforscht; früher zu fremden, fernen und vermeintlich einfachen (»primitiven«)

Gesellschaften, heute grundsätzlich zu jeglichen Kollektiven, auch zur eigenen Gesellschaft; methodisch stehen intensive Mikrostudien (mittels »Feldforschung«) zu Teilbereichen von Gesellschaften und kulturvergleichende Studien (► **Cross-Cultural Studies**) im Zentrum.

**Ethnologie der Globalisierung** »Der ganzheitliche Anspruch der Ethnologie ist im Zeitalter der weltumspannenden Vernetzung immer schwerer einzulösen und stellt die Disziplin vor neue theoretische und methodologische Aufgaben«, stellen Breidenbach/Zukrigl 2002b fest. Und sie fahren fort: »Immer seltener sind Kultur, Gesellschaft und Ort deckungsgleich. In einer Welt, in der die Kontakte zwischen räumlich weit voneinander entfernten Gesellschaften exponentiell zunehmen, lässt sich das traditionelle Forschungsgebiet der Ethnologie (außereuropäische, vormoderne Gesellschaften) nicht mehr isolieren. Zeitgenössische ethnologische Forschung hat die künstliche Trennung zwischen Wir (im Westen) und den Anderen (der Rest der Welt) überwunden und untersucht das moderne Leben überall: afrikanische Managementtechniken, die Lebensentwürfe junger Deutschtürken, chinesischen Europa-Tourismus oder die Bedeutung des Internets in Trinidad.« (Breidenbach/Zukrigl 2002b). ► **Multisited Ethnography**

**Ethnonationalismus** Ethnische Gruppe und Ethnozentrismus sind nach Kellas (1998) mit Nation und Nationalismus vergleichbar. Der Unterschied liege in den engeren Definitionen von ethnischer Gruppe und Ethnozentrismus, die eher in der sozialpsychologischen Theorie verwurzelt sind als Nationalismus, der explizit ideologische und politische Dimensionen hat. Ethnien seien in der Regel kleiner als Nationen, eher auf gemeinsame Abstammung und Geschichte bezogen, ausschließender (exclusive) und zuschreibender, d.h. ihre Mitgliedschaft ist auf diejenigen beschränkt, die bestimmte »angeborene« Attribute miteinander teilen (vgl. Kellas 1998: 5).

Allerdings zeigt die neuere Forschung zu ► **Ethnizität**, dass ethnische Zugehörigkeit gerade nicht exklusiv ist. Man kann sich umgreifende, überkreuzende oder auch für den Wechsel offene Zugehörigkeiten (Identitäten) zuschreiben (vgl. Schlee 1985).

Auch Dittmer kritisiert in einer Arbeit zur Mobilisierung ethnischer Unterschiede: »Die Erklärung der Unterschiede zwischen »ethnischer Gruppe« und »Nation« leuchtet allein schon empirisch nicht ein – ohne weiteres lassen sich zahlenmäßig große Ethnien und demgegenüber kleine Nationen als Beispiele finden. Mehr noch ist es auf der Analyseebene bereits schwierig, das Maß der gemeinsamen Abstammung oder die Bedeutung ihres Platzes in der Menschheitsgeschichte zu bestimmen, gerade wenn – wie von Kellas unterstellt – kein qualitatives Merkmal ethnische Gruppen von Nationen trennt. (...) Die Abgrenzung entlang ethno-



nationaler Linien ist nichts anderes als der Versuch, Herrschaft und ethnische Zugehörigkeit in Übereinstimmung zu bringen. Ob diese Grenzziehung in Westeuropa anders, d. h. inklusiver, liberaler, demokratischer wirkt als in den Ländern, die als »ethnische« Nationen gekennzeichnet werden, weil stärkere Zivilgesellschaften bereits vor Staatsgründung vorhanden waren, ist dabei fraglich« (Dittmer 2003; <http://webdoc.sub.gwdg.de/diss/2004/dittmer/dittmer.pdf>).

► **Konflikte, ethnische;** ► **Konflikte, ethnisierte;** ► **Rassismus ohne Rassen**

**Ethnopluralismus** Der Begriff Ethnopluralismus setzt sich aus dem griechischen ethnos (Volk) und dem lateinischen pluralis (aus mehreren bestehend, zu mehreren gehörig) zusammen. Die Protagonisten des Ethnopluralismus vermeiden meist das negativ konnotierte Wort Rasse und benutzen stattdessen die Begriffe Volk oder Kultur. Insbesondere die intellektuelle Neue Rechte versteht den Begriff als Synonym für »Völkervielfalt«. So wurde aus der »rassischen Vielfalt« der ethnische Pluralismus.

Universalistische Ansätze (Marxismus, Liberalismus, Humanismus) bzw. egalitäre Ideale der Moderne (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit) und ihre politischen Pendanten (gleiche Würde, gleiche Rechte eines jeden Menschen im Staat) lehnen Vertreter des Ethnopluralismus mit dem Hinweis auf die biologische Verschiedenheit des Menschen und in Berufung auf Ergebnisse der Verhaltensforschung ab. »Indem sie Beobachtungen aus dem Tierreich auf das menschliche Zusammenleben übertragen, behaupten sie, dass es dem natürlichen nicht veränderbaren Verhalten entspreche, wenn Menschen Fremde oder Migranten ablehnen. Die Solidarität innerhalb der eigenen Gruppe (Ethnie/Volk) wird ebenso wie die Abgrenzung nach außen, das heißt die Fremdenfeindlichkeit, als ein natürliches Verhalten angesehen. Die Zugehörigkeit zu einem Volk, die durch die Geburt festgelegt sei, ist aus dieser Sicht die entscheidende Prägung des Menschen, ihr gegenüber seien Willensentscheidungen, etwa die Annahme einer Staatsbürgerschaft, bedeutungslos« (Innenministerium NRW; <http://www.im.nrw.de/sch/328.htm>).

Das Konzept, so erläutert das Innenministerium in seinem Internetglossar weiter, »geht auf Ideen zurück, wie sie beispielsweise der Theoretiker des italienischen Faschismus, Julius Evola, formuliert hat: »Nicht jedem ersten besten kann Menschenwürde zugesprochen werden, und auch wo sie vorhanden ist, erscheint sie in verschiedenen Abstufungen.« Ethnopluralismus lehnt die Integration von Menschen verschiedener Herkunft und Kultur ab, da die Völker und Nationen dadurch ihre kulturellen Eigenarten, ihre Identität und letztlich ihre Qualität verlören. Auf diese Weise dient der Ethnopluralismus im rechtsextremistischen Verständnis dem Erhalt der »nationalen Identität« (...).

Der Ethnopluralismus tritt in der Regel nicht im Gewande eines plumpen  
► **Rassismus** auf. Meistens geht er nicht von einer grundsätzlichen Höherwertig-

keit der eigenen Volksgruppe aus, billigt aber Menschen anderer Herkunft im Inland tendenziell nicht die gleichen Menschenrechte zu bzw. verweist sie auf die jeweiligen Herkunftsländer« (Innenministerium NRW; <http://www.im.nrw.de/sch/328.htm>; vgl. auch: [http://lexikon.idgr.de/e/e\\_t/ethnopluralismus/ethnopluralismus.php](http://lexikon.idgr.de/e/e_t/ethnopluralismus/ethnopluralismus.php)). ► **Rassismus ohne Rassen**

**Ethnopolitik** Politik von Nationalstaaten gegenüber ► **indigenen Völkern** bzw. anderen Minderheiten (z. B. Migranten) im eigenen Land. ► **Ethnische Minderheiten**; ► **Ethnizität, politisierte** (vgl. auch Dittmer 2004)

**Ethnoscapes** Der Begriff, übersetzt ›ethnische Räume‹, wurde vom indo-amerikanischen Ethnologen Arjun Appadurai Anfang der 1990er geprägt. Ethnische Räume beschreiben Gruppenidentitäten, die sich eher unabhängig von Territorien entwickeln. Lokale Bedeutungen werden ihrer tradierten Umwelt enthoben und in neuen Zusammenhängen präsentiert. Beispiele sind das weltweite Netzwerk der Auslandschinesen, aber auch anderer ► **Diasporen**, wie z. B. die Indo-amerikaner die heute in enger Verbindung und Austausch zu den Herkunftsräumen stehen. (Ein köstliches Beispiel solch einer transkulturellen Situation gibt Appadurai für seine eigene Familie; vgl. Appadurai in der Einleitung zu diesem Glossar).

»In dem Ausmaß, in dem Menschen heute mit ihren kulturellen ›Bedeutungen‹ im Raum unterwegs sind und in dem diese Bedeutungen selbst da auf Wanderschaft gehen, wo die Menschen an ihren angestammten Orten bleiben, können geographische Räume Kultur nicht wirklich beinhalten oder gar begrenzen« (Hannerz 1995: 68). Räumliche Konstellationen bleiben zwar weiterhin bedeutsam, sind aber zunehmend »entbettet« (Giddens), d. h. der lokale Schauplatz wird auch durch Nichtanwesende strukturiert.

Die Thesen der Entterritorialisierung übersehen allerdings häufig, dass die lokalen Gesellschaften als verwaltungstechnisch definierte Konsumeinheiten fortbestehen. So stellt Pfaff-Czarnecka fest: »Gerade in Situationen der gesellschaftlichen Umverteilung sind der menschlichen Kreativität keine Grenzen gesetzt, wenn es gilt, Ressourcen zu akquirieren. Die eigene lokale Gesellschaft als Vision einer homogenen Gemeinschaft darzustellen, basiert auf einer gekonnten Verbindung zwischen lokalen Werten und den universelle Geltung beanspruchenden Bedeutungen, die von außen hereinbrechen« (Pfaff-Czarnecka o.J.; [http://www.unibielefeld.de/soz/iw/pdf/pfaff\\_lokal.pdf](http://www.unibielefeld.de/soz/iw/pdf/pfaff_lokal.pdf)). Hier geht es um den strategischen Umgang mit ► **kulturellen Repertoires**, die je nach Kontext benutzt werden.

► **Heimat**; ► **Kultur als Fluxus**; ► **Essentialismus, strategischer**

**Ethnozentrismus** Ethnozentrismus bezeichnet die Tendenz, die eigene Kultur als Zentrum aller Dinge und als Maßstab für andere Kulturen zu betrachten. Die eigene Kultur bzw. ► **Wir-Gruppe**◀ wird positiv von anderen Gruppen abgegrenzt. Er ist die »Tendenz zur Höhererschätzung des Heimatlich-Vertrauten, des Bodenständigen und Immer-so-gewesenen, verbunden mit entsprechendem Misstrauen gegen alles Fremde, Andersartige, aus der gewohnten Ordnung Fallende« (Bischof 1992: 40).

Die Herabsetzung des Fremden, Andersartigen geschieht auf der einen Seite durch »Verdinglichung und Essentialisierung«: Wir-Sie-Kategorisierung; Ungleichbewertung (Eigenes besser als Fremdes); Ungleichbehandlung (Diskriminierung); Ent-Individualisierung (Person nur als Gruppenmitglied wahrgenommen). Auf der anderen Seite durch »Naturalisierung«: Ungleichheit in Bezug gesetzt mit äußeren Körpermerkmalen; Schluss von äußerlichen Merkmalen auf innere (psychische) Eigenschaften; Übertragung einzelner zugeschriebener Eigenschaften auf alle (Totalisierung); Annahme der Ursprünglichkeit und Unveränderlichkeit der insgesamt »natürlichen« Unterschiede (Fixierung; ► **Primordialismus**) (vgl. Antweiler 2004).

Die sozialpsychologischen Wurzeln des Ethnozentrismus könnten im von Tajfel untersuchten ► **Minimalgruppenparadigma** liegen. Ethnozentrismus ist wie »Rassismus« und »Ausländerfeindlichkeit« eines der Wörter, die heute in den Medien, aber oft auch von Wissenschaftlern ohne genaue Spezifizierung verwendet werden (für Beispiele siehe Antweiler 2004).

► **Polyzentrismus**; ► **Rollendistanz**; ► **Empathie**; ► **Ethnizität**; ► **Othering**

**Ethnozid** Ethnozid bedeutet »kulturellen Tod«, also das Ende der Existenz von Kultur. Absichtlich herbeigeführter Ethnozid ist »der Versuch, die kulturelle Existenz einer ► **Ethnie** zu vernichten« (Bolz 1999: 112), meist ausgelöst durch das »auf Rassismus beruhende Überlegenheitsgefühl einer dominanten Gesellschaft gegenüber ethnischen Minderheiten« (Bolz 1999: 112).

Beispiel für den Versuch eines Ethnozids ist die Sicht mancher US-Amerikaner bis in die 1960er Jahre hinein, die glaubten, das »Indianer-Problem« durch Umerzählung und Umsiedlung der Reservationsbevölkerung in Großstädte lösen zu können mit dem Ziel, dass sich die indianische Bevölkerung in den »Schmelztiegel« USA integrieren und ihre eigenständige ethnische Existenz aufgeben würde (vgl. Bolz 1999: 112).

**Europäische Union** Der Kulturbegriff der Europäischen Union ist im Wesentlichen ein enger, auf ► **Kulturpolitik**, ► **Kulturaustausch** und ► **Kulturerbe** bezogener. Es wird aber auch in einem weiteren Sinne von der »Schaffung eines gemeinsamen europäischen Kulturraums« gesprochen.

Nach Selbsteinschätzung in einem Papier der Europäischen Union wurde der Wunsch nach kulturellen Maßnahmen auf europäischer Ebene bereits in den 70er Jahren deutlich. Offiziell wurde der Kulturbegriff jedoch erst im Jahr 1992 des Maastrichter Vertrags thematisiert. Darin wird die Europäische Union aufgerufen, »einen Beitrag zur ›Entfaltung der Kulturen der Mitgliedstaaten unter Wahrung ihrer nationalen und regionalen Vielfalt sowie gleichzeitiger Hervorhebung des gemeinsamen kulturellen Erbes‹ zu leisten.« Zur Schaffung eines wirklichen europäischen Kulturraums unterstützt die Union ihre Mitgliedstaaten in diversen Bereichen, z. B. durch die Erhaltung des kulturellen Erbes von europäischer Bedeutung; nichtkommerziellen Kulturaustausch; Förderung/Austausch von künstlerischem und literarischem Schaffen, Zusammenarbeit mit Drittländern und den für Kultur zuständigen internationalen Organisationen. Im Jahr 2000 nahm die Kommission mit dem Rahmenprogramm ›Kultur 2000‹ ein neues Konzept für ihre Tätigkeit im Kulturbereich an. »Ziel dieses Konzepts ist die Schaffung eines gemeinsamen kulturellen Raums durch die Förderung des kulturellen Dialogs, des kreativen Schaffens, der Verbreitung der Kultur, der Mobilität der Künstler und ihrer Werke, des europäischen kulturellen Erbes, neuer Formen des kulturellen Ausdrucks sowie der sozioökonomischen Rolle der Kultur.« (vgl. Europäische Union 2004: <http://europa.eu.int/scadplus/leg/de/cig/g4000k.htm#k15>)

Yasemin Soysal geht 2003 in einer Standortbestimmung zur Kultur Europas der Frage nach, was eigentlich europäische Identität bestimmt. Anders als bei nationalen Kategorien von Identität findet Europa seine Legitimität danach nicht primär in seiner tief verwurzelten Geschichte oder in seinen historischen Kulturen. Das neue Europa ist zukunfts- und nicht vergangenheitsorientiert. Was Europa zusammenhält, so Soysal aufgrund ihres Vergleichs aktueller Bildungsinhalte, ist eine Reihe bürgerlicher Ideale, universalistischer Glaubenssätze und Prinzipien. Allerdings sind diese so universal, dass sie nicht mehr speziell Europa zugeordnet werden können. Dies macht es unmöglich, eine territorial und kulturell gebundene Identität Europas zu bestimmen. Dem neuen Europa mangle es an Originalität und seine Identität scheint keine Herausforderung für nationale Identitäten zu sein. Noch immer ist ein bedeutender Teil des Geschichtsunterrichts in Schulen der nationalen oder regionalen Geschichte gewidmet. Aber die Lehrbücher stellen andererseits Nation und Identität zunehmend in einen europäischen Kontext, und in diesem Prozess wird auch die Nation neu interpretiert.

So resümiert Soysal: »Europa ist ein strittiges und unfertiges Projekt, offen für Modifikationen und neue Entwicklungen. Doch was noch wichtiger ist: Es sollte niemals mit einer schlüssigen und einheitlichen Darstellung enden. Denn nur in dieser Art Europa (und der Art von pluraler Identität, die es ermöglicht) finden sowohl der Osten und der Westen als auch der Süden und der Norden ihren Platz und werden somit Bestandteil eines vielfältigen kulturellen Europas« (2003: 38) (...)

»Je weiter die institutionelle Integration der EU mit ihren Institutionen und Regierungsprinzipien fortschreitet, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit einer gemeinsamen Identität und Kultur« (Soysal 2003: 35; [http://www.bpb.de/publikationen/QDU2ND,0,0,Kulturelle\\_Standortbestimmung\\_Europas.html](http://www.bpb.de/publikationen/QDU2ND,0,0,Kulturelle_Standortbestimmung_Europas.html)). Dies steht in deutlichem Kontrast zum derzeit politisch wieder lancierten Begriff einer europäischen ► **Leitkultur**.

**Evaluierung** Evaluierung steht heute vor dem Hintergrund der »4. Generation« von Evaluation. Nicht mehr Projekt-Outputs, sondern Fragen zu Programmeffekten (impacts), Zielgruppenerreichung und Stakeholder-Sichtweisen stehen dabei im Vordergrund. Weniger Objektivität der Ergebnisse, als vielmehr Glaubwürdigkeit (trustworthiness), kulturelle Anschlussfähigkeit und Handlungsrelevanz stehen nun im Vordergrund von Evaluation.

Eine Ex-Post-Evaluierung von 32 abgeschlossenen Projekten der deutschen Staatlichen Zusammenarbeit (BMZ 2000) zeigte einen signifikanten Zusammenhang zwischen Zielerreichung und Kulturangepasstheit: So hat sich herausgestellt, dass ein Zielkonsens zwischen der deutschen Seite und dem lokalen Projektträger aber auch mit den Zielgruppen von Beginn an von zentraler Bedeutung ist. Deshalb müsse den soziokulturellen Rahmenbedingungen der gleiche Stellenwert zukommen wie ökonomischen und naturwissenschaftlichen. Der erste Faktor hat mit der Fähigkeit zu einem offenen und gleichwohl »kultursensiblen Dialog auf Augenhöhe« zu tun; der zweite erfordert »die genaue Kenntnis der Problemsicht, der Ressourcen und der kulturell geprägten Eigenheiten von Zielgruppen« (BMZ 2000: 10).

Partizipative Evaluierungsdesigns haben Auswirkungen auf veränderte TORs, Auswahl der Gutachter, Art der Evaluierungsinstrumente und einen veränderten Status der Befragten, z. B.: Welche Fragen interessieren den Partner? In welchem Verhältnis stehen die externen Leistungen zum erforderlichen Mitteleinsatz auf Seiten der Partner? Partizipatorische Evaluationsdesigns sind durchaus aufwendig, sowohl was Vorbereitung, als auch was die Kosten betrifft. Ihr Einsatz bei Evaluationen sollte gerechtfertigt sein. Sie eignen sich besonders für gewichtete und genderspezifische Aussagen zu Wirkungen von Aktivitäten; zur Erhebung von Sichtweisen einzelner Stakeholder und deren Vernetzung; für das Entdecken versteckter Indikatoren und Kriterien; für Fragen der »Performance« und der Zusammenarbeit zwischen einzelnen Stakeholdern/Akteuren. (Zum Weltbankkonzept des Participatory M&E vgl.: World Bank 2003a; <http://nweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/61ByDocName/ResourcesOnSocialAnalysisGlossaryofKeyTerms>)

Eval bezeichnet ein neues elektronisches Evaluierungsverfahren, eine Interviewsoftware, die die GTZ zusammen mit der Bremer Unternehmensberatung Neu-

himmel ([www.nextpraxis.de](http://www.nextpraxis.de)) entwickelt hat. Es wird schrittweise die bisherige Praxis, in der Ergebnisse und Wirkungen mittels Fragebögen erfasst wurden, ablösen. Die drei jeweils am besten informierten Personen der GTZ, des Partners und der Zielgruppen bzgl. eines Projekts beantworten in einem Selbstinterview Fragen (z. B. woran sie Erfolg oder Fehlschlag des Projektes bemessen würden). Die subjektive Meinung bildet einen Bedeutungsraum ab, den der Computer grafisch darstellen kann. Dabei wird der ›Kultur‹ im EVAL nicht explizit benannt, sondern als eine der Intervention in fremde soziale Systeme inhärente Komponente der EZ vorausgesetzt. (vgl. Dümcke 2003: 23).

**Evolution** Ein sehr unterschiedlich verwendeter Terminus; meist verstanden als gesellschaftlicher Wandel, der langfristig, gleichmäßig bzw. stetig verläuft; im Gegensatz zu Revolution; oft als Komplexitätssteigerung aufgefasst (im Gegensatz zu »Devolution«); besonders oft in wertender Weise mit Höherentwicklung (»Fortschritt«; ► **Hochkultur**) gleichgesetzt und dann auch synonym mit ► **»Entwicklung«** gebraucht.

**Exil** Unter Exil versteht man nach Kokot »... den Aufenthalt in einer als fremd wahrgenommenen Umgebung, dessen Anlass nicht als freiwillige Entscheidung wahrgenommen wird und dessen zeitliche Dauer nicht der eigenen Kontrolle unterliegt. Das heißt: Menschen im Exil können zumindest in ihrer eigenen Wahrnehmung nicht zurück. Der Faktor der Fremdheit spielt in der Erfahrung des Exils eine entscheidende Rolle. Um die unbestimmte Möglichkeit der Rückkehr nicht ganz aus den Augen zu verlieren, muss ein symbolischer Bezug zur ›Heimat‹ immer neu konstruiert werden. Ein primäres Mittel dazu ist die Konstruktion von Geschichte und die Erfindung und Vitalisierung gemeinsamer Traditionen. Nicht alle Menschen im Exil sind im engeren Sinne Flüchtlinge. Im Exil geborene Kinder und Enkel haben die traumatischen Ereignisse der Flucht nicht selbst erlebt. Dennoch teilen sie die Erfahrung des nicht-freiwillig-in-der-»Fremde«-Lebens. Es bliebe in diesem Zusammenhang beispielsweise zu klären, inwieweit Geschichten über die Flucht und den Neuanfang als Erzählmuster über Generationen tradiert werden und somit auch für die Kinder und Enkel identitätsstiftend wirken« (Kokot 2003; <http://www.unibamburg.de/Wiss/FB/09/EthnoVklprojeth.html>).  
► **Diaspora**; ► **Heimat**

**First Nations** Der Begriff kam in den 1970ern in Gebrauch und ersetzte die von vielen Betroffenen als beleidigend empfundene Fremdbezeichnung »Indianer«. Er bezieht sich auf die Tatsache, dass nordamerikanische Indianer und Inuit lange vor den weißen Siedlern den amerikanischen Kontinent besiedelten. Der Begriff wird alternativ zu »Native American Tribes/Communities« benutzt. Obwohl viel gebraucht, gibt es keine einheitliche gesetzliche Definition. Am häufigsten bezieht er sich auf indianische Gruppen Kanadas (»First Nations Peoples«). Mitglieder von »Registered First Nations« können dabei Land- und Stimmrechte sowie staatliche Unterstützungen beanspruchen. (Vgl. [http://www.umanitoba.ca/centres/mcbp/concept/thesaurus/thesaurus\\_F.html](http://www.umanitoba.ca/centres/mcbp/concept/thesaurus/thesaurus_F.html); Aufruf: 18. 1. 2005)  
Die offizielle Vertretung der First Nations Peoples ist die »Assembly of First Nations« (vgl. [http://www.afn.ca/Assembly\\_of\\_First\\_Nations.htm](http://www.afn.ca/Assembly_of_First_Nations.htm); Aufruf 18. 1. 2005).

#### **Fluxus** ► Kultur als Fluxus

**Fortschritt** Allgemein jede von einem niederen auf einen höheren Zustand gerichtete Entwicklung, bedingt durch einen zielgerichteten, in der Regel gradlinigen, zu einem großen Teil unumkehrbaren Prozess« (vgl. Microsoft® Encarta® Enzyklopädie 2001. © 1993–2000 Microsoft Corporation: »Fortschritt«); ökonomisch ein »Prozess, bei dem eine knappe Ressource entweder in besserer Qualität und/oder einer größeren Gruppe von Menschen (als Quantität) zur Verfügung steht« (Dittmar 2004; <http://www.dittmar-online.net/ip/>).

Geboren in der europäischen Aufklärung als Ausdruck für eine Entwicklung zum Höheren, prägt der Begriff insbesondere das ► **Weltbild** der westlichen Moderne. Hieß »Fortschritt« im 18. Jahrhundert noch moralische Läuterung der Menschheit, so wurde darunter im 19. Jahrhundert ein Prozess verstanden, der mit der Vertreibung aus dem Paradies begonnen hatte und letztlich in politisch vernünftig geregelten Verhältnissen enden sollte. Erst das europäische (und amerikanische) 20. Jahrhundert sah im »Fortschritt« einen Prozess, der ins Unendliche weiterläuft, wobei der Wissenschaft noch bis in die 1970er Jahre zugetraut wurde, dass sie binnen kurzem für alle Probleme eine Lösung haben würde: Siedlungen im Weltraum, das Ende aller Krankheiten, einen unerschöpflichen Reichtum an Energie. Zugleich wuchs die Überzeugung, dass nur ein stetes Wirtschaftswachstum diese Vision des Fortschritts garantieren könne. An den Folgeschäden bildete sich das Paradigma der »Nachhaltigkeit« aus: »Fortschritt« wurde »verantwortungsethisch korrigiert«: die negativen ökologischen, aber auch die ökonomischen und sozialen Auswirkungen dürfen zu keinen grundlegenden Folgeschäden führen, die die

Regeneration des Systems Welt insgesamt betrifft (vgl. Goethe-Institut 2005; <http://www.goethe.de/ins/vb/prj/fort/berl/exp/deindex.htm>).

Fortschritt ist wie ›Evolution‹ oder ›Individualismus‹ eine der großen ► **Meistererzählungen** des westlichen Humanismus. Der Begriff steht also in einer ganz bestimmten historischen Tradition mit deren offenen und verborgenen Epistemologien.

»Was ›Fortschritt‹ ist, lässt sich heute auf nationaler oder regionaler Ebene allein nicht mehr beantworten. Ein Staat, der die Industrialisierung vorantreibt, greift in das ökologische, wer seine Märkte öffnet, greift in das soziale und wer Produktionskapazitäten anbietet, greift in das ökonomische Gleichgewicht der Welt ein. Zugleich bringt es die zunehmende Globalisierung mit sich, dass das Modell des westlichen Fortschritts, das in der Kolonialzeit noch gewaltsam durchgesetzt werden sollte, nun rund um den Globus gleichsam naturwüchsig Einzug hält: durch die Gesetze der Ökonomie, durch die international sich vernetzende Kommunikation und durch neue Technologien, die die Welt überziehen. So trivial diese Erkenntnis ist, so wenig wissen wir darüber, wie dieser ›Fortschritt‹ in den Regionen der Welt aufgenommen und mit welchen Hoffnungen oder Befürchtungen er verbunden wird. Je mehr aber die Welt zusammenwächst, desto dringlicher wird es, sich darüber interkulturell zu verständigen. In diesem Dialog stoßen alle Seiten immer wieder auf Hindernisse, die sich aus unterschiedlichen Konnotationen gewisser Grundbegriffe wie ›Freiheit‹, ›Menschenrechte‹, aber eben auch ›Fortschritt‹ ergeben.« (Goethe-Institut 2005; <http://www.goethe.de/ins/vb/prj/fort/berl/exp/deindex.htm>)

Im Rahmen eines internationalen Kooperationsprojekts haben deshalb die GTZ und das Goethe-Institut 2004 eine Konferenzreihe gestartet, bei der die Frage im Mittelpunkt stand, was der Begriff Fortschritt in unterschiedlichen Ländern heute bedeutet (vgl. GTZ/Goethe-Institut-Projekt; <http://www.goethe.de/ins/vb/prj/fort/berl/exp/deindex.htm>).

► **Cosmovisión**; ► **Weltanschauung**

**Freiheit, kulturelle** Kulturelle Freiheit (cultural liberty / cultural freedom) bezieht sich auf das Recht einer Gruppe, die Lebensart ihrer Wahl anzunehmen, ihre eigene Sprache zu sprechen, ihre eigene Religion zu praktizieren und am kulturellen, sozialen und ökonomischen Leben teilhaben zu können (vgl. Weltbank). Der UN Development Report der UNDP von 2004 fordert, kulturelle Freiheit als eigenes Entwicklungsziel anzuerkennen (»Countries should treat cultural freedoms as basic human rights that are essential to life in modern, diverse societies«) und nennt als funktionierende Beispiele Belgien, Malaysia, Südafrika oder Kanada. Gerade multiethnisch oder multireligiös verfasste Staaten sollten »asymmetrische demokratische Strukturen aufbauen, um so den unterschiedlichen Gruppen



sowohl eigene Identitätsausübung als auch die Zugehörigkeit zum gemeinsamen Staatswesen zu ermöglichen. Besonders beachtenswert im UNDP-Bericht ist der Ruf nach religiöser Freiheit und zwar auch der des Individuums vor den Zwängen der Gesellschaft, u.a. auch die Religion verlassen zu können!« (Human Development Report 2004; [http://bdr.undp.org/reports/global/2004/pdf/bdr04\\_complete.pdf](http://bdr.undp.org/reports/global/2004/pdf/bdr04_complete.pdf)).

## **Fremdbild ▶ Selbstbild**

**Fremdheitskompetenz** Fremdheitskompetenz ist nach Jakobeit/Schattenhofer, »die ›Herausforderung zuzulassen, dass das Andere/Fremde die Freiheit hat, anders und verschieden zu sein, sowie (...) ein permanentes Hinterfragen der eigenen Denkmuster und Vorurteile, die Auseinandersetzung mit dem Problem von ›Existenz, Koexistenz und Interaktion mit dem Fremden« (1996: 400). Eine solche kulturelle und ethnische Koexistenz zuzulassen, ist nach Jakobeit/Schattenhofer Kennzeichen eines interkulturell kompetenten Akteurs (vgl. Zülch 2004: 15).

### **▶ Kompetenz, interkulturelle**

**Fünf-Kulturen-Spiel** Das 5-Kulturen-Spiel wurde von dem früheren Leiter des Institutes für Interkulturelle Didaktik an der Universität Göttingen, Karl-Heinz Flechsig, konzipiert und entwickelt. Es gehört in den Kontext der »culture awareness-Trainings«, ist dem **▶ Contrast Culture-Ansatz** ähnlich, aber mit einer Gesamtdauer von zwei bis drei Tagen wesentlich komplexer und intensiver als die meisten anderen erfahrungsorientierten interkulturellen Trainingssimulationen.

»Beim Fünf-Kulturen-Spiel erlernen die Teilnehmer auf spielerische Weise, sensibel mit kulturbedingten Eigenschaften anderer umzugehen und Strategien im Umgang mit fremden Lebens- und Kommunikationsstilen zu entwickeln. Die 13–20 Teilnehmer bilden fünf Gruppen. Jede der fünf Gruppen vertritt eine Kultur (einen ›Lebensstil‹) entsprechend einer ausführlichen Beschreibung (der Rollenkarte). Nachdem sich jede Gruppe mit ›ihrer‹ Kultur vertraut gemacht hat, wird sie mit einem wichtigen Ereignis konfrontiert, das sie in Kontakt zu den anderen Kulturen bringt. Es geht um ein gemeinsames Problem, für das die einzelnen Gruppen zunächst kulturspezifische Lösungsvorschläge entwickeln. Ausgehend von diesen Vorschlägen wird der Versuch unternommen, im Dialog miteinander zu einer gemeinsamen Lösung zu kommen.

Das Fünf-Kulturen-Spiel stützt sich auf das kulturtheoretische Konzept von Thompson, Ellis & Wildavsky (1990), das von weltweit fünf existenzfähigen Lebensstilen ausgeht (einem hierarchischen, einem egalitären, einem individualistischen, einem fatalistischen und einem ›einsiedlerischen‹). (Flechsig o.J.: <http://www.ikud.de/kooperation/#2>, Aufruf: 10. 1. 2005; vgl. auch Flechsig 2002).

Durch die schablonenhafte Annahme »dominanter Lebensstile« unterliegt das Konzept derselben Kritik, wie alle kulturdifferenzialistischen Ansätze (► **Kulturdimensionen**), stellt jedoch für eine allgemeine Sensibilisierung kultureller Selbst- und Fremdwahrnehmung ein hilfreiches didaktisches Instrument dar.

## G

**Gedächtnis, kulturelles** Mit dem Verständnis der Konstruiertheit von kollektiver Identität und damit auch der eigenen Geschichte entspannt sich in den neunziger Jahren in den Kulturwissenschaften eine breite Diskussion um das kulturelle Gedächtnis einer Gesellschaft. Nach Keller (2003) steht dabei im Vordergrund »... der Blick auf die Funktionsweisen der kollektiven Erinnerungsarbeit, denn die sozialen Bedingungen des Gedächtnisses bestimmen den Rahmen möglicher individueller Erinnerung.

Die überindividuelle Gemeinsamkeit der im kulturellen Gedächtnis gespeicherten Wissensbestände besteht nicht darin, dass alle Individuen eines Kollektivs über diese Wissensinhalte verfügen, sondern dass die Inhalte des kollektiven Gedächtnisses in Form von rituellen Inszenierungen oder in Form verschiedener Speichermedien (Texte) öffentlich zirkulieren, erinnert und verfügbar gehalten werden« (Wille 2003; [http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossar\\_index.btm](http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossar_index.btm); vgl. auch Altmeyer 2002).

Ein führender Vertreter solcher Gedächtnistheorien ist der Heidelberger Ägyptologe Jan Assmann, der mit seinem Buch ›Das kulturelle Gedächtnis‹ 1992 die erste wichtige Monographie zu dem Thema vorgelegt hat. Jan Assmann interessiert sich dabei dafür, wie sich eine Kultur formiert, wie sich also Individuen zu einer solchen Großgruppe vereinigen. Verkürzt gesagt geschieht dies durch die Bildung so genannter konnektiver (also: verbindender) Strukturen in zweifacher Richtung: Auf sozialer Ebene durch das Zusammengehörigkeitsgefühl einer Gruppe von Zeitgenossen untereinander, in historischer Dimension durch das Verbundenheitsgefühl mit früheren Generationen, die man als ›Vorfahren‹ deklariert« (Keller 2003; [http://www.uniessen.de/literaturwissenschaftaktiv/Vorlesungen/ausblick/kult\\_gedaechtnis.btm](http://www.uniessen.de/literaturwissenschaftaktiv/Vorlesungen/ausblick/kult_gedaechtnis.btm).)

Das ›kommunikative‹ Gedächtnis reicht in mündlichen Kulturen nur drei bis vier Generationen weit, ihr Erinnerungshorizont wandert mit den Generationen mit. In dem Maße wie das Zusammengehörigkeitsgefühl bewusst und fraglich wird etwa in der Auseinandersetzung mit anderen Kulturen, entsteht der Bedarf nach stabileren Formen der Tradierung des kulturellen Wissens. In aller Regel erfolgt

dies durch die Ausbildung der Schrift als neuem Medium. Es entwickelt sich nach Assmann ein echtes Geschichtsbewusstsein im heutigen Sinne. Das Mittel dazu ist eine von einer neu entstehenden Schicht von Schriftgelehrten kontrollierte, rigide Auswahl und Tradierung der als fundierend angesehenen Texte. Assmann selbst zeigt im zweiten Teil seines Buches anhand von Beispielen aus den frühen Hochkulturen in Ägypten, Israel und Griechenland, wie unterschiedlich solche Prozesse kultureller Traditionsbildung ablaufen konnten (vgl. Keller 2003; [http://www.uni-essen.de/literaturwissenschaftaktiv/Vorlesungen/ausblick/kult\\_gedaechtnis.htm](http://www.uni-essen.de/literaturwissenschaftaktiv/Vorlesungen/ausblick/kult_gedaechtnis.htm)). Bolten bemerkt einschränkend: »Wie solche Tradierungsprozesse vonstatten gehen, warum bestimmte Stilmerkmale zunehmend mehr Netzwerke an sich binden und damit stärker werden und warum andere Merkmale über eine immer geringere Bindungskraft verfügen, wird man im Einzelfall noch nicht einmal ansatzweise rekonstruieren können. Könnte man es, wäre man in der Lage, das kulturelle Gedächtnis einer Ethnie zu bestimmen, und das wird auch mit den ausgefeiltesten informationstechnologischen Mitteln nicht möglich sein« (Bolten 2002; [http://www.intercultureonline.info/info\\_dlz/Kulturbeschreibung.pdf](http://www.intercultureonline.info/info_dlz/Kulturbeschreibung.pdf)).

**Gegenkultur** »Eine Gegenkultur ist eine bestimmte Untergruppe (Teilmenge) einer gegebenen menschlichen Kultur. Im Gegensatz zur ► **Subkultur** stellen ihre Mitglieder die primären Werte und Normen in Frage und entwickeln ihr eigenes System an sozialen Werten und Normen. Beispiele für solche Gegenkulturen finden sich zum Beispiel in den Jugendkulturen des 20. Jahrhunderts: Beatniks, Hippies, 68er Bewegung und Punks« (Wikipedia 2004: Gegenkultur; <http://de.wikipedia.org/wiki/Gegenkultur>).

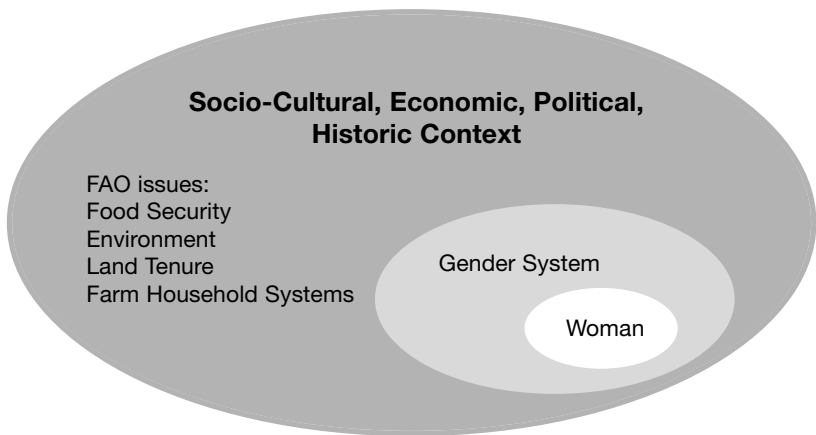
**Gender** Nach einer Weltbankdefinition bezieht sich der Genderbegriff auf die sozial und kulturell konstruierten, Männern und Frauen zugeschriebenen Rollen und die daraus resultierenden Beziehungen. Diese Rollen variieren zwischen unterschiedlichen Kulturen und können sich über die Zeit ändern (World Bank 2003a; [http://lnweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/61ByDocName/Glossary\\_ofKeyTerms](http://lnweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/61ByDocName/Glossary_ofKeyTerms)). Aus kulturwissenschaftlicher Sicht ist diese Definition in ihrer Beschränkung auf Rollen zu eng. Dazu gehören auch Konzepte, Ideale und Funktionen.

Zur Verminderung der weltweiten Armut ist die gleichberechtigte Beteiligung von Frauen und Männern an Entwicklungsprozessen ein zentrales Anliegen und deshalb eine Querschnittsaufgabe der deutschen EZ (Gender Mainstreaming). Das Gleichberechtigungskonzept steht in engem Zusammenhang mit den sektorübergreifenden Konzepten zur Armutsbekämpfung und zum Aktionsprogramm 2015 und stellt wie sie den Menschen in den Mittelpunkt. Die gleichberechtigte Beteiligung von Frauen und Männern verlangt Partizipation und Zielgruppenorientie-

zung. Entsprechend eng ist der Zusammenhang mit dem ► **Partizipationskonzept**. Frauen und Männer, besonders aus armen Bevölkerungsgruppen, sollen Akteure und Träger der Entwicklung sein (vgl. BMZ 2001a; <http://www.wiram.de/sourcebook/downloads/BMZGleichberkonzept01.doc>).

Drei Fragen bilden die Grundlage, um Vorhaben auf das Ziel der Gleichberechtigung auszurichten: Wie sieht die Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern aus? Haben Frauen und Männer gleichermaßen Zugang zu und Kontrolle über die notwendigen Ressourcen? Haben Frauen und Männer gleichermaßen Einfluss auf Entscheidungsprozesse? Da besonders arme Frauen häufig von Entscheidungsprozessen ausgeschlossen sind, weil ihre Rolle und ihr Status ihre öffentliche Beteiligung erschweren, müssen aus der jeweiligen Kultur heraus Wege ihrer Partizipation entwickelt werden.

Die Genderperspektive erhebt gewichtige Einwände gegen eine kulturell relativistische Sicht, die z. B. die strukturelle Benachteiligung von Frauen kulturell begründet (vgl. z. B. Osterhaus 1999; [http://www.gtz.de/gender\\_project/downloads/projektmanagement.pdf](http://www.gtz.de/gender_project/downloads/projektmanagement.pdf)). Allerdings profitiert auch die Genderperspektive davon, in sozial angepasster und kulturell sensibler Weise vorzugehen (vgl. Gleichberechtigungskonzept des BMZ, BMZ 2001a). Nirgendwo wird dies deutlicher als bei den bisherigen Erfahrungen zur Überwindung der sog. Genitalverstümmelung. Wichtig ist deshalb das Verständnis für dieses breitere System, in dem kulturelle Aspekte, wie etwa das Gendersystem, eingebettet sind (vgl. Villareal 2000).



Die kulturelle Einbindung des Gendersystems; vgl. FAO 2003;  
<http://www.fao.org/sd/wpdirect/wpre0132.htm>.

Das Genderhandbuch der DEZA (DEZA/SDC 2003a) geht an mehreren Stellen explizit auf die Bedeutung der soziokulturellen Dimension von Gender-Planning ein. Im Part II: Toolkit gibt es unter anderem ein »Worksheet with Key Sociocultural Questions for Target Group Analysis«. Allerdings verstehen sie sich in erster Linie im Sinne eines sozioökonomischen Mikrozensus auf Haushaltsebene.

**Genozid** Genozid (Synonym: Völkermord) bezeichnet der Wikipedia zufolge »... die systematische und geplante Auslöschung einer bestimmten Menschengruppe, eines Volks oder einer Volksgruppe. Der Begriff ›Genozid‹ (vom griechischen γένος, génos, eigentlich ›Herkunft, Abstammung, Geschlecht‹ (...) wurde 1943 von dem polnischen Anwalt Raphael Lemkin (1900–1959) geprägt für einen Gesetzesentwurf zur Bestrafung der Nazi-Verbrechen. 1944 übertrug er den Ausdruck ins Englische als ›genocide‹. Am 9. Dezember 1948 beschloss die Generalversammlung der UNO in der Resolution 260 die ›Convention on the Prevention and Punishment of the Crime of Genocide‹, die am 12. Januar 1951 in Kraft trat.

Die Bundesrepublik Deutschland ratifizierte die Konvention im Februar 1955. Grundlage war die Resolution 180 der UN-Vollversammlung vom 21. Dezember 1947, in der festgestellt wurde, dass ›Völkermord ein internationales Verbrechen [ist], das nationale und internationale Verantwortung von Menschen und Staaten erfordert, um der völkerrechtlichen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg zu gedenken. Die Völkermord-Konvention ist Teil der rechtlichen Basis für die Nürnberger Prozesse, die neue Standards im Völkerrecht setzten.

Die Konvention definiert Völkermord in Artikel 2 als ›eine der folgenden Handlungen, begangen in der Absicht, eine nationale, ethnische, rassische oder religiöse Gruppe ganz oder teilweise zu zerstören‹: a) das Töten von Angehörigen der Gruppe; b) das Zufügen von ernsthaften körperlichen oder geistigen Schäden bei Angehörigen der Gruppe; c) die absichtliche Auferlegung von Lebensbedingungen, die auf die völlige oder teilweise physische Zerstörung der Gruppe abzielen; d) die Anordnung von Maßnahmen zur Geburtenverhinderung; e) die gewaltsame Verbringung von Kindern der Gruppe in eine andere Gruppe. Im deutschen Völkerstrafgesetzbuch (§ 6 VStGB; [http://bundesrecht.juris.de/bundesrecht/vstgb/\\_6.html](http://bundesrecht.juris.de/bundesrecht/vstgb/_6.html)) ist die Tat entsprechend der Konvention definiert. Der Begriff des Völkermordes wird in manchen Fällen missbraucht in politischen Konflikten wie dem Nahost-Konflikt« (vgl. für den gesamten Eintrag Wikipedia 2004: Völkermord; <http://de.wikipedia.org/wiki/Genozid>).

**Gewalt, kulturelle** Der norwegische Friedensforscher Johan Galtung prägte diesen Begriff. Galtung schlägt vor, immer dann von Gewalt zu sprechen, wenn eines der folgenden Grundbedürfnisse des Menschen verletzt sei: Das Überleben, das allgemeine körperliche Wohlbefinden, die persönliche Identität oder die Freiheit,

zwischen verschiedenen Möglichkeiten auswählen zu können. Gewalt liege immer dann vor, wenn Menschen so beeinflusst werden, dass sie sich nicht so verwirklichen können, wie dies eigentlich möglich wäre. Dies nennt Galtung »strukturelle Gewalt«.

Er fügt ein Beispiel an: »Eine Lebenserwartung von nur dreißig Jahren war in der Steinzeit kein Ausdruck von Gewalt, aber dieselbe Lebenserwartung heute (ob aufgrund von Kriegen, sozialer Ungerechtigkeit oder beidem) wäre nach unserer Definition als Gewalt zu bezeichnen.« Nachdem Galtung Ende der sechziger Jahre zwischen der personalen oder direkten Gewalt einerseits und der strukturellen Gewalt andererseits unterschieden hat, geht er heute einen Schritt weiter: »Heute arbeite ich meistens mit einem Dreieck: direkte Gewalt, strukturelle Gewalt, kulturelle Gewalt. Die strukturelle Gewalt verletzt Bedürfnisse, aber niemand ist direkt Täter und in diesem Sinne verantwortlich. Die kulturelle Gewalt ist die Legitimierung von struktureller oder direkter Gewalt durch die Kultur.«

Die Begriffsbildung von Johan Galtung hat nicht nur Zustimmung, sondern auch Kritik hervorgerufen, in jüngster Zeit am heftigsten von der ›Gewaltkommission‹. Die von der deutschen Bundesregierung eingesetzte Expertengruppe verwendet bei ihren Untersuchungen einen engen Gewaltbegriff, in dessen Mittelpunkt Formen des physischen Zwangs stehen. Mit dem Begriff der strukturellen Gewalt, so die Kommission, »hat der Gewaltbegriff eine geradezu inflationäre Ausdehnung erfahren, denn jede Art Verhinderung von menschlichen Entfaltungsmöglichkeiten wird als Gewalt eingestuft (...). Diese eingeschränkte Definition von Gewalt lenkt die Suche nach den Ursachen auf Mängel und Defizite in den persönlichen Eigenschaften des Gewalttätigen und den sozialen Erziehungseinrichtungen, denen er unterworfen ist. Politische Konflikte werden auf diese Weise in rechtliche überführt. Diese Perspektive verhindert, Gewalt auch als Handlungsstrategie der Gewaltausübenden, als Reaktion auf eigene Gewalt und Ohnmachtserfahrung zu analysieren, um zu verstehen, aus welchen Gründen Gewalt eingesetzt wird (...).« (Textauszüge weitgehend nach: Gugel/Jäger o.J.: [http://www.dadalosd.org/frieden/grundkurs\\_3/grundlagen.htm](http://www.dadalosd.org/frieden/grundkurs_3/grundlagen.htm)).

## **Gleichberechtigungskonzept ▶ Gender und Kultur**

### **Global Ethics ▶ Weltethos**

**Global Governance** Global Governance ist eine »Art ›Weltordnungspolitik‹, die aber nicht ›Weltregierung‹ meint (government), sondern ein Bemühen auf globaler Ebene mit dem Ziel, konsensfähige Lösungen für Weltprobleme zu finden. Der Begriff wurde von der *Commission for Global Governance* maßgeblich geprägt. Im Unterschied zum Regieren des Nationalstaates verweist global governance

nicht a priori auf einen definierten Handlungsträger, sondern auf verschiedene staatliche und nichtstaatliche Akteure, die oberhalb der nationalstaatlichen Ebene im Interesse globaler Zukunftssicherung handeln. Der Multilateralismus im Rahmen des Systems der Vereinten Nationen gilt als eine Form von global governance. Dieser basiert auf der Anerkennung des Primats des Völkerrechts und der Bereitschaft des internationalen Staatensystems, durch partielle Souveränitätsverzicht die Mandate von Organisationen zu erweitern.

Global Governance umschreibt Regulierung und Kontrolle internationaler Beziehungen im Rahmen von Weltpolitiken in verschiedenen Bereichen wie Weltsozial-, Welternährungs-, Weltwirtschafts-, Welthandels-, Weltwettbewerbs-, Weltfinanz-, Weltumwelt- und Weltfriedenspolitik. Er umreißt Regeln in globalen Politikfeldern, die weit über die klassische Außen- und Sicherheitspolitik hinausreichen. Weltordnungspolitik wird von »Weltinnenpolitik« abgegrenzt, die begriffslogisch einen Weltstaat und eine Weltregierung voraussetzt« (Internationale Politik, Frieden und Entwicklung: <http://fa1.spdberlin.de/glossar.htm>).

**Globalisierung** Was unter Globalisierung zu verstehen ist, seit wann sie stattfindet und was ihre Auswirkungen sind, darüber gehen die Meinungen innerhalb und außerhalb der Wissenschaft extrem auseinander. Weitgehende Einigkeit besteht darüber, dass es in der Gegenwart zu einer in diesem Ausmaß bisher noch nicht da gewesenen weltweiten Verkettung von ökonomischen, sozialen, kulturellen und politischen Aktivitäten kommt, und dass die Interdependenzen und Verknüpfungen an Zahl und Intensität immer weiter zunehmen und auch komplexer werden (vgl. Ger 1999: 66). Tomlinson nennt dies die »complex connectivity« der modernen Welt (Tomlinson 1999: 2).

Beck schlägt eine Unterscheidung vor, zwischen *Globalität* als faktischem und irreversiblen Ist-Zustand, *Globalisierung* als dem sich ständig verändernden Prozess der Vernetzung der Welt und *Globalismus* als der die Globalisierung begleitenden wirtschaftlichen Ideologie und Praxis des Neoliberalismus (Beck 1997: 26 ff.).

► **Globalisierung, Kulturelle;** ► **Lokalisierung;** ► **Glokalisierung**

**Globalisierung, kulturelle** Kulturelle Globalisierung besagt, dass es auch auf der Ebene kultureller Vorstellungen, Entwürfe und Identitäten zu zunehmenden wechselseitigen Verflechtungen und Beeinflussungen kommt. Die damit verbundene »Globalkultur« stellt jedoch keine »Kulturschmelze« im Sinne einer »► **McWorld**« dar. Sie ist eher als globales Referenzsystem zu verstehen, ein Fundus für die unterschiedlichsten Strategien der Aneignung, des Widerstandes oder der Interpretation sowie ein Diskussionsforum für die Thematisierung von Unterschieden oder das Aufzeigen von Gemeinsamkeiten. Breidenbach/Zukrigl (1998: 93 f.) zitieren in

diesem Zusammenhang Wilk: »Wir werden nicht alle gleich, aber wir präsentieren und kommunizieren unsere Unterschiede zunehmend auf eine Art und Weise, die einander ähnelt und daher allgemein verständlich ist« (Wilk 1995: 11). In einzelnen Bereichen erfolgt durchaus eine Standardisierung (und damit interkulturelle Vorhersagbarkeit von Verhalten), vor allem im technischen, ökonomischen und politischen Bereich der Globalisierung. Im weltweiten elektronischen Verkehr geht diese Standardisierung am weitesten, z. B. die »Netiquette«, als Set universaler Verhaltensregeln und Zeichen (emoticons: :-); ☺) im Netzverkehr. Auch das ursprünglich westliche Ritual des gegenseitigen Schüttelns der rechten Hand wird von einer wirtschaftlichen, politischen und intellektuellen interkulturellen Elite inzwischen fast weltweit als Zeichen von Begrüßung, Abschied oder Übereinstimmung erkannt und anerkannt (Zülch 2004: 33). Trotzdem kommt es auf der Ebene der nonverbalen Zeichen, Signale und Rituale selbst in Kreisen der professionellen Interkulturalisten zu Irritationen (Klopfen auf den Tisch statt Klatschen als Zeichen der Anerkennung bei Konferenzen schon außerhalb Deutschlands wenig üblich; indisches Kopfwiegen für Zustimmung u. v. a.).

Das auffälligste Merkmal der kulturellen Globalisierung ist nach Bernd Wagner die »Eine-Waren-Welt«; d. h. Angleichung eines Teilbereichs des kulturellen Lebens über universelle Bilderwelten, uniforme Muster von ► **Popularkulturen** und gleichen Konsumgütern, die von der transnationalen Kulturindustrie und den internationalen Konzernen in alle Weltgegenden transportiert werden. Gleichzeitig verdrängt die westliche Kultur nicht einfach die lokale Kultur in anderen Ländern. Entscheidend für den Einbau globaler Konzepte in den lokalkulturellen Diskurs ist deren lokale Anschlussfähigkeit. Sie werden dabei transformiert und uminterpretiert, also »glokalisiert« (Robertson).

»Die Vorstellungen von der Zerstörung einer Kultur durch eine andere basieren auf einem Verständnis, nach dem Kulturen weitgehend in sich abgeschlossene Gebilde sind, gebunden an Orte und eine Gruppe von Menschen, eine Gemeinschaft oder Gesellschaft, eine Region oder Nation (► **Kultur als geschlossenes System**). Aber solche authentischen Kulturen, ohne prägende Einflüsse von außen, sind eine Fiktion (...). In einer Zeit zunehmender Mobilitäten, von Enttraditionalisierungsprozessen und des Verschwindens räumlicher Distanzen durch die modernen Informations- und Kommunikationstechnologien wird die Anschlussfähigkeit von kulturellen Angeboten zum zentralen Kriterium und nicht die Bindung an generationenübergreifende Tradition, nationale Sprache und lokale Geschichte« (Wagner 2002; [http://www.bpb.de/publikationen/VWSULT,0,0,Kulturelle\\_Globalisierung.html](http://www.bpb.de/publikationen/VWSULT,0,0,Kulturelle_Globalisierung.html)).

Peter Berger (1997) spricht von vier Karrieren kultureller Globalisierung:



1. Die »Davos-Kultur«: eine internationale Elite wirtschaftlicher und politischer Führer (von Huntington geprägter Begriff in »Kampf der Kulturen«. (► **Clash of Cultures**)
2. Die »faculty club culture«: die internationale intellektuelle Elite: academic networks, foundations, NGOs, GOs and multilateral donors (vgl. Berger 1997).
3. McWorld: die Populärkultur (vgl. Begriff von Benjamin Barbers: Jihad versus McWorld 1995) und
4. der evangelikale Protestantismus (»large scale religious movements«).

Die die Globalisierung vorantreibende Populärkultur ist manchmal mit dem Diskurs der internationalen intellektuellen Elite (faculty club culture) verbunden (z. B. Frauen, Umwelt, Menschenrechtsbewegung). Daneben spricht er von einer lokalen Modifizierung kultureller Globalisierung (z. B. Love Parade in Berlin: eine typisch deutsch-ernste Lokalisierung der Gay-Parade in USA). Auch ► **Hybridisierung** wird in diesem Kontext erwähnt, dabei geht es um die Synthese fremder und lokaler kultureller Elemente (»traits«), Beispiele bieten die neue afrikanische Kirchen, aber auch Software-Ingenieure aus dem indischen Bangalore, die ihre Computer in Hinduzeremonien einbinden.

Alternative Globalisierungen hingegen haben ihren Ursprung außerhalb der Westlichen Welt. Hierzu zählen z. B. die Sai-Baba- und Hare-Krshna-Bewegungen, sowie alles, was unter das Stichwort New Age fällt. Auch islamische Bewegungen sind hier zu nennen, die mit erfolgreichem Kapitalismus kombiniert erscheinen wie z. B. in Indonesien. »Subglobalizations« sind Globalisierungen regionaler Reichweite, z. B. die Europäisierung des ehemaligen sozialistischen Ostens (vgl. Breidenbach/Zukrigl 2002b). ► **Weltgesellschaft**

## **Globalkultur ► Weltkultur**

**Glokalisierung** »Globalisierungstheoretiker wie Ulrich Beck«, so erläutert Ina Sucharewicz in einem kritischen Artikel zu den Auswirkungen der Globalisierung, »... stellen bei Überlegungen zum Einfluss der Globalisierung auf gesellschaftliche Systeme eine neuartige Gleichzeitigkeit von Differenz und Heterogenität fest. Die immer massivere Ausbreitung westlicher Konsumgüter ist demnach gleichzeitig auch Auslöser für ablehnende Reaktionen. Gerade weil weltweit die Kulturangebote immer ähnlicher zu sein scheinen, erleben kulturelle Werte eine Renaissance. Lokale Bezüge und nationale Traditionen werden aufgewertet und dienen der Identitätswahrung. Für das doppelseitige Phänomen der Globalisierung bei gleichzeitiger Bekräftigung des Partikularen, prägte der englische Soziologe Roland Robertson den Ausdruck »Glokalisierung«: (...)

›The relationship between the global and the local is extremely complex, as is apparent in recent research in cultural studies, area studies and anthropology. Conceptualizations of a global-local dialectic are particularly useful as they create a theoretical space for reconciling cultureless analyses emphasizing the specificity of the local with political economy approaches stressing the universality of the global.« (...)»

Die Re-Lokalisierung ist mittlerweile fester Bestandteil globaler Kulturangebote geworden, nachdem multinationale Unternehmen schmerzlich die Konsequenzen feststellen mussten, wenn sie den Kontext ihres Absatzmarktes ignorierten. Beispielsweise musste der Musiksender MTV Abschied von einem einheitlichen Konzept nehmen und strahlt mittlerweile 28 regionalspezifische Sendungen aus« (Sucharewicz 2004; vgl. auch Robertson 1998). ► **Hybridität**; ► **Identitätsmanagement**; ► **Lokalisierung**

**Good Governance** Der Begriff ›Good Governance‹, gewöhnlich im Deutschen mit ›gute Regierungsführung‹ übersetzt, aber hier meist enger als »gutes Verwaltungshandeln« verstanden, wurde »maßgeblich von der Weltbank geprägt und (den eigenen Interessen entsprechend) operationalisiert: Gute Regierungsführung wird an fünf Kriterien festgemacht: Rechenschaftspflicht über die Verwendung öffentlicher Mittel (accountability), Transparenz von Entscheidungen und Ernennungen (transparency), Berechenbarkeit des Verhaltens von Repräsentanten des öffentlichen Sektors (predictability), ausreichende Informationen für alle Akteure einer Volkswirtschaft (openness) und Verbindlichkeit des bestehenden Rechts für alle (rule of law). Das Development Assistance Committee setzt den Begriff in Beziehung zu Rechtsstaatlichkeit, Effizienz der öffentlichen Verwaltung, Bekämpfung von Korruption und Einschränkung exzessiver Militärausgaben« (Internationale Politik, Frieden und Entwicklung, Glossar; <http://fa1.spdberlin.de/glossar.htm>).

Für manche Vertreter des Südens stellt das Good-Governance-Konzept eine Alternative zum Demokratisierungsbegriff dar, den sie als zu eng mit westlichen Demokratie und Modernisierungsmodellen verknüpft sehen.

Für die GTZ behandelt gute Regierungsführung »... die Frage, wie ein Staat und seine Verwaltung Macht im Gemeinwesen legitimieren und ausüben. Good Governance als Gegenstand der Entwicklungszusammenarbeit zielt auf die Förderung und Sicherung gemeinsamer Werte und Überzeugungen einer internationalen Zivilgesellschaft. Dazu zählen unter anderem die Teilhabe der Bürger an öffentlichen Entscheidungen, das Gewährleisten rechtsstaatlicher Prinzipien oder einer Marktwirtschaft. Good Governance ist damit ein zentrales Anliegen der Entwicklungszusammenarbeit, das nur gemeinsam mit Regierungen und deren Verwaltungen sowie Vertretern der Zivilgesellschaft verwirklicht werden kann.«

Good Governance ist das Jahresthema 2004 der GTZ (vgl. <http://www.gtz.de/jahresthema/>).

Im Kontext der neueren EZ bedeutet Good Governance vor allem eine Entwicklungsorientierung der Regierung und die Reduktion von Korruption und Intransparenz.

**Gruppe, kulturelle** Eine kulturelle Gruppe besteht aus Menschen, die sich unbewusst oder bewusst einem Komplex an gemeinsamen Bedeutungen, Werten, Symbolen, Interessen und Normen zuordnen, die Ausdruck ihrer kulturellen Identität sind (Patterson, in Glazer/Moynihan, »Ethnicity« 1975: 309). Dabei können bestimmte Kulturmerkmale als distinkt angesehen werden, andere ignoriert oder gar negiert werden (vgl. Barth 1969: 13 f.). ▶ **Gegenkultur;** ▶ **Habitus;** ▶ **Milieu.**

**GTZ** Organisatorisch-institutionell ist das Thema Kultur in der Zentrale der GTZ derzeit noch wenig verankert (vgl. Dümcke 2003: 24). Ein Querschnittsbereich »Kultur« (wie z. B. »Gender«) existiert in der GTZ nicht, ebenso wenig ein Kulturbbeauftragter, eine Fachgruppe oder ein Beirat für Kulturfragen – wie teilweise in internationalen bilateralen EZ-Agenturen (▶ **Zusammenarbeit, internationale**). Allerdings gibt es seit 2001 mit einer Eigenmaßnahme zu Kultur und Entwicklung ein erstarktes Interesse, das Thema zu »mainstreamen«, wobei insbesondere die verstärkte »Inwertsetzung« der ▶ **interkulturellen Kompetenz** der eigenen Mitarbeiter, die Erstellung »kultursensibler Dienstleistungen« Pushfaktoren darstellen. Auf der operationellen Ebene gibt es seit Anfang der 1990er Jahre bis heute zahlreiche Aktivitäten zu Kultur und Entwicklung (vgl. Schönhuth 2004b).

Die »Grundsätze der Führung und Zusammenarbeit in der GTZ« im GTZ-Intranet sind mit einem Verweis auf einen vorsichtigen Umgang in einem anderen kulturellen Kontext versehen. Sie empfehlen eine vertiefte Auseinandersetzung über die interkulturelle Zusammenarbeit und das interkulturelle Management in Projekten.

Das Berliner Büro fungiert mit Projekten vor allem im klassischen Kultursektor zunehmend als »kulturelle Bühne« der GTZ (Dümcke 2003: 24). Mit dem neuen Auftragsformat ▶ **AURA** zwischen BMZ und GTZ gibt es seit 2003 ein neues Instrument zur Operationalisierung soziokultureller Faktoren in Projekten und Programmen.

# H

**Habitus** Der Begriff bezieht sich allgemein auf das äußere Erscheinungsbild einer Person oder Gruppe. Der französische Ethnologe und Soziologe Pierre Bourdieu bezeichnete die Alltagskultur von Angehörigen bestimmter sozialer Schichten als Habitus. Der Habitus besteht aus den in der kulturellen Praxis erworbenen, handlungsleitenden Dispositionen (Denk- und Sichtweisen, Wahrnehmungsschemata) einer Gesellschaftsklasse oder -schicht.

Salopp könnte man Habitus als ›milieubedingten Lebensstil‹ bezeichnen, wobei Bourdieu den Habitus als individuell nur wenig beeinflussbaren Ausdruck einer bestimmten sozialen Lage bzw. bestimmter sozialstruktureller Gegebenheiten ansieht (Sozialstrukturelle Lebensstil-Theorie). Bedingt durch eine bestimmte Soziallage (Klassenlage) erzeugt der Habitus einen spezifischen Lebensstil, der sich in bestimmten kulturellen Praktiken äußert. Der Habitus wird somit zum Teil des ► **kulturellen Kapitals** der Angehörigen dieser Gruppe/Klasse. Hingegen betonen neuere Vertreter der ► **Cultural Studies** die Wahlelemente eines individuellen Lebensstils (vgl. Wikipedia 2004: Lebensstil; <http://de.wikipedia.org/wiki/Lebensstil>).

**Handlungsfähigkeit** Der Terminus Handlungsfähigkeit (auch Handlungsvermögen, Handlungsmacht) ist nach Posselt ›der Versuch, den englischen Ausdruck ›agency‹ zu übersetzen. Er verweist auf die Fähigkeit, das Vermögen oder die Macht eines Individuums oder einer Gruppe, wirksam in die gesellschaftlichen Verhältnisse einzugreifen und diese zu lenken. (...)

Während der liberale Humanismus von einem einheitlichen und selbstbestimmten Subjekt ausgeht, das in der Lage ist, seine Lebensumstände selbst zu formen, sieht der Marxismus die Individuen im wesentlichen durch die gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse determiniert. (...) Dagegen kritisieren post-marxistische (Althusser), psychoanalytische (Freud, Lacan) und post-strukturalistische Theorien (Foucault, Lyotard, Deleuze) die Vorstellung eines rational-autonomen Subjekts und beschreiben dieses stattdessen als Effekt ideologischer, sprachlicher oder diskursiver Prozesse. Damit stellt sich die Frage nach der Handlungsfähigkeit der sozialen Individuen, d. h. nach ihrer Fähigkeit, die soziale Ordnung zu verändern und jener Macht Widerstand zu leisten, durch die sie selbst konstituiert werden.« (Posselt 2003; <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php?sp=26>) ► **Diskurs** Die Frage, nach der Handlungsfreiheit von Individuen spielt auch in der armutsorientierten EZ eine wichtige Rolle, denn von deren Beantwortung hängen auch mögliche sinnvolle Strategien für ein ► **Empowerment** von Benachteiligten ab. ► **Essentialistische Kulturkonzepte** sehen Individuen als von ihrer Kultur im Wesentlichen geprägt. Infolgedessen gibt es Kulturen, die menschliche Entwick-

lung hemmen, und andere, die menschliche Entwicklung fördern (Huntington). Aber auch die poststrukturalistische Entwicklungskritik, die Kultur als ein System ideologischer Kontrolle versteht, mit dessen Hilfe die seit der Kolonialzeit bestehenden Ungleichheiten zwischen reichen und armen Ländern aufrechterhalten und zementiert werden (Escobar), spricht den unterdrückten Gruppen Handlungsfreiheit ab. Die prozessorientierte Kultur-Perspektive auf der anderen Seite geht von aktiv und strategisch handelnden (wenn auch unterschiedlich mächtigen) Akteuren im Entwicklungsprozess aus. Deren Partizipations- und Handlungschancen sind durch politische, sozioökonomische und soziokulturelle Rahmenbedingungen zwar mitbestimmt aber nicht präformiert. Diese Perspektive rechnet mit Kultur, aber sie liefert die Akteure ihren ›kulturellen Prägungen‹ nicht aus.

**Heimat** Heimat steht geographisch für den Ort – die Stadt, das Land oder die Gegend –, an dem man heimisch ist, gerne lebt und mit dem man sich verbunden fühlt. Heimat ist dort, wo man sich nicht erklären muss. Das Gegenteil von Heimat ist Fremde oder ► **Exil**. Damit ein Land zur Heimat wird, muss man jedoch nicht dort geboren sein (Wahlheimat). Heimat lässt sich ins Englische übersetzen mit Homeland, native land, ins Französische mit lieu d'origine, pays natal oder einfach mon pays. (vgl. Wikipedia 2004: Heimat; <http://de.wikipedia.org/wiki/Heimat>). In den Kultur- und Sozialwissenschaften wird Heimat heute mehrheitlich als ein vages, durch intakte Sozialbeziehungen im Raum symbolisiertes Selbst- und Repräsentationskonzept von Individuen verstanden.

Greverus (1979) spricht von der »emotionalen Bezogenheit auf einen soziokulturellen Raum«. Die moderne Sozialpsychologie erkennt drei zentrale Bedürfnisse, durch die Heimat auf der individuellen Ebene integriert wird (vgl. Mitzscherlich 2003): Das Bedürfnis nach Kontrolle (›sense of control‹), das Heimat als Gestaltungsraum erleben lässt, das Bedürfnis nach Gemeinschaft (›sense of community‹), das Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit vermittelt, und das Bedürfnis nach Stimmigkeit (›sense of coherence‹), das für die Identität von Selbst und Weltkonzept sorgt. Die Verwendung des Heimatbegriffes im deutschen Sprachraum war nie einheitlich. »Heimat ist immer Gegenbegriff zur Fremde; aber die räumliche Erstreckung von Heimat reicht vom ganzen Land über den Landstrich und den Ort bis hin zum Haus, zur Wohnung« (Bausinger 1984: 12). Seit Ende des 18. Jahrhunderts wird Heimat zunehmend zur romantischen Gegen- und Sehnsuchtsmetapher für fehlende Geborgenheit in einer mobilen Gesellschaft, zu einer Art »Besänftigungslandschaft« (vgl. Bausinger) zur Kompensierung von Modernitätserscheinungen. Die Heimatbewegung im 19. Jh. kann somit schon als nostalgischer Reflex auf den Untergang der bäuerlichen Lebensweise interpretiert werden.

Die dem deutschen Heimat-Begriff innewohnende ›Innigkeit‹, Ortsgebundenheit und ► **Primordialität** ist eine deutsche Sonderentwicklung des 19. Jahrhunderts

(dagegen englisch offener: home = Heim und Heimat; country = Land und Heimat). Dieser eher unpolitische Heimatbegriff wird schon früh von einer Bewegung überlagert, die Heimat an das neue Identifikationsobjekt der ›Nation‹ binden will (vgl. Schmitt 2001). Im 20. Jahrhundert werden schließlich Heimat und völkisches Denken verknüpft. Nach dem 2. Weltkrieg findet eine Instrumentalisierung des Heimatbegriffes in der Kulturindustrie (Heimatfilme), aber auch in der deutschen Nachkriegspolitik statt. Den Heimatvertriebenen wird im Bundesvertriebenengesetz ein ›Recht auf Heimat‹ zugestanden (vgl. auch Schönhuth 2004a).

**Heterogenität** Ein Ausdruck für Vielfalt, der oft mit negativer Konnotation verwendet wird und an Fragmentierung denken lässt. Weniger wertend ist der Ausdruck ›Diversität‹. ► **Heterogenität, soziokulturelle; ► Vielfalt, kulturelle**

**High context / Low Context-Culture** Der Anthropologe Edward T. Hall entwickelte in der Anfangszeit der interkulturellen Kommunikationsforschung in den 1960er Jahren einen makroanalytischen ► **Kulturerfassungsansatz**, der ihn zu einem ► **Kulturdimensionen-Modell** führte. »Bei Hall sind diese Dimensionen durch die Pole ›high-context-culture‹ und ›low-context-culture‹ sowie durch die Einteilung in einerseits ›monochronistische‹ und andererseits ›polychronistische‹ Kulturen markiert. Während sich monochronistische Kulturen durch sequentielles Handeln (›eins nach dem anderen‹) auszeichnen, sind polychrone Kulturen durch synchrone Handlungsweisen (›mehrere Dinge auf einmal‹) charakterisiert« (Bolten 2002). High-context-cultures brauchen Hintergrundinformationen, um Entscheidungen treffen zu können. Damit gehen allerdings auch eine Langfristigkeit zwischenmenschlicher Beziehungen und ein eher hierarchisches Denken einher. Japan wäre ein Beispiel für eine solche high-context-culture, die USA eines für eine low-context-culture mit entsprechend flachen Entscheidungsstrukturen und weniger an persönlichen Bindungen orientierten Entscheidungswegen. (vgl. Bolten 2002). Im Gegensatz zu dem ebenfalls mit nationalen ► **Kulturdimensionen** arbeitenden Geert Hofstede, hatte Hall seine Länderzuordnungen selbst zunächst in eher vorsichtiger und indirekter Weise vorgenommen. »Viel direkter und dementsprechend auch stereotypenbelasteter sind die später von Hall/Hall (1983) unter den Titeln ›Hidden Differences‹ bzw. ›Verborgene Signale‹ veröffentlichten Arbeiten ›Über den Umgang mit Amerikanern‹, mit Deutschen etc.« (Bolten 2002).

**Hochkultur** Hochkultur (wie auch ›Hochreligion‹) ist ein problematischer Begriff, der in implizitem Gegensatz zu ► **Popularkultur**, ›Randkultur‹ oder gar ›Primitivkultur‹ steht. Eine konsensfähige Definition fehlt bis heute. Wird wissenschaftlich nur noch als grobmaschige ›Vergleichsgröße‹ verwendet und macht sich unter anderem an folgenden Merkmalen fest:

1. Technologischer Fortschritt (Pflugbau, Metallurgie);
2. landwirtschaftliche Überschussproduktion;
3. Vorhandensein von Märkten und Geldwirtschaft;
4. Speicherung von Information (z. B. durch Schrift);
5. soziale Differenzierung (spezialisierte, von der landwirtschaftlichen Produktion freigestellte Berufs- und Funktionsträgergruppen, Schichtung, Existenz politischer Zentralinstanzen und eines Verwaltungsapparats);
6. Urbanität;
7. monumentale Bauten;
8. territoriale Ausdehnung und/oder weite kulturelle Ausstrahlung

(vgl. für den ganzen Eintrag: E. Müller 1999: 176).

► **Kulturvölker**; ► **Naturvölker**

### **Hofstede** ► **Kulturdimensionen-Modell.**

**Homogenisierungsszenario von Kultur** Sucharewicz erklärt das Homogenisierungsszenario von Kultur folgendermaßen: »Optimistisch eingestellte Globalisierungstheoretiker gehen von einer zunehmenden Verflechtung der Welt in Form eines neu entstehenden ›global village‹ aus. In Zeiten wachsender Kommunikation, gestiegener Mobilität und technologischer Vernetzung nahezu aller Teile der Welt wirkt aus dieser Sichtweise die Darstellung von zunehmender Regionalisierung bzw. Kulturalisierung anachronistisch. Als auffälligstes Merkmal des Homogenisierungsszenarios der ► **kulturellen Globalisierung** wird die weltweite Angleichung von Gütern und Populärkulturen beschrieben. In Branchen wie der Mode oder Musik entstehe ein relativ homogenes Konsumverhalten. Diese Tendenz wird oftmals dahingehend interpretiert, dass multinationale Unternehmen, die so genannten ›global players‹, einen einheitlichen ›lifestyle‹ vorgeben, und somit zur Entstehung einer universalen Kultur beitragen. (...)

Das ›Homogenisierungsszenario‹ basiert auf der Annahme, dass durch eine Anpassung des Konsumverhaltens und eine Vereinheitlichung der Film und Fernsehbranche sowie anderer Teilbereiche des Alltagslebens, lokale Traditionen schrittweise verschwinden werden. Die hauptsächlich im Westen geprägten Güter würden letztlich zu einer weitgehend homogenen Kultur beitragen. (...).

Für die These von kultureller Konvergenz steht das Schlagwort ► **MacDonaldisierung** der Welt. Durch die gestiegene Mobilität, die Verbreitung von Massenkommunikationsmedien, die weltweite Anziehungskraft des westlichen Wohlstandsmodells und die Standardisierung von Produkten entstünde ein neu begründetes globales Bewusstsein. Dabei wird davon ausgegangen, dass die weltweite Verbreitung von politischen Strukturen und der Konsum importierter Güter vereinheit-

lichend wirken.« (Sucharewicz 2004; <http://www.weltropolitik.net/print/1751.html>).

► **Kultur als geschlossenes System; ► Kugelmodell**

**Humankapital** »Humankapital kann definiert werden als die Fähigkeiten und Fertigkeiten sowie das Wissen, das in Personen verkörpert ist und das durch Ausbildungs- und Weiterbildungsinvestitionen sowie Erfahrung erworben werden kann. Es muss in irgendeiner Form gesellschaftlich und/oder ökonomisch transaktionsfähig sein. Humankapital ist ebenso ein Produktionsfaktor wie physisches Kapital. Der Begriff Humankapital kennt damit keine biologischen Ursachen von Unterschieden zwischen den Personen, bestenfalls für das Lebensalter und den Gesundheitszustand (im Gegensatz zum unmöglich gewordenen Begriff ›Bevölkerungsqualität‹). Interindividuelle Unterschiede beruhen nach dieser Auffassung nur auf Unterschieden der Sozialisation und des Bildungswegs, keinesfalls auch auf Unterschieden durch eine teilweise angebotene Intelligenz« (<http://de.wikipedia.org/wiki/Humankapital>). ► **Sozialkapital**

Die Gefahr beim Begriff des Humankapitals ist, dass Menschen auf ›wertbares Kapital‹ reduziert und damit enthumanisiert werden. Der Begriff wurde 2004 mit dieser Begründung in Deutschland zum »Unwort des Jahres« gekürt.

**Huntington** ► **Kampf der Kulturen**

**Hybridisierung** ► **Identität, hybride**

**Identität** Von lateinisch idem = dasselbe. Auf sozialer Ebene wird darunter das dauernde »Sich-selbst-als-gleich-erleben von Individuen verstanden. Im Wesentlichen wird dies durch die Übernahme sozialer Rollen und Gruppenmitgliedschaften bzw. durch die Anerkennung dieser Rollen von außen geleistet (am stärksten in der Adoleszenzphase).

Identität, die von außen zugewiesen wird, so Laatsch (2002), orientiert sich an festgelegten gesellschaftlichen Rollen. Diese basieren auf äußeren Merkmalen der Person, auf dem Verhalten in der Öffentlichkeit und auf sozialen Klischees. So führen z. B. Merkmale wie die Hautfarbe, angepasstes oder unangepasstes öffentliches Verhalten (► **Habitus**) oder durch Äußerlichkeiten vorgenommene Zuordnung zu gewissen Gruppen (»Penner«, »Punk« ...) oder ► **Milieus** relativ schnell zu



positiven oder negativen Zuschreibungen (vgl. Laatsch 2002; <http://leftaction.de/incipito/text/86.htm>).

Im Prozess der Selbstfindung, also der Identitätsbildung von innen, werden sowohl durch eigene Interessen und Bedürfnisse als auch über Abgrenzung oder Aneignung eigene Vorstellungen vom Selbst entwickelt. Auch die Abgrenzung z. B. von der Lebensweise der eigenen Eltern (Ablehnung der Ehe als Institution) oder die Aneignung z. B. subkultureller Verhaltensmuster (Punk zu werden, weil ein Freund dies ist; bestimmte Kleidung zu tragen, weil diese mit linker Kultur verbunden wird) trägt zur Bildung einer eigenen Identität bei. Alles in allem ist Identitätsbildung nichts Starres, Abgeschlossenes, sondern ist als ständiger Prozess zu begreifen, in dem der Druck aus dem sozialen Umfeld mal stärker, mal schwächer auf die eigene Identitätsbildung wirkt und dadurch je nach Situation einzelne Teile der Identität betont werden (weitgehend nach Laatsch 2002; <http://leftaction.de/incipito/text/86.htm>). ► **Identity Switching**; ► **Identität (hybride; kollektive; kulturelle)**

**Identität, hybride** Nach Nederveen Pieterse (1998: 116) werden kulturelle Formen und Identitäten als hybrid bezeichnet, wenn die Bestandteile der Mischung aus verschiedenen kulturellen Kontexten stammen.

Hybridität (lat. hybrida: Mischling, Bastard) verweist ursprünglich auf biologische Mischformen. »In den 1980er Jahren wurde der Begriff u.a. in postkolonialen Kontexten zu einem kulturtheoretischen Schlüsselbegriff umgedeutet und vor allem von Homi Bhabha im Anschluss an Lacan sowie Derrida zu einer interkulturellen Denkfigur ausgearbeitet.« (Babka 2003; <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php?sp=6>).

Für Reuter (2004) beinhaltet der Begriff der hybriden Identität »... eine theoretische Position, die die Vorstellung von ursprünglicher oder einheitlicher Identität ›über Bord wirft‹, um stattdessen Identität als Differenz zu denken« (Hall 1994: 236). Er erfüllt eine kritische Funktion, bei dem das Vorführen von Unreinheit mit dem Ziel der Zersetzung hegemonialer Diskurse im Vordergrund steht (vgl. Hall 1999: 132). Und er beinhaltet eine politische Haltung, die die Handlungsfähigkeit und Kreativität marginalisierter ›nichtwestlicher‹ Gruppen herausstreicht. Darüber hinaus markiert er eine tatsächliche historische Erfahrung – die ›Verstörung‹ des Subjekts durch koloniale Verhältnisse, Migrations- und Immigrationerfahrungen oder durch die Redefinition politisch-administrativer territorialer Grenzen. Vor allem Migranten haben ihre Identitätsentwicklung nie ganz abgeschlossen, weil sie gezwungen sind, mit den Kulturen, in denen sie leben, zurechtzukommen, ohne sich einfach zu assimilieren (vgl. Hall 1999: 435).

Bei hybriden Identitäten handelt es sich keinesfalls nur um Übergangsphänomene. Sie bilden eine eigene soziale Wirklichkeit, angefangen von hybriden Arbeitsformen und Freizeitaktivitäten bis hin zu hybriden Bau-, Wohn- und Esspraktiken. So

finden sich bereits erste Vorschläge, von der konkreten translokalen Praxis einzelner Akteursgruppen auf die ›Ordnung des Sozialen‹ zurückzuschließen. Der Begriff wird aber auch durchaus kritisch betrachtet:

Hinter der gefeierten ›hybriden Mischung‹ verbirgt sich nach Reuter (2004) ein Kampf, der unter den Bedingungen von Ausbeutung, Unterdrückung, Sprachlosigkeit und inneren Widersprüchen stattfindet. Wie das Beispiel des in Deutschland in der Presse breitgetretenen Kopftuchstreits gezeigt hat, können dabei ›neue‹ Grenzziehungen etwa zwischen genießbaren und ungenießbaren Fremden entstehen. Im Fall indigener Bewegungen in Lateinamerika können aber auch ›alte‹ Grenzziehungen dazu benutzt werden, um sich als differenzierte Gruppe besser organisieren und repräsentieren zu können.

Nur wenige, privilegierte Mitglieder von Randgruppen können sich den Luxus einer hybriden, auf kreativer ›Verstörung‹ basierenden Identität überhaupt leisten (vgl. Lossau 2002: 58). Ohne vorgängige Verfügung über ökonomisches und ► **kulturelles Kapital** ist eine produktive Artikulation ›zerrissener‹, ›dezentrierter‹ Identität schwierig (Rademacher 1999: 263). Auch bleibe der Nationalstaat eine wichtige Gestaltungskraft bei der Herausbildung ► **translokaler Räume**. »Entweder weil er die Migranten durch Steuer- und Eigentumsvorteile, Reisefreiheiten und Kredite weiterhin an sich bindet. Oder, umgekehrt, indem Diasporabewohner den Prozess des ›nation-building‹ im Herkunftsland erst richtig vorantreiben – durch ihr soziales oder politisches Engagement oder einfach durch ihre regelmäßigen Geldüberweisungen, die der lokalen Ökonomie zugute kommen. Sie werden damit selbst zu wichtigen Entwicklungsmotoren« (Reuter 2004: 7 ff.).

Die Konstitution von Identität und Alterität ist demnach weder als multikulturelles Nebeneinander noch als dialektische Vermittlung zu denken, sondern als unlösbar und wechselseitige Durchdringung von Zentrum und Peripherie, Unterdrücker und Unterdrücktem. In seiner Angewiesenheit auf vorgängige Identitätskategorien bleibt der Begriff der Hybridität jedoch strittig und sein theoretisches und subversives Potential zweifelhaft (vgl. Nünning 2001).

**Identität, kollektive** Kollektive Identität ist nicht die essentielle Eigenschaft einer Kulturgemeinschaft, sondern resultiert aus den Eigenarten einer Kommunikationsbeziehung (Rösch 2004: 59). Sie ist angewiesen auf die »Selbsterfahrung kollektiver Akteure im gemeinsamen Handeln« (Giesen 1999: 119). »Erst wenn sich Einzelne zusammenschließen und im Vollzug ihres Handelns die individuellen Unterschiede vergessen oder zurückstellen, existieren sie als ein kollektiver Akteur« (Fauser 2003: 137). In seiner Essentialisierungstendenz ist der Begriff damit äußerst problematisch.

Triebel schlägt vor, besser von »gruppenkonstituierenden Identifikationsprozessen« zu sprechen (2004: 77). Im Rahmen der gesamten Debatte um die Kontingenz

von Kultur (► **Kultur als Fluxus**), ► **Kreolisierungsprozesse** und die Zugehörigkeit von Individuen zu verschiedenen ► **Kulturfeldern**, spricht viel dafür, den Begriff der kollektiven Identität oder auch festgeprägter ► **Mentalität** zumindest im Singular aufzugeben.

Kollektive Identifikationsprozesse differenzieren sich sowohl auf transnationaler Ebene (z. B. katholische Christen; Islam als transnationale Identität, Diaspora-Migranten) als auch unterhalb der nationalen Ebene in der Zuschreibung (Affiliation) zu Regionen, ► **Milieus** und der Beheimatung in neuen lokalen Kontexten (► **Heimat**, ► **Diaspora**).

**Identität, kulturelle** Identität meint individuell das Selbstverständnis als kohärentes Wesen mit bestimmten Eigenschaften und einer Geschichte; bezogen auf eine Kultur das gemeinsame Selbstverständnis ihrer Angehörigen.

Diese Position wird jedoch auch kritisiert: Für die modernen Praxistheorien (Bourdieu 1979; Goffman 1983) sind Subjekte in allen ihren Merkmalen Produkte historisch und kulturell spezifischer Praktiken, und sie existieren nur innerhalb des Vollzugs sozialer Praktiken. Das Subjekt besitzt keinen »authentischen Kern«, geschweige denn eine angeborene kulturelle Disposition – es ist vielmehr ein »Kreuzungspunkt unterschiedlicher Verhaltens/Wissenskomplexe sozialer Praktiken, ein mehr oder minder loses Bündel von praktischen Wissensformen« (Reckwitz 2001: 296). Vgl. auch ► **Habitus**; ► **Hybridität**; ► **Kapital (kulturelles)**; ► **Gruppe (kulturelle)**; **Ethnizität**

**Identitätspolitik** Bemühungen, die Wahrnehmung einer kulturellen Kategorie oder Gruppe bei ihren Mitgliedern zu beeinflussen oder die Wahrnehmung seitens anderer zu steuern. Meist geht es dabei um Ansprüche oder Interessen, die als homogen wahrgenommene Gruppe innerhalb nationalstaatlicher Verteilungskonflikte leichter durchzusetzen sind. Identitätspolitik bedeutet immer eine bewusst gesetzte Grenzziehung zwischen dem Eigenen (die dazu gehören) und dem Anderen (die ausgeschlossen sind). Ein wichtiges Element ist dabei die ► **Essentialisierung**, d. h. die Festschreibung des Anderen auf seine Andersartigkeit bzw. des Eigenen auf seine ursprüngliche Wesenheit (Essenz), wobei innere Differenzen nivelliert werden.

Ein gutes Beispiel für Identitätspolitik ist die Frauenbewegung: Um die Identität »Frau« in einer Umgebung zu stärken, die diese Identität systematisch unterdrückt und als »schwächer« kennzeichnet, schlossen sich Menschen zusammen, deren verbindendes Element das Frau-sein war. Dieses identitätsstiftende Element wurde betont und in der Öffentlichkeit als dem Element »Mann« gleichberechtigt propagiert. In diesem Prozess wurden andere Differenzen zugunsten der Identität Frau vernachlässigt. Der Vorteil der Essentialisierung liegt in der größeren politischen

Durchsetzungskraft eigener Veränderungsziele. Der Nachteil liegt in der Abgrenzung der Gruppe nach außen und einem Vereinheitlichungszwang nach innen (vgl. Laatsch 2002; <http://leftaction.de/incipito/text/86.htm>).

Der Ambivalenz der Unmöglichkeit und gleichzeitig Unverzichtbarkeit einer Identitäts-Politik, deren Konstruktionscharakter den Beteiligten selbst bewusst ist, stellt Gayatri Chakravorty Spivak den Entwurf des *strategischen Essentialismus* entgegen (vgl. Spivak 1996).

► **Ethnisierung**; ► **Essentialismus, strategischer**; ► **Kulturalisierung**

**Identity Switching** Das Wechseln zwischen unterschiedlichen Teilidentitäten wird heute als selbstverständliche Option in der Ethnizitätsdebatte angesehen (für Individuen, aber auch für ganze Gruppen). Identitätswechsel ist besonders nahe liegend, wenn die eigene Gruppe gesellschaftlich diskriminiert ist und gleichzeitig durch den Wechsel berufliche Aufstiegschancen bestehen, bzw. der Wechsel von der dominanten Gruppe positiv sanktioniert wird.

**Indigene Völker** ► **Völker, indigene**

**Indigene Völker oder Indigene Menschen?** Die Frage, ob es ›indigenous peoples‹ (Völker) oder nur ›indigenous people‹ (Menschen) gibt, ist umstritten. »Aus diesem Grund heißt die zuständige UNO-Arbeitsgruppe bis heute ›Working Group on Indigenous Populations‹ und nicht ›Working Group on Indigenous Peoples‹. Ebenso heißt das von der UNO ausgerufene Jahrzehnt der Indigenen Völker offiziell ›Decade of the World's Indigenous People‹ und ein neu eingerichtetes UN-Gremium in New York, das ursprünglich den Namen ›Permanent Forum on Indigenous Peoples‹ erhalten sollte, wurde letztendlich unter dem Namen ›Permanent Forum on Indigenous Issues‹ (Angelegenheiten) gegründet. Der ernsthafte Hintergrund dieses Streits ist, dass das Völkerrecht mit dem Begriff Volk weit reichende spezifische Rechte verbindet, zuallererst das Recht auf Selbstbestimmung, was die freie Verfügung über Land und Ressourcen einschließt.

Da indigene Völker häufig in den ressourcenreichen Regionen leben, fürchten zahlreiche Regierungen, im Falle einer Anerkennung dieses Rechts, die Kontrolle über diese Bodenschätze zu verlieren. Weiterhin besteht in Ländern, wo gewaltsame Konflikte zwischen Regierungen und indigenen Völkern stattfinden, mitunter die Befürchtung einer Sezession der letzteren. Historisch gibt es jedoch zahlreiche Beispiele dafür, dass Kolonialmächte indigene Völker als souveräne Rechtssubjekte anerkannt haben« (Wikipedia 2004: Ureinwohner; <http://de.wikipedia.org/wiki/Ureinwohner>).

Auch das BMZ verwendet die Begriffe Bevölkerung oder Bevölkerungsgruppen (BMZ 1999). Die einzig völkerrechtlich verbindliche Konvention ist das »Überein-

kommen 169 über eingeborene und in Stämmen lebende Völker in unabhängigen Ländern« (»Indigenous and Tribal Peoples Convention«) der ILO von 1989 (vgl. <http://www.gfbv.it/3dossier/diritto/ilo169convdt.html>). Sie ist jedoch in Europa bisher nur von wenigen Staaten (z. B. Niederlande, Skandinavische Staaten), weltweit von gerade einem Dutzend Staaten ratifiziert. Daneben sind noch die UNCED Agenda 21 von Rio 1992 (insbes. Kapitel 26: Anerkennung und Stärkung der Rechte der indigenen Bevölkerungsgruppen) und der UN-Arbeitsgruppenentwurf der »Allgemeinen Erklärung der Rechte indigener Völker« von 1993 wichtige Dokumente.

Die Weltbank hat Ende der 1980er Direktiven zum Umgang mit indigenen Völkern in Weltbankprojekten ausgegeben (OD 4. 20 Indigenous Peoples). Zentrales Instrument ist der sog. »Indigenous Peoples Development Plan« (IPDP): »The Plan is designed in a culturally appropriate manner and is based on the full consideration of the options preferred by the indigenous people affected by the project.« Elements of an IPDP include: an assessment of the legal framework; collection of baseline data; examination of land tenure; strategy for local participation; design of mitigation measures and activities; assessment of institutional capacity; an implementation schedule and a system for monitoring and evaluation« (World Bank 2003a: <http://lnweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/61ByDocName/ResourceSocialAnalysisGlossaryofKeyTerms>).

Im Jahr 2001 wurden diese Direktiven angepasst. Indigene sollen nun mehr Mitspracherechte bei Planung, Durchführung, Monitoring und Evaluierung von Projekten und Programmen bekommen (»informed participation«; »sharing in the social and economic benefits of development projects«; vgl. World Bank 2001; [http://lnweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/63ByDocName/ComparisonMatrixOD420andDraftOPBP410/\\$FILE/Comparison+matrix.pdf](http://lnweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/63ByDocName/ComparisonMatrixOD420andDraftOPBP410/$FILE/Comparison+matrix.pdf)).

## **Indigenes Wissen** ▶ Wissen, indigenes

**Informed Consent** ›Informed consent« (informierte Zustimmung) ist die qualifizierte Zustimmung, die gegeben wurde, nachdem die Gegenseite einer Aufklärungspflicht nachgekommen ist.

In der EZ bezieht sich dies auf die Haltung, nach der die von Projekten betroffene Bevölkerung in einem frühen Stadium der Planung einbezogen werden soll, um so eine auf umfassender Information basierende Zustimmung zu erreichen, oder aber von Projekten abzusehen. Dies betrifft vor allem das Selbstbestimmungsrecht der ▶ **indigenen Völker**. In Fällen, wo z. B. transnationale Konzerne große industrielle Vorhaben (z. B. Bau von Großstaudämmen, Erdöl- oder Uranförderung, Atomtests, Entsorgung von Giftmüll) auf von indigenen Völkern genutzten oder bewohnten Territorien planen, fordern indigene Völker, dass dies nur nach einer

»freien, vorherigen und informierten Zustimmung« geschehen darf (Free, Prior and Informed Consent; vgl. das neueste Dokument der UN-Menschenrechtskommission: <http://www.obcbr.org/english/issues/indigenous/docs/wgip22/4.pdf>).

In einigen Ländern ist die Forderung nach »Free, Prior and Informed Consent« bereits gesetzlich verwirklicht, so etwa in den Philippinen. Während die deutsche Bundesregierung diese Rechtsposition in letzter Zeit zu unterstützen scheint, versucht die Weltbank dem in ihren eher zahnlosen Instrumenten der »Safeguard- und »Do-no-harm-Politik« nachzukommen (Umwelt und Sozialleitlinien; nicht-intendierte Folgen der humanitären EZ). ► **Völker, ndigene**

**Informeller Sektor** Der informelle Sektor wird auch ›Schattenwirtschaft‹ oder ›Überlebensökonomie‹ genannt und bezeichnet außerhalb von Sozialsystemen und Besteuerung oder sonstiger staatlicher Regelung und Fördersystemen entwickelte wirtschaftliche Kleinstaktivitäten (›Schuhputzer‹). Von den einen werden unternehmerische Initiative und Kreativität hervorgehoben, von den anderen arbeitsintensive Produktion, einfache Technologie, geringe Qualifizierung, schlechte Bezahlung, keine soziale Sicherheit, geringer gewerkschaftlicher Organisationsgrad, erhebliche Auslieferung der staatlichen Willkür gegenüber und der Korruption (vgl. Internationale Politik, Frieden und Entwicklung (o.J.); <http://fa1.spd.berlin.de/glossar.btm>).

»Der informelle Sektor unterscheidet sich durch einige Besonderheiten vom formellen Sektor: kaum oder keine Trennung der Produktionsfaktoren Arbeit und Kapital; Entzug staatlicher Kontrolle; kaum formalisierte Beschäftigungsverhältnisse; meist kleine Produktionseinheiten; niedrige Organisationsebene, Beschäftigung von Familienmitgliedern; fließender Übergang/Dominanz der Subsistenzwirtschaft; durch fehlende staatliche Regulierung greifen staatliche Standards (Mindestlohn, Sozialversicherung) oft nicht; keine eigene Rechtspersönlichkeit des Unternehmens; Eigentümer sind private Haushalte oder Privatpersonen« (Wikipedia 2004: Informeller Sektor; [http://de.wikipedia.org/wiki/Informeller\\_Sektor](http://de.wikipedia.org/wiki/Informeller_Sektor)).

In vielen Ländern absorbiert der informelle Sektor derzeit die Mehrheit aller neu auf den Arbeitsmarkt strömenden Menschen, weswegen er verstärkt in Entwicklungspolitiken berücksichtigt werden müsste.

**Institution (kulturelle)** Kulturell entsprechen Institutionen (i. S. von Praktiken) Konventionen, die durch standardisiertes und internalisiertes Verhalten von Mitgliedern einer bestimmten Gruppe zum Ausdruck kommen. Nach Hansen (1993) ersetzt Institution zum einen die innere, individuelle Motivation durch eine Außensteuerung (standardisierte Handlungen erfolgen nicht aus inneren Bedürfnissen und Motivationen heraus, sondern aufgrund einer Sollsuggestion, die von der Institution ausgeht). Die Institution stellt zum anderen eine Verbindung von Sinn

und Gesinnung her (sie repräsentiert die Normalität, die nicht hinterfragt wird), und sie liefert Gesinnung gleich mit: den mitverpflichtenden Komplex von Ideen, Gefühlen, Affekten und Verhaltensbereitschaften, die zur jeweiligen Institution gehören; sie schafft Stabilität, Ordnung und Sicherheit und verhindert das Chaos (vgl. Hansen 1993: 95–114).

Wille merkt kritisch an, dass in diesem Ansatz von Hansen das Individuum als autonomes Wesen völlig in den Hintergrund tritt (Wille 2003; <http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossarkbiss.htm>).

**Institutionenanalyse (Institutional Analysis)** Institutional Analysis (IA) ist ein Teil der ► **Social Analysis** der Weltbank. Sie fokussiert vor allem auf die Verträglichkeit (feasibility) und die Nachhaltigkeit (Sustainability) von vorgeschlagenen Entwicklungsinitiativen. Dabei wird vor allem analysiert, welchen Einfluss formelle und informelle, öffentliche und private, Profit- und Non-Profit-Organisationen auf den Projekterfolg haben und inwieweit benachteiligte Menschen von ihnen profitieren können. IA soll, nach den programmatischen Aussagen der Weltbank dazu, auch armen Menschen mehr Mitspracherecht garantieren und soziale Exklusion feststellen können – also Fälle, in denen die Spielregeln für unterschiedliche Akteure unterschiedlich aussehen (vgl. World Bank 2003a; <http://lnweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/61ByDocName/GlossaryofKeyTerms>).

Institutionenanalyse wird auch als Beitrag zur Trägeranalyse genutzt, etwa zur Beantwortung der Frage nach den Kapazitäten zur Programmimplementierung oder im Hinblick auf die Legitimität einer Organisation bei der Bevölkerung.

**Integration** Integration ist abgeleitet vom lateinischen ›integratio‹ und bedeutet die ›Wiederherstellung eines Ganzen‹. Die Integration in ein soziales Gebilde (Gemeinschaft, Gesellschaft, soziale Gruppe, Staat) hat nach einer soziologischen Definition die Anerkennung eines Minimalkonsenses bezüglich der gemeinsamen Grundwerte und der Verhaltens- und Orientierungsmuster zur Voraussetzung.

Mit der Diskussion um Deutschland als Einwanderungsland hat das Thema einen neuen gesellschaftlichen Stellenwert bekommen. Dabei stehen sich die Forderungen nach Assimilation und die nach Integration gegenüber. ► **Assimilation** bedeutet die Anerkennung der gesellschaftlich-politischen Grundordnung des Einwanderungslandes bei gleichzeitiger Aufgabe der eigenen spezifischen Herkunftstradition (► **Leitkultur**). Integration bedeutet das Ja zur eigenen Kultur bei gleichzeitigem Ja zur gesellschaftlich-politischen Grundordnung des Einwanderungslandes (Grundwertekonsens).

Grundlage von Integration ist nach einer Definition des DGB-Bildungswerkes eine gleichberechtigte Teilhabe in der Gesellschaft. Sie ist ein Prozess, bei dem beide Seiten gefordert sind: »Aus Sicht der MigrantInnen umfasst Integration zunächst

einmal die Bereitschaft, ihren Teil zur Entwicklung des Landes und der Gesellschaft beizutragen und im Gegenzug die Rechte nutzen zu können, die Staat und Gesellschaft bieten. Das schließt die Anerkennung der im Grundgesetz festgelegten Grund- und ► **Menschenrechte** ein. Diese Kombination von Pflichten und Rechten schafft eine Verbundenheit zur Gesellschaft. Aus Sicht der deutschen Gesellschaft bedeutet Integration Sicherung eines friedlichen Zusammenlebens durch eine immer wieder neu herzustellende Kultur der Akzeptanz, die es den MigrantInnen ermöglicht, unter Beibehaltung ihrer ethnischen, kulturellen und religiösen Identität ihren Lebensmittelpunkt in dieser Gesellschaft zu finden und zu sichern. (...). Türkische Jugendliche, die in Deutschland geboren wurden, haben andere Probleme als AussiedlerInnen aus Osteuropa, die automatisch deutsche StaatsbürgerInnen werden. Und die wiederum andere als die angeworbenen ArbeitnehmerInnen, die heute in Deutschland als RentnerInnen leben. Das heißt: Es muss immer auf die spezifischen Bedürfnisse der jeweiligen Menschen reagiert werden.« (DGB Bildungswerk 2001; [http://www.migrationonline.de/schlagwort.\\_cGFnZS5zaWQ9Mjg\\_.html](http://www.migrationonline.de/schlagwort._cGFnZS5zaWQ9Mjg_.html))

Die deutsche Bundesregierung verlangt von Migranten nur das Bekenntnis zu einem Grundwertekonsens, der jedem in Deutschland lebenden Bürger zuzumuten sei und sich aus dem Sinn der Staatlichkeit als einer territorialen Ordnung ergebe. Er besteht aus dem Wertedreieck: Grundgesetz achten; deutsche Gesetze respektieren; deutsche Sprache beherrschen. ► **Leitkultur**

**Interkultur** »Es handelt sich hierbei weniger um einen Raum- als um einen Prozessbegriff: Interkulturen entstehen dann, wenn Beteiligte aus konzeptuell unterschiedlichen Lebenswelten A und B miteinander agieren bzw. kommunizieren. Interkulturen existieren dementsprechend auch nur in Abhängigkeit ihrer Beteiligten. Sie ›ereignen‹ sich: sie werden permanent neu erzeugt, und zwar im Sinne eines ›Dritten‹, einer Zwischen-Welt C, die weder der Lebenswelt A noch der Lebenswelt B vollkommen entspricht. Weil es sich um ein Handlungsfeld, um einen Prozess handelt, ist eine Interkultur also gerade nicht statisch als Synthese von A und B im Sinne eines 50:50 oder anderswie gewichteten Verhältnisses zu denken. Vielmehr kann in dieser Begegnung im Sinne eines klassischen Lerneffekts eine vollständig neue Qualität, eine Synergie, entstehen, die für sich weder A noch B erzielt hätten« (Interkulturelle Kompetenz Online, 2004: [http://www.ik.kompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ik.kompetenz.thueringen.de/a_bis_z/)).

**Interkulturalisten** Die professionellen Managementexperten für interkulturelle Kommunikation werden von Dahlen (1997) in einer bekannten Studie »Interkulturalisten« (Interculturalists) genannt. Ihr Markt wächst in den letzten Jahren. Die Vermittlung kulturellen Wissens, früher eine Aufgabe des Staates oder kultureller



Gemeinschaften, wird zunehmend zum Geschäft einer Gruppe intellektueller Multiplikatoren. Wie in anderen Branchen auch, wird die Produktpalette immer weiter diversifiziert. Dabei geht der Trend weg von allgemeinen kulturunspezifischen Sensibilisierungstrainings hin zu länder- oder regionsspezifischen Trainings (Breidenbach/Nyíri 2004: 25; für einen Überblick über den deutschen Markt, der diese Tendenz mit einer Schwerpunktsetzung auf Asien und die Transformationsländer des Ostens bestätigt, vgl. Keßler 2004).

Durch ihren kulturalistischen Ansatz stehen viele der Interkulturalisten der teils repressiven und autoritären Politik asiatischer Tigerstaaten völlig unkritisch gegenüber. So fordern zwei der bekanntesten Interkulturellen Managementexperten Hampden-Turner und Trompenaars 1997 den Westen pauschal auf, von Asien zu lernen. Als Autoritäten für asiatische Werte führen sie dabei asiatische Politiker wie Lee Kuan Yew aus Singapur oder Mahatir Mohamad aus Malaysia ins Feld, die aus heutiger Sicht für eine extrem repressive Politik im Innern stehen (vgl. Breidenbach/Nyíri 2004: 26 f.).

**Interkulturalität** Interkulturalität bezieht sich auf das, was passiert, wenn Menschen mit unterschiedlichem kulturellem Hintergrund unter bestimmten strukturellen Rahmenbedingungen einander begegnen und miteinander umgehen. Die Interferenz verschiedener kultureller Systeme eröffnet also neue Räume, die in einschlägiger Literatur als ›Interkultur‹, ›Kontaktkultur‹ oder ›culture de contact‹ oder ►**third culture**‹ bezeichnet werden. Trotz der Begriffspluralität bezeichnen die Autoren hiermit lediglich das dynamische Interaktionsverhältnis zwischen Kulturen, das neue interkulturelle Räume generiert: »Die dadurch entstehende partielle Gemeinschaft ist weder als bloße Addition der kulturellen Identitäten zu verstehen noch als Selektion von Teilen aus ihnen, sondern stellt sich als eine neue Welt für sich dar, die zerfällt, sobald das gemeinsame Handeln endet« (Wille 2003; <http://www.cristianwille.de/inballe/ik/glossarbiss.htm>).

Antweiler (2002) setzt Interkulturellen Umgang von ►**interkultureller Kommunikation** ab, weil es bei interkulturellem Umgang auch um Prozesse geht, in denen nicht Kommunikation im Mittelpunkt steht (z. B. Migration, Vertreibung, Segregation, Tourismus). Ferner erlaubt die Rede vom Umgang statt von Kommunikation auch das Einbeziehen von Situationen, in denen einerseits kaum kommuniziert wird, und andererseits solche, in denen mehr als nur Kommunikation eine Rolle spielt, z. B. der institutionalisierte Umgang mit Fremden als ›Ausländern‹. Antweiler differenziert:

»Hier spielt weit mehr herein, als nur unterschiedliche Kommunikationscodes. (...) Ich vermeide auch die Termini ›interkulturelle Verständigung‹ (Dettmar 1989), ›internationaler Austausch‹ und ›interkulturelle Begegnung‹, weil diese Wörter Gleichheit der Partner suggerieren. Tatsächlich sind die Beziehungen im interkul-

turellen Umgang aber in aller Regel asymmetrisch; Macht spielt in welcher Form auch immer herein. (...)

Die zentrale Frage ist nun, unter welchen strukturellen Rahmenbedingungen sich interkultureller Umgang abspielt. Ebenso wenig, wie man Vorurteile einfach durch Aufzeigen der Fakten beheben kann, führen interkulturelle Begegnungen per se zum Abbau von Fremdbildern. Das zeigen viele Erfahrungen und hier liegt wohl das Hauptproblem der Diskussion um interkulturelle Erziehung, was ihre praktische Umsetzung betrifft. Dettmar (1989: 260 ff.) zeigte z. B. folgende mögliche Auswirkungen der Begegnung von Deutschen und Afrikanern in Hamburg: (i) Spannungen und Beziehungsabbruch durch Kategorisierungen; (ii) Aufrechterhaltung vorheriger Vorstellungen trotz persönlicher Beziehungen, und in Einzelfällen (iii) eine Relativierung früherer Vorstellungen über den Begegnungspartner. Entscheidend ist der Rahmen von Dominanz und Unterordnung, der die Situation der beteiligten Gruppen strukturell bestimmt und damit die Umgangssituation insgesamt formt. Salopp gesagt: Wer hat das ›Heimrecht‹, wer ist geduldeter Gast?« (Antweiler 2002).

Welsch kritisiert am Begriff der Interkulturalität, dass er noch immer von einer insel- bzw. kugelartigen Verfassung der Kulturen ausgehe. Das klassische Kulturkonzept schaffe durch den separatistischen Charakter der Kulturen das Problem der strukturellen Kommunikationsunfähigkeit und schwierigen Koexistenz dieser Kulturen. Das Konzept sei nicht radikal genug, sondern bloß kosmetisch. Er schlägt deshalb den Begriff der ► **Transkulturalität** vor. (Welsch 2002; [http://www.ifa.de/zfk/themen/02\\_1\\_islam/dwelsch.htm](http://www.ifa.de/zfk/themen/02_1_islam/dwelsch.htm).) ► **Macht**

**interkulturell** Wörtlich »zwischen den Kulturen«; Phänomene des Umgangs, der Interaktion, meistens Prozesse der Kommunikation, die sich zwischen Angehörigen mindestens zweier verschiedener Kulturen abspielen; ein oft positiv besetztes und auf Verständigung oder Verstehen zielendes Wort, das aber die Vorstellung von mindestens zwei zunächst völlig getrennten Kulturen beinhaltet. Manche Autoren schlagen deshalb das Wort ► **Transkulturalität** vor. ► **Interkulturalität**, interkultureller Umgang

**Intoleranz** »Intoleranz (Unduldsamkeit) bedeutet, dass Akzeptanz abschließend versagt wird, obwohl

- a) außer einer irrationalen Gefühlsregung nichts für eine solche Bewertung spricht;
- b) das eigene Wissen für eine abschließende Bewertung nicht ausreicht;
- c) die zuvor angestrebte gedankliche Auseinandersetzung der abschließenden Beurteilung nicht gerecht wird, oder

- d) keine Not bestand, eine solche abschließende Bewertung zu treffen, da Beeinträchtigungen für einen selbst und andere, die von dem entsprechenden Sachverhalt ausgehen, offensichtlich vernachlässigbar sind.

Gründe, Ursachen und Motive der Intoleranz: Nach Meinung einiger Psychologen sind Neid und versteckte Minderwertigkeitsgefühle Gründe für Intoleranz. Dem Begriffspaar Toleranz/Intoleranz wohnt eine vielleicht überraschende Dialektik inne: Eine tolerante Gesellschaft, die Intoleranz toleriert, läuft Gefahr, entgegen der eigenen Absicht Intoleranz zu stärken. Intoleranz gegenüber antitoleranten Ideologien und Bewegungen steht also durchaus im Dienste der Toleranz« (Wikipedia 2004: Intoleranz; <http://de.wikipedia.org/wiki/Intoleranz>).

### **Invented Tradition** ▶ **Nation**

# K

**Kampf der Kulturen** Samuel P. Huntingtons Paradigma vom Kampf der Kulturen, bzw. genauer ›Zusammenprall der Zivilisationen/Kulturkreise‹ (»Clash of Cultures«) postuliert, dass sich Konflikte weltweit in Zukunft zwischen großen Kulturbereichen (bzw. Religionsblöcken) statt zwischen politischen Lagern abspielen werden; er sieht eine ›westliche ▶ **Kernkultur**‹, die durch Individualismus, Pluralismus, Christentum und Rechtsstaatlichkeit charakterisiert ist. Diese ›Kernkultur‹ ist nach dem Ende des Ost-West-Gegensatzes durch die Kulturen/Zivilisationen des Ostens (vor allem der Muslime) gefährdet. Huntington argumentiert: »Für Menschen, die ihre Identität suchen und ihre Ethnizität neu erfinden, sind Feinde unabdingbar, und die potentiell gefährlichsten Feindschaften begegnen uns an den Bruchlinien zwischen den großen Kulturen der Welt« (Huntington 2002: 18).

Kultur definiert Huntington als »die Gesamtheit der Werte, Einstellungen, Glaubensüberzeugungen, Orientierungen und Grundvoraussetzungen, die Menschen in einer Gesellschaft prägen.« Er ist damit auch in Entwicklungskreisen der einflussreichste Promoter der essentialistisch argumentierenden Entwicklungstheoretiker, die ▶ **Kultur** als potentielles Entwicklungshemmnis« verstehen. Nach 2000 wendet sich Huntington weg vom Feindbild Islam und hin zur ›hispanischen Herausforderung‹ und damit den Fragen der Integration von ethnischen Minderheiten in den USA, in deren ›kultureller Rückständigkeit‹ er ein wachsendes Problem sieht (Huntington 2004). ▶ **Kulturalismus**; ▶ **Kulturkreis**

**Kapital, kulturelles** Kulturelles Kapital ist salopp gesprochen der durch Kulturkenntnis und ► **Kulturkompetenz** erworbene Teil sozialer Macht, und damit ein wichtiger Schmierstoff sozialer Netzwerke. Der Soziologe Bourdieu unterscheidet grundlegend drei Formen kulturellen Kapitals:

- 1. Unter ›objektiviertem kulturellem Kapital‹ fasst Bourdieu alle Kulturgegenstände (Bilder, Bücher, Skulpturen, usw.) zusammen.
- 2. ›Institutionalisiertes kulturelles Kapital‹ bezeichnet die vom Individuum erworbenen Bildungszertifikate oder Titel.
- 3. Unter inkorporiertem kulturellem Kapital werden alle Denk- und Handlungsschemata, alle Wertorientierungen sowie sämtliche durch Sozialisation erworbenen Verhaltensmerkmale verstanden. ► **Habitus**; ► **Sozialkapital** (vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Kulturelles\\_Kapital](http://de.wikipedia.org/wiki/Kulturelles_Kapital); vgl. Bourdieu 1993).

Gerade in Zeiten der Globalisierung wird das Ansammeln von kulturellem Kapital, und damit die Etablierung einer eigenen kulturellen Identität über transnationale Grenzen hinweg, wichtig, um als strategische Gruppe im globalisierten Markt erfolgreich zu agieren. Dies kann entlang ethno-kultureller Zugehörigkeit erfolgen (z. B. das Netz der Auslandschinesen), aber auch entlang religiöser transnationaler Gruppen (z. B. Pfingstkirchen). ► **Transnationalisierung**

**Kernkultur** Der Begriff der Kernkultur (›core culture‹) geht zurück auf eine Unterscheidung zwischen ›Kernkultur‹ und ›kultureller Stil‹, die die Sozialwissenschaftler Kroeber und Parsons 1958 vorgenommen haben. Während die Kernkultur die lang dauernde kulturelle Struktur einer Gesellschaft erfasst, bestimmt der kulturelle Stil die nicht essentiellen Bereiche und damit die Handlungsspielräume einer Gesellschaft. Kultur bestimmen Kroeber und Parsons als »transmitted and created content and patterns of values, ideas and other symbolic meaningful systems« (1958: 583). In der sozialwissenschaftlichen Diskussion schon seit den 1960er Jahren als zu essentialistisch, statisch, zu einseitig wertbezogen und evolutionistisch diskreditiert, wurde das Konzept vom Ethnologen Müller aus Zürich in den 1990er Jahren zur Beschreibung des kulturellen Erbes bzw. des kulturellen »Entwicklungsstandes« von Entwicklungsländern wieder aufgenommen (vgl. Müller 1996; ► **Kulturindikatoren**). Müller und Kolleginnen haben dieses Konzept im Rahmen einer Beratungsstudie für das ► **Soziokulturelle Faktoren**-Konzept des BMZ entwickelt. Es kam aber in der Praxis nie zur Anwendung (Müller et al. 1991).

Im Jahr 2002 wurde das Kernkulturkonzept von der Ethnosoziologin Verena Tobler-Linder im Anschluss an die deutsche ► **Leitkultur-Debatte** in der Schweizer entwicklungspolitischen Öffentlichkeit lanciert. Kernkultur beschreibe, welche Teilmenge an kollektiven Codes wie Fähigkeiten, Werte und Regeln auf die Erfüllung

menschlicher Grundbedürfnisse zielen und deshalb als verbindlich gelten (sie nennt als kollektiv zu erfüllende Kernaufgaben z. B. Produktion und Kooperation, Verteilung und Solidarität, Schutz und Sicherheit), welche anderen hingegen beliebig sind (Linder 2002). Andere Autoren halten diesem strukturellen und mit statischen Kollektivbegriffen verbundenen Kulturbegriff einen akteurs- und handlungsorientierten Kulturbegriff entgegen (vgl. Sutter 2002).

Auch die Organisationswissenschaft benutzt den Begriff der Kernkultur in leicht veränderter Form im Rahmen der Organisationskulturdebatte. Sie unterscheidet ► **kulturelle Prägungen** primärer Art (ethnische Herkunft, Nationalität, Religion, Schichtzugehörigkeit ... = ›cultural blueprints‹) und sekundärer Art (funktionale Gruppen, Hierarchieebenen = ► **Subkulturen**).

**KfW (Kreditanstalt für Wiederaufbau)** Die Kreditanstalt hat in den letzten Jahren in verschiedenen Papieren zu frauenrelevanten Fragestellungen, zu soziokulturellen Fragestellungen und zur Zielgruppenanalyse die Vorgaben des ► **Soziokulturellen Schlüsselfaktorenkonzepts** des BMZ eingearbeitet. 2003 wurden diese Arbeitshilfen in einer praxisnah gestalteten Arbeitshilfe ›Zielgruppenanalyse‹ (ZGA) zusammengeführt und durch dieses ersetzt. Die Arbeitshilfe stellt Basiswissen zur ZGA zur Verfügung und legt Mindeststandards vor, die bei allen FZ-Vorhaben sowie projektübergreifenden Aufgaben zu berücksichtigen sind. In ihnen sind die Schlüsselfaktoren eingearbeitet (vgl. Bliss/König 2003; <http://www.kfwentwicklungsbank.de/DE/Service/OnlineBibl48/AMD31.pdf>). Inwieweit sich diese Operationalisierung in der Praxis bewährt, bleibt abzuwarten.

**Kommunikation, interkulturelle** Interkulturelle Kommunikation geschieht, wenn im interkulturellen Umgang miteinander kommuniziert wird. Die überzeugendste Faustregel, die der Autor bisher als Voraussetzung für gelingende interkulturelle Kommunikation finden konnte, heißt: »Expect the Unexpected. Be quick to observe but slow to judge« (Draganis 2004: 17).

► **Dialog interkultureller**; ► **Interkulturalität**; ► **Training, interkulturelles**

**Kommunikationsstil** In der Kommunikationsforschung wird zwischen einem expliziten (d. h. eher nicht vom Kulturwissen abhängigen unzweideutigen, klaren) direkten Kommunikationsstil auf der einen Seite und einem impliziten (d. h. eher ein gemeinsames Kulturverständnis voraussetzenden, ›Mit-Gemeintes‹ oder ›Nicht-Gesagtes‹ beinhaltenden) indirekten Kommunikationsstil auf der anderen Seite unterschieden. Zwar gilt dies in erster Linie für die Kommunikation von Individuen, jedoch werden die unterschiedlichen Kommunikationsstile von etlichen Kulturforschern (Hofstede, Alexander Thomas, ► **Kulturdimensionen**; ► **Kulturstandards**) auch auf ganze sog. ›Nationalkulturen‹ übertragen.

**Kompatibilität (soziokulturelle)** Einer der drei ► **soziokulturellen Schlüsselfaktoren** des BMZ-Konzepts aus den 1990ern. Löste den Begriff ›Entwicklungsstand‹ wegen dessen eindeutigen Bezugs zu veralteten Vorstellungen einer ›nachholenden Entwicklung‹ ab (vgl. Bliss et al. 1997). Kompatibilität bezieht sich auf die organisatorischen, technischen, normativen und wissensmäßigen Aspekte des soziokulturellen Systems. Ausgangspunkt für Kompatibilität sind die Wünsche und Möglichkeiten der Zielgruppe und damit vereinbare externe Lösungsvorschläge.

**Kompetenz, interkulturelle** Kompetenz allgemein ist »eine Disposition, die Personen befähigt, bestimmte Arten von Problemen erfolgreich zu lösen, also konkrete Anforderungssituationen eines bestimmten Typs zu bewältigen« (BMBF 2003: 72; [http://www.ganztagsschulen.org/\\_downloads/zur\\_entwicklung\\_nationaler\\_bildungsstandards.pdf](http://www.ganztagsschulen.org/_downloads/zur_entwicklung_nationaler_bildungsstandards.pdf)).

Der Begriff der »interkulturellen Kompetenz« wird seit Jahrzehnten mit den unterschiedlichsten Terminologien verbunden. Er umfasst im Englischen Konzepte wie ›intercultural competence‹, ›cross-cultural competence‹, ›international competence‹, seit einigen Jahren auch ›global competence‹, oder ›global citizenship‹. Je nach Schwerpunktsetzung auf Kommunikations- oder Handlungsaspekte, werden mehr die kommunikativen und kognitiven (z. B. Gudykunst 1994) oder die interaktiven Komponenten (z. B. Hinz-Rommel 1994) interkultureller Kompetenz betont. Eine Person zeigt nach einer gängigen Definition dann interkulturelle Kompetenz, wenn sie in der Lage ist, in der interkulturellen Begegnung angemessen Kontakt aufzunehmen, die Rahmenbedingungen für eine für beide Seiten befriedigende Verständigung auszuhandeln und sich mit dem Betreffenden effektiv auszutauschen. Zur interkulturellen Kompetenz gehört also das konkrete (kulturspezifische) Wissen über andere, aber auch Bewusstsein für die eigene Kultur und deren Relativität sowie die grundsätzliche Wertschätzung der Werte, Anschauungen und Verhaltensweisen des Gegenübers (vgl. Deardorff 2004; <http://www.nafsa.org/content/ProfessionalandEducationalResources/Publications/IE/deardorff.pdf>). Sie ist das Resultat eines Lern- und Entwicklungsprozesses, der auf mehreren Ebenen relevant wird:

1. Kenntnisse (knowledge),
2. Verhaltensweisen (skills),
3. Bewusstheit (awareness),
4. Einstellungen (attitudes),
5. fremdsprachliche Kompetenzen (language proficiency).

Lernerfolge auf allen fünf Ebenen sollen, zusammengenommen, zu effektiver und angemessener interkultureller Interaktion führen. In den externen Kriterien

»Effektivität« (bezeichnet das Erreichen der Interaktionsziele des Akteurs) und »Angemessenheit« (bezeichnet die Achtung der Ziele des Gegenübers sowie dessen soziokulturelle Normen) soll auch der Schlüssel für die Messbarkeit von interkultureller Kompetenz liegen (vgl. Müller/Gelbrich 2001: 247f.). Am einfachsten ist die Indikatorenbildung noch für »language proficiency«. Auch Indikatoren auf der Ebene »knowledge« und »skills« scheinen noch ableitbar. Für »awareness« und »attitudes« gibt es bis heute keine validen Operationalisierungen.

Dowd et al. 1999 fügen ihren fünf praxisbezogenen Strategien für den interkulturellen Umgang in Geschäftssituationen (1. self assessment; 2. practicing flexibility; 3. developing tolerance to differences; 4. accepting differences with creativity and style; 5. meeting personal needs) noch eine sechste sonst in keiner anderen Zusammenstellung zu findende hinzu: »using humor to cope with cultural differences« (vgl. Dowd et al. 1999: 26 f.; cit. in Zülch 2004: 18).

Auch für die EZ ist interkulturelle Kompetenz ein zentrales Thema. So sagt die DSE 1999: »Entwicklungszusammenarbeit findet nicht in einem sozialen Vakuum statt: Vielmehr ist Beratung, Verhandlungsführung oder Know-how-Transfer immer eine Begegnung von Menschen, deren Denken und Verhalten kulturellen Mustern folgt. Interkulturelle Handlungskompetenz ist ein Schlüsselfaktor zu nachhaltigem Projekterfolg« (DSE 1999; <http://www.dse.de/za/material/ikz-page/ikzpage.htm>).

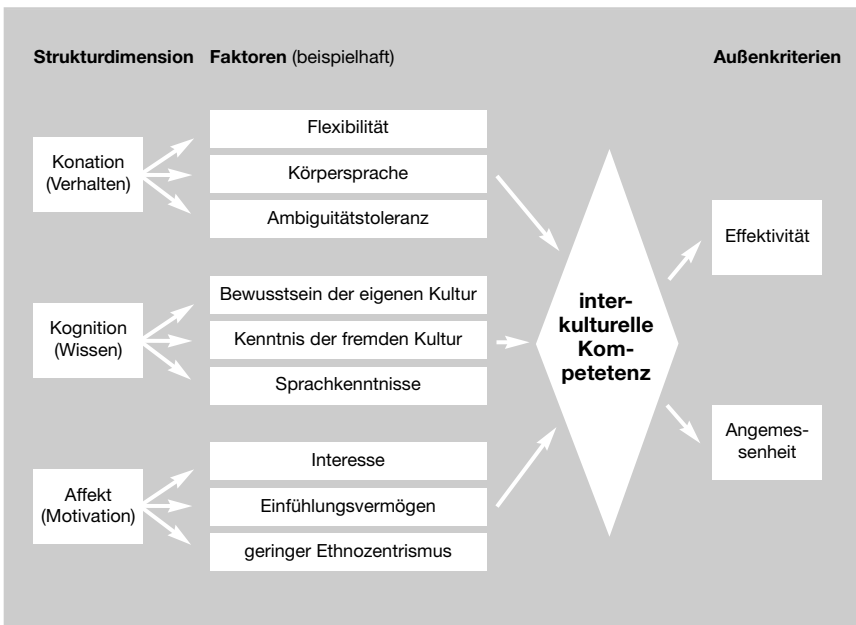
Interkulturell kompetente Personen in der internationalen Zusammenarbeit sollen fähig sein, die beteiligten Kulturen so zu verstehen, dass sich eine für alle Beteiligten zufrieden stellende und angenehme Zusammenarbeit entwickeln kann, damit die vorhandene Diversität (► **Vielfalt, kulturelle**) optimal für die Erreichung gemeinsamer Ziele genutzt werden kann. Dabei wird vorausgesetzt, dass Wissen, soziale und kulturelle Sensibilität (► **Kultursensibilität**) sowie ein erweitertes Handlungsrepertoire in drei Zielkontexten umgesetzt werden können: der eigenen Kultur, der oder den spezifischen Partnerkulturen und im interkulturellen Feld, also dort, wo, wie z. B. in internationalen Teams, keine vorgegebenen Standards per se dominieren und es um das Aushandeln angemessener und effizienter gemeinsamer Orientierungen geht (nach Dahlen 1997; vgl. Hüsken 2003).

Strittig ist die Frage, ob interkulturelle Kompetenz nur in Bezug auf bestimmte Kulturen erreichbar, also kulturspezifisch ist, oder als allgemeine Fähigkeit (»cultural awareness«) erlernt werden kann. Dies hat z. B. Auswirkungen auf die Form und Ausgestaltung ► **interkultureller Trainings**. Darüber hinaus besetzen die unterschiedlichen Disziplinen, die sich mit Interkultureller Kompetenz befassen (vor allem Psychologie, Erziehungswissenschaften, Politologie, Soziolinguistik, Ethnologie; Wirtschaftswissenschaften) den Begriff mit jeweils eigenen, teilweise sich ausschließenden Konnotationen, und haben zudem nur wenig interdisziplinäre Schnittstellen. Es gibt bis heute keine Einigkeit in der Identifikation spezifischer Komponenten des Konzepts und kaum Methoden zur Darstellung oder »Messung«

interkultureller Kompetenz (vgl. Deardorff 2004; <http://www.nafsa.org/content/ProfessionalandEducationalResources/Publications/IE/deardorff.pdf>; Baumer 2004 für einen möglichen Ansatz zur Messung).

Der Linguist und interkulturelle Kompetenzforscher Michael Byram fasste die Definition von interkultureller Kompetenz in den einfachen Satz: »See yourself as others see you, respond to them in the light of that, and interact with them in the light of that« (vgl. Byram 2003; <http://elt.britcoun.org.pl/forum/byrint.htm>).

► **Dialog, interkultureller**



Faktoren, Strukturdimensionen und Außenkriterien, die interkulturelle Trainings beeinflussen (Züch 2004: 23).

**Konditionalisierung der EZ (die 5 Kriterien des BMZ)** »Die [deutsche] Bundesregierung, genauer BMZ-Minister Carl-Dieter Spranger, stellte im Oktober 1991 fünf Kriterien für die deutsche Entwicklungszusammenarbeit mit den Entwicklungsländern vor. Die Kriterien sind: Beachtung der ► **Menschenrechte**; Beteiligung der Bevölkerung an politischen Entscheidungen; Rechtsstaatlichkeit und Rechtssicherheit; marktwirtschaftlich orientierte und soziale Wirtschaftsordnung; Entwicklungsorientierung staatlichen Handelns. Die Vergabekriterien, die keine



starrten Messgrößen bilden, dienen laut der deutschen Bundesregierung vor allem der Entscheidungsfindung, ob und in welchem Umfang, mit welchen Instrumenten und in welchen Bereichen mit einem Land zusammengearbeitet werden soll. Damit wurde die Bedeutung positiver Rahmenbedingungen in den Entwicklungsländern als Voraussetzung für den Erfolg von Entwicklungshilfe anerkannt. (...)

Diese Kriterien, die aus Beschlüssen des Deutschen Bundestages seit 1982, aus einem Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats beim BMZ aus dem Jahre 1990 sowie der internationalen Diskussion und internationalen Vereinbarungen schöpfen und insbesondere das Ende des Ost-West-Konflikts widerspiegeln, haben in Deutschland und OECD-Ländern weitgehend Zustimmung gefunden. (...)

Einige Entwicklungsländer, wie z. B. Malaysia, kritisieren grundsätzlich jede Konditionalisierung der Entwicklungshilfe (vor allem Verknüpfung der Gewährung von öffentlicher Entwicklungshilfe (ODA) an die Beachtung der ► **Menschenrechte**) als eine unzulässige Einmischung in die inneren Angelegenheiten« (Holtz/Karsten 2003: 34; [http://bss.ulb.unibonn.de/uboltz/lebrmaterial\\_semesteraparat/EP\\_Glossar.pdf](http://bss.ulb.unibonn.de/uboltz/lebrmaterial_semesteraparat/EP_Glossar.pdf)).

**Konflikte** Konflikte sind »eine spezifische Form von sozialen Beziehungen« (Görlitz 1972: 194), zwischen Individuen, Gruppen, Organisationen und Staaten. Sie entstehen, sobald Interessengegensätze von mindestens einer der beteiligten Parteien als nicht mehr hinnehmbar wahrgenommen werden.

Die Konfliktthematik ist in der EZ eines der Themen, in denen eine kulturelle Perspektive in Zukunft eine immer größere Rolle spielen wird. Dabei geht es nicht um »ethnische Konflikte« oder »Stammeskriege«. Die ethnische Karte wird in machtpolitisch und wirtschaftlich motivierten Konflikten zur Mobilisierung von Gefolgs- und Gewaltbereitschaft als Joker eingesetzt. Sie ist aber kein Beleg für eine Ursprünglichkeit oder Unwandelbarkeit unvereinbarer oder gar unversöhnlicher Gruppenidentitäten. Konflikte entstehen zwar aus Interessengegensätzen. Wann jedoch ein Interessengegensatz als Konflikt wahrgenommen, wie der Konflikt interpretiert wird und welche legitimen Handlungsoptionen den Konfliktparteien zur Verfügung stehen, das hängt auch mit kulturspezifischen Zielen, Werten, Normen, Idealen und Sozialisationspraktiken zusammen (vgl. Antweiler 2003b).

Einer kulturellen Perspektive auf Konflikt geht es darum, die Konstanten wie die kulturell-historisch bedingten Variationen der Entstehung und Regelung menschlicher Konflikte sichtbar und erklärbar zu machen, ohne dabei die strukturellen Ursachen wie z. B. Gewaltmärkte, Staatszerfall oder globale Abhängigkeiten aus den Augen zu verlieren (vgl. Elwert 2003).

Auf der Beratungsebene der EZ liegt ein möglicher Beitrag in der Untersuchung nicht-intendierter Wirkungsweisen von Interventionen, wie z. B. die unfreiwillige

Unterstützung von Kontroll- und Unterdrückungsstrukturen, oder die Verstärkung ethnischer Disparitäten. Dazu ist eine genaue Kenntnis der Konfliktarenen nötig, aber auch die Identifikation von Friedensinteressen und relevanter Friedensakteure (vgl. Heinrich 1998). Der Beitrag einer kulturellen Forschungs- und Beratungsperspektive auf die EZ-Praxis ist in einem 2003 erschienenen Sammelband zur Thematik ausführlich dargestellt (vgl. Kievelitz/Poeschke 2003).

► **Konflikte ethnische;** ► **Konflikte, ethnisierte;** ► **Projektarena**

**Konflikte, ethnische** Ethnische Konflikte werden als Auseinandersetzungen auf subnationaler Ebene gesehen, bei denen mindestens eine Konfliktpartei sich durch einen ► **Mythos** gemeinsamer Ahnenschaft (»myth of collective ancestry«, Horowitz) definiert (Antweiler 2003b).

**Konflikte, ethnisierte** Nach Antweiler 2003b sind ethnisierte Konflikte eigentlich politische, soziale oder ökonomische Konflikte, die von politischen Eliten bzw. mächtigen strategischen Interessengruppen in unsicheren politischen Situationen ethnisch umgedeutet und als Karte im Machtpoker benutzt werden, um Ressourcen bzw. Gefolgschaft zu binden. In der Hand von herrschenden Eliten werden sie Teil einer ethnonationalistischen Politik. Konflikte werden, besonders wenn sie außerhalb Europas sind, gern als »ethnische Konflikte« etikettiert und mit Irrationalität bzw. »Stammesdenken« assoziiert. Sie erscheinen so als besonders gewaltsam und damit besonders abstoßend oder illegitim (vgl. Wimmer & Schetter 2002). Viele Konflikte werden auch von interessierten Dritten im Westen (Medien, Politikern) als ethnisch bedingt bezeichnet, obwohl sie ganz andere Ursachen haben (z. B. Ruandakonflikt in den 1990ern, Darfur heute).

Schon ab Mitte der 1970er Jahre wurden in den USA ethnische Unterschiede als Konfliktursache gesehen (sog. »ethnic revival« bzw. »new ethnicity«). Mit Beginn der 1990er Jahre stieg Ethnizität zur beherrschenden Interpretationsformel für Konflikte auf. Ethnische Konflikte gelten nun als Inbegriff der neuen ungeordneten Welt, der Fragmentierung als Komplement der Globalisierung. Statistiken weisen aus, dass 2/3 bis 3/4 der weltweit zwischen 1985 und 1992 geführten Kriege eine überwiegend ethnonationale Komponente haben (vgl. Scherrer 1994, Menzel 1998: 45, Gurr 2000, Schmidt 2001: 12f.). Dies bedeutet besonders in der (ehemaligen) Zweiten und sog. Dritten Welt eine Krise der Nationalstaaten, in der um die Frage gekämpft wird, welchem »Volk« der Staat »gehören« soll (vgl. Nagengast 1994, Wimmer 1995: 466).

Nach Antweiler vernachlässigt die Konzentration der Medien und der Politik, auch der Entwicklungszusammenarbeit, auf Nationalstaaten, dass es ein breiteres Spektrum möglicher Konfliktparteien gibt, seien diese politische oder kulturelle Einheiten. Grob lassen sich unterscheiden (a) Konflikte zwischen einzelnen Per-

sonen, (b) Konflikte zwischen Sub-Gruppen innerhalb von Gesellschaften oder Staaten und (c) Konflikte zwischen Gesellschaften oder Staaten. Im Unterschied zu den Massenmedien unterscheiden einige engagierte Organisationen immerhin ›Machtkonflikte‹, ›Territorialkonflikte‹, ›Minderheitenkonflikte‹ und ›separatistische Konflikte‹ (z. B. Ärzte ohne Grenzen 1995: 167, 172 f.). Aber auch diese differenziertere Sicht unterstellt vorschnell klare Fronten und eindeutige Ursachen. (vgl. Antweiler 2003b: 26–73). Der Anthropologe Johan Pottier zeigt in einer faszinierenden Studie, wie Information und Desinformation im Ruandakonflikt Hand in Hand gingen, und wie die daraus entstandenen Täter-Opferbilder von Konfliktparteien und Hilfsorganisationen für ihre Zwecke instrumentalisiert wurden (Pottier 2002).

► **Ethnizität**; ► **Ethnisierung**; ethnische Konflikte

**Kontakthypothese** »Die Kontakthypothese als umstrittenes Instrument der Austauschforschung besagt, dass die Interaktion zwischen Angehörigen zweier Kulturen zu vermehrten und differenzierten Kenntnissen über die jeweils andere Kultur führt. Dies erhöht die erlebte Ähnlichkeit und intensiviert Gefühle gegenseitiger Sympathie, die wiederum den Abbau bestehender Vorurteile ermöglichen« (Wille 2003; <http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossar/biss.htm>).

Empirische Untersuchungen zeigen allerdings, dass dieser Vorurteilsabbau an ganz bestimmte Bedingungen gekoppelt ist. Sind diese nicht vorhanden, kann ein Intergruppenkontakt auch zur Verstärkung und Festigung von Vorurteilen führen (vgl. Wille 2003; Kontakthypothese; <http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossar/biss.htm>).

**Konvergenz, (kulturelle)** ► **Divergenz vs. Konvergenz**

**Kosmovision** Cosmovisión ist im lateinamerikanischen Kontext ein gebräuchlicher Begriff für ► **Weltanschauung**, die auch religiöse, gesellschaftliche und ökologische Aspekte mit einschließt und die kleinsten wie die größten Dinge auf einer materiellen, gedanklichen wie spirituellen Ebene miteinander verknüpft. Der Begriff geht auf das Welterklärungskonzept der Maya zurück. ► **Weltbild**

**Kreolisierung** Inhalte und Formen einer Fremdkultur werden in Teilen angenommen und an die lokalen Gegebenheiten angepasst. Die dabei entstehende Kreolkultur gleicht weder der alten Lokalkultur noch der Fremdkultur, sondern formt eine eigene Kultur. Wurde dieses Phänomen früher vor allem für sprachliche Mischungsphänomene mit den westlichen Kolonialsprachen beschrieben (► **Kreolsprachen**: z. B. Afrikaans, Pidginsprachen), wird das Phänomen seit Ende des 2. Weltkriegs im Rahmen von Verwestlichung und Globalisierung zunehmend

als gesamtkulturelles Phänomen interpretiert. Der Übergang zu Lebensstilkategorien bzw. soziokulturellen ► **Milieus** ist dabei fließend.

Breidenbach/Zukrigl erläutern dazu 2002: »Im Globalisierungsprozess entstehen unendlich viele neue Kulturformen und Lebensweisen. Durch die weltweite Verfügbarkeit bestimmter Waren und Ideen verändern sich lokale Kulturen und gehen ungewohnte Kombinationen miteinander ein. Die Grenzen zwischen dem Eigenen und dem Fremden verwischen sich. Diese Kulturmelange lässt sich an Individuen beobachten, kennzeichnet zunehmend aber auch ganze Gesellschaften. Tiger Woods, der Shootingstar des internationalen Golfsports [in den 1990ern], bezeichnet sich selbst als »Cablinasian«, um auf seine kaukasischen, schwarzen, indischen und asiatischen Vorfahren hinzuweisen. (...)

Auch in Deutschland werden in wenigen Jahren 40 bis 50 Prozent aller Kinder und Jugendlichen in den Großstädten aus Zuwandererfamilien kommen, und heute schon entstammt jedes neunte Neugeborene einer interkulturellen Partnerschaft. Die neu entstehenden Gemeinschaften, wie die der Latinos oder der Afro-Deutschen, verändern das Deutsche auf unspektakuläre, aber nachhaltige Weise. (...)

Teile der ► **Kulturindustrie** (z. B. im Bereich [Ethno-]Literatur oder [Ethno-]Musik) haben sich auf diese Kreolisierung eingestellt und leben von den neuen Mischungen. Mit ihren Schilderungen kreolisierter Lebenswelten gewinnen Michael Ondaatje oder Salman Rushdie renommierte Literaturpreise, und immer mehr Musiker bedienen sich der Stile und Rhythmen aus aller Welt. Die südafrikanische Kwaito-Musik, ein Amalgam aus Rap, Hip-Hop und afrikanischem Pop, wird als Ausdruck des Lebensgefühls der jungen Regenbogennation zelebriert, und Peter Gabriel oder das Kronos-Quartett haben durch die afrikanische Einfärbung ihrer Musik Millionenbeträge eingespielt« (Breidenbach/Zukrigl 2002b; <http://www.dasparlament.de/2002/12/Beilage/004.html>).

Zusammen mit der Kreolisierung nach innen findet auch eine ► **Transnationalisierung** bestimmter Lebensformen und Lebensstile statt. ► **Glokalisierung**

**Kreolsprachen** Kreolsprachen sind nach einer Wikipedia-Definition »Sprachen, die in einer Sprachkontaktsituation von mehreren Sprachen entstanden sind, wobei oft ein Großteil des Wortschatzes der neuen Sprache auf eine der beteiligten Kontaktsprachen zurückgeht. Manche Kreolsprachen entwickeln sich im Laufe der Zeit aus Pidgin-Sprachen. Der Unterschied zwischen einem Pidgin und einer Kreolsprache besteht darin, dass letztere als Erstsprache (Muttersprache) erworben wird. (...)

In den meisten Kreolsprachen, die während der Kolonialisierung durch Europäer entstanden sind, basiert der Wortschatz auf dem Englischen, Französischen, Portugiesischen oder dem Niederländischen. Der Ausbau einer Pidginsprache zu einer Kreolsprache erfolgt oft durch die Kinder der Pidgin sprechenden Eltern. Sie sind

mittels ihrer inneren Universalgrammatik in der Lage, Regelmäßigkeiten aufzuspüren bzw. zu erzeugen und damit eine neue Grammatik zu bilden. Der Wortschatz wird dabei ebenfalls erweitert, besonders, wenn die ursprüngliche Pidginsprache zu ihrer Muttersprache wird und bestimmte Begriffe fehlen. Kreolsprachen können durch einen Prozess des Sprachausbaus zu modernen Standardsprachen werden. Die Kreolistik erforscht die Entstehung und die Eigenschaften von Kreol und Pidginsprachen« (Wikipedia 2004: Kreolsprache; <http://de.wikipedia.org/wiki/Kreolsprache>).

**Kugelmodell der Kulturen** Der Begriff geht auf J. G. von Herder (1744–1803) zurück. Kennzeichnend für seinen Kulturbegriff ist ein »Kugelmodell« der Kulturen: »Jede Nation hat ihren Mittelpunkt der Glückseligkeit wie jede Kugel ihren Schwerpunkt«. Kultur erscheint hier im Sinne der Totalität einer Lebensweise, in sich geschlossen und nach außen durch eindeutige Differenz zu anderen Kollektiven gekennzeichnet (vgl. Reckwitz 2001: 185). Im Prinzip gehen alle Ansätze, die ► **Kultur** als geschlossenes System betrachten, auf das Herdersche Kugelmodell zurück.

**Kultur** Kultur ist ein mehrdeutiger Begriff. Dem Wortsinn nach kontrastiert er mit dem Naturbegriff: Natürlich vorgegeben ist z. B., dass der Mensch essen muss. Wie er isst, kann er frei gestalten. Kultur in diesem Sinne meint das Produkt solchen Gestaltens (»culture is not where you get things, but how you put them together«) und bezieht sich immer auf Gelerntes und Geschaffenes, nie Biotisches (Kultur = die Gesamtheit der Ergebnisse menschlicher Innovationen, Rudolph 1983). Wenn von einzelnen Kulturen die Rede ist, sind damit Handlungs- und Denkweisen, aber auch materielle Hervorbringungen gemeint, in denen bestimmte menschliche Gemeinschaften übereinstimmen. Dabei bleibt der Grad der Übereinstimmung bei Kulturdefinitionen immer offen (Lang 1999).

Drei Kulturansätze lassen sich nach Wille (2003; Kultur; <http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossarkbiss.htm>) grundsätzlich unterscheiden:

1. **Materiale Ansätze** orientieren sich an der Gesamtheit von ► **Artefakten** als her-vorgebrachte sinnrepräsentierende Leistungen einer Gesellschaft.
2. **Mentalistische Ansätze** fassen Kultur konsequent immateriell auf. Im Fokus stehen kollektiv geteilte Werte, Einstellungen und Normen, die als Handlungs- und Verhaltensursachen nicht unmittelbar beschrieben werden können.
3. **Funktionalistische Ansätze** rücken handlungstheoretische Aspekte von Kultur in den Mittelpunkt. Kultur wird hier als Orientierungssystem verstanden, das für die soziale Praxis einer Gesellschaft, Organisation oder (Berufs-)Gruppe notwendig ist. Kultur in funktionalistischer Perspektive stellt ein Regelwerk

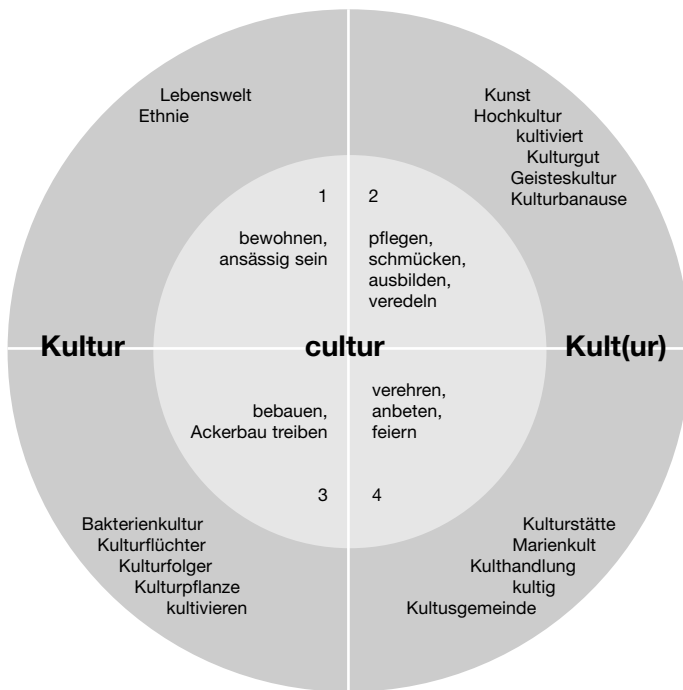
von Konventionen und Interaktionsmustern dar, das kollektiv geteilt wird und an dem die Mitglieder einer Gruppe ihr alltagsweltliches Handeln unbewusst und nicht hinterfragend ausrichten.

Die klassisch für eine Definition von Kulturen herangezogenen Bedingungen (gemeinsamer Lebensraum, Kultur als stabil und von einer Generation an die nächste weitergegeben; Kultur als von allen Gruppenmitgliedern gleichermaßen und gemeinsam getragen) sind heute obsolet, auch wenn ihr noch alle gängigen Definitionen von Weltbank bis UNESCO folgen (► **Kultur als abgeschlossenes System**). Menschen werden heute als mehreren ► **Kulturfeldern** zugehörig angesehen, z. B. Nationalität, Organisation, Religion, Geschlecht, Generation, Familie (›multiple and often conflicting identities‹). Mediale Vernetzung und globale Mobilität lassen Raumkonstanz schwinden. Traditionelle Werte unterliegen einem immer rascheren Wandel. Kulturelle Randzonen werden wichtiger als ›Kulturkerne‹ oder ›-zentren‹. ► **Hybridität**, ► **Transnationalisierung**, ► **Transkulturalität**, erfinderischer Synkretismus, Flexibilität und ›Pragmatik‹ (Wimmer 1997) bilden die Grundformen des Prozesses, den wir heute Kultur nennen.

Dieses Verständnis von Kultur als ›work in progress‹ (vgl. Hannerz 1996) und ► **›Kultur als Fluxus‹** stellt die Handlungskompetenz ihrer Produzenten und Akteure in den Mittelpunkt. Diese verfügen über die Fähigkeit zur individuellen Stellungnahme, Reflexion und Distanzierung gegenüber kulturellen Bedeutungsmustern. Die damit verbundenen Phänomene gehören zur globalen Herausforderung einer ›verwobenen Moderne‹ (vgl. Randeria 1999).

Eine solche Herangehensweise an Kultur impliziert nicht ein vorgegebenes Set von verdinglichten, ursprünglich gegebenen, in nationale, religiöse oder andere Wir-Gruppen eingebetteten Phänomenen, sondern ein dynamisches, endogenes, umkämpftes und in die Zukunft gerichtetes Set von Konzepten, Strategien und Prozessen, die mit ökonomischen und sozialen Verhaltenssets interagieren (vgl. ► **Identität, hybride** ). Die Offenheit der Kulturelemente für verschiedene Deutungen machen sie v. a. in Umbruchssituationen zum Feld des Kampfes um Bedeutungen (Kampf um kulturelle Hegemonie; Gramsci 1967; ► **Macht**). Meinungsmacher, Intellektuelle, Machtträger bestimmen dann das ›Diskursfeld Kultur‹ (vgl. Schiffauer 1999).

Antweilers Einwand gegenüber einem postmodernen Kulturbegriff ist, dass das Feiern der Wählbarkeit von Identität (vgl. Kritik am Begriff der Hybridität) diese mit Rolle verwechsle. Identität sei nicht gleichbedeutend mit Identifikation. Das Rollen-Set ist in nachmodernen Gesellschaften breiter geworden, aber Identitäten ›werden nicht gewechselt wie Hemden‹. Auch sind individuelle Zugehörigkeiten oft nicht freiwillig (vgl. Eckert 1998: 274). Die postmoderne Sicht übersehe auch die langfristigen Wirkungen des Lernens und der Sozialisation sowie die Tatsache,



Die vier Kulturebenen. Quelle: IKO 2004;  
[http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/index.htm](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/index.htm)

dass trotz weltweiter Mobilität und Migration die meisten Menschen nach wie vor nicht als ›Global Player‹ durch die Welt jetten, sondern aus verschiedensten Gründen einen starken Bezug zum (Herkunfts-)Raum haben (► **Heimat**). Kulturen haben zwar eine heterogene Binnenstruktur und durchlässige Grenzen, Pluralität hebt aber Grenzen nicht auf (Antweiler 2003).

Auch für Autoren wie Marshall Sahlins ist es fraglich, wie Gesellschaften funktionieren könnten, wenn es keine sinnvolle Ordnung innerhalb der Differenzen gibt. Die kulturelle Macht des ›Einbeziehens‹ oder ›Umfassens‹ innerhalb einer immer wieder kohärent konstruierten kosmologischen Ordnung stehe jeder Gesellschaft, historisch oder modern, zur Verfügung. Menschen äußern sich innerhalb der dominanten kulturellen Ordnung, auch wenn sie sich davon distanzieren: »Still, not all that was solid now melts into air, as a certain postmodernist has prematurely supposed. There remain the distinctive differences, the cultural differences« (Sahlins, cit. nach Kreff 2002). Er betont damit eine Funktion von Kultur, die die Kultursoziologen Schütz/Luckmann schon 1979 hervorhoben: Kultur als diejenige

Lebenswelt, die jemand als ›eigene‹ definiert, weil sie Normalität und Plausibilität bietet und soziales Routinehandeln ermöglicht (vgl. Bolten 2001).

Für die entwicklungspolitische Diskussion ist die Unterscheidung zwischen einem engen (auf Kunst und Geisteskultur bezogenen) und einem weiten (auf die Lebenswelt bezogenen) ► **Kulturbegriff** hilfreich. Der enge Kulturbegriff steht gesellschaftspolitisch im Zusammenhang mit der ► **Kulturpolitik**. Der weite Kulturbegriff bezieht sich auf die ► **Lebenswelt**, in der wir uns bewegen. Die EZ versucht dies zu reflektieren, wenn sie Kultur im Entwicklungsprozess in erster Linie als vorgegebene Rahmenbedingung auffasst, mit der in allen Entwicklungsaktivitäten gerechnet werden muss, nicht als steuerbare Variable im Entwicklungsprozess. Dem ► **sozio-kulturellen Rahmenkonzept** des BMZ, das in das Partizipationskonzept von 1999 eingegangen ist, liegt dieses Kulturverständnis zu Grunde. Dagegen steht eine instrumentelle Sicht, die Kultur als steuerbare Variable im Entwicklungsprozess versteht.

**Kultur als abgeschlossenes System (»shared culture«; »bounded culture«)** Das Modell der in sich abgeschlossenen Kultur (›bounded culture‹; ›Kulturcontainer‹) bezieht sich auf die klassische, ethnologische Definition einer weitgehend homogen und statisch vorgestellten Kultur (► **Kugelmodell** von Kultur). Die Abgrenzung einer Kultur von anderen Kulturen besteht danach einerseits in der Lebensweise (z. B. Wohngebiet, Endogamie, Wirtschaft, Religion etc.), andererseits im Bewusstsein (durch Ethnonyme, also Eigennamen, und Symbole wie Kleidung). Es wird die interne Kohärenz betont, die sich besonders in geteilten Normen, Werten und Gewohnheiten (›shared culture‹) zeigen soll.

Diese essentialistische Vorstellung homogener, geschlossener Kultur (► **Kultur-Essentialismus**) prägt nicht nur weitgehend das herrschende Laienverständnis (dazu gehören auch z. B. Auslandsentsandte; vgl. Jammal 2003). Es war bis vor wenigen Jahren auch in der kulturvergleichenden Psychologie und damit für zahlreiche interkulturelle Managementmodelle maßgebend (z. B. Geert Hofstede oder Alexander Thomas; ► **Kulturstandards**). Dieser Diktion folgt auch die auf der Weltkonferenz für Kulturpolitik ► **Mondiacult** 1982 geprägte Kulturdefinition, die im Kern bis heute gültig ist und von vielen großen EZ-Organisationen – so auch dem BMZ in seinem Partizipationskonzept (BMZ 1999) – unverändert übernommen wurde. Gegen die Annahme einer änderungsresistenten, homogenen Kernkultur wurden in den letzten Jahren gewichtige Argumente ins Feld geführt:

- die Grenzen und Unterschiede zwischen Kulturen sowie ihre Kohärenz werden im ›Shared Culture‹-Modell überbetont, die Interaktion zwischen Kulturen sowie die Grenzen der Stabilität dagegen vernachlässigt. Dabei wird übersehen, dass wir täglich Grenzen überschreiten und dass vermeintlich scharfe Grenzen de facto doch unscharf sind;



- die Konstruktion abgeschlossener Kulturkreise negiert auch die ► **intra-kulturelle Vielfalt**, ► **Überschneidung** und binnenkulturelle Ausdifferenzierung im Zeichen weltweiter Wanderungsbewegungen (► **Diaspora**);
- Kulturwandel würde tendenziell rassistisch verwendet, oder ganz vernachlässigt. Auch Unordnung und Konflikt bleiben in diesem Modell unberücksichtigt bzw. werden nur als Gefahr oder Bedrohung für eine ›gesunde‹ Kultur wahrgenommen;
- das Individuum werde nur als Epiphänomen seiner Kultur gesehen;
- die Betonung der Gruppenhaftigkeit und der persönlichen Face-to-face-Beziehungen blendet die vorhandene Möglichkeit unpersönlicher Netzwerke aus.

► **Kultur**; ► **Kultur als Fluxus**; ► **Kugelmodell**; ► **Bounded Culture**

**Kultur als Fluxus** Der Kulturanthropologe Hannerz beschreibt 1990, was mit Kultur als Fluss (Fluxus) im Rahmen globalisierter Austauschprozesse von Waren, Bedeutungen und Menschen gemeint ist: »There is now a world culture, but we had better make sure that we understand what this means. It is marked by an organization of diversity rather than by a replication of uniformity. No total homogenization of systems of meaning and expression has occurred, nor does it appear likely that there will be one anytime soon. But the world has become one network of social relationships, and between its different regions there is a flow of meanings as well as of people and goods« (Hannerz 1990: 237).

Im »World Culture Report 2000« der UNESCO bildet das Verständnis vom Entstehen und der Entwicklung von Kultur durch den ständigen kulturellen Austausch den Ausgangspunkt der Untersuchung der gegenwärtigen kulturellen Situation. Danach besteht »...die Welt nicht aus einem Mosaik der Kulturen, sondern ist ein sich ständig wandelnder Fluss der Kulturen, dessen verschiedene Strömungen sich dauerhaft mischen« (Wagner 2002).

Für Vertreter einer institutionellen Wohlfahrtsökonomie wie den Nobelpreisträger Amartya Sen hängt Entwicklung mit dem Abbau von Unfreiheiten zusammen, die die Handlungs- und Lebensmöglichkeiten des Einzelnen einschränken. Sen wendet sich gegen eine normative Ökonomik, die die Wohlfahrt zur alleinigen Wertbasis macht. Stattdessen stellt er die Entfaltung individueller Fähigkeiten (»capabilities«) in den Mittelpunkt gesellschaftlicher Entwicklung. Er wendet sich auch gegen die simplifizierenden »culture matters«-Aussagen Huntingtons, indem er zeigt, dass sich Gesellschaften mit ganz unterschiedlichem kulturellem Hintergrund erfolgreich an die neuen Erfordernisse des Globalisierungsprozesses angepasst haben.

Mit zunehmend ortsungebundenen ethnischen und kulturellen Prozessen befassen sich Vertreter einer an translokalen und transnationalen Beziehungen (»global cultural flows«) orientierten Kulturtheorie wie der Indoamerikaner Arjun Appadurai.

Seine Beiträge öffneten die ökonomischen Globalisierungstheorien für weltweite Austauschprozesse sich ethnisch definierender Gruppen von Ideologien und sozialen Bewegungen (z. B. die weltweit agierenden Pfingstkirchen oder die Globalisierungskritiker von Attac), aber auch von Technologien und global ausgestrahlten Medieninhalten (CNN, amerikanische Soaps).

Appadurai prägte für diese zunehmend ortsungebundenen, teils auch nur imaginierten Identitäten den Begriff der ›Landschaften‹ (idioscapes, socioscapes, technoscapes, mediascapes, ► **ethnoscapes**). Orte, mit denen sich Menschen identifizieren, fallen dabei immer weniger mit den aktuellen Lebensräumen zusammen. Lokalität realisiert sich zunehmend in der Nachbarschaft (situated communities), die vor allem in Kontrast und in Absetzung gegenüber anderen Nachbarschaften entsteht (vgl. Appadurai 1996).

**Kultur als Interventionsfeld von EZ** Dieser Ansatz sieht Kultur als steuerbare Variable im Entwicklungsprozess. Mit dem Paradigmenwechsel zur ›Kultur als Interventionsfeld der EZ‹ in den 1990ern, entdeckte die EZ auch die ›vermarktbar‹ Seite von Kultur (► **Kultur als Produktionsfaktor**).

Richtungweisend für diesen kulturpolitischen Ansatz war der ›Aktionsplan Kulturpolitik für Entwicklung‹ der zwischenstaatlichen Konferenz der ► **UNESCO** 1998 in Stockholm (► **Mondiacult**). Dieses von der Bundesrepublik Deutschland unterzeichnete Dokument formuliert zwar in erster Linie Leitsätze für die nationalen Kulturpolitiken, es beeinflusste aber auch die Politik der nationalen und internationalen Entwicklungshilfegeber. Diese fanden im ► **Kultursektor** ein Medium für den ► **interkulturellen Dialog** (Kunst, Kulturaustauschprogramme, Aufbau und Unterstützung elektronischer Medien, Förderung lokaler Kulturinitiativen, Kulturhäuser) und für den Aufbau eines eigenständigen Wirtschaftssektors (wettbewerbsfähige lokale und nationale ► **Kulturindustrien**).

Kultur als Interventionsfeld versteht Kultur also entweder als Wirtschaftssektor in den entwicklungsfördernd investiert werden kann, oder als Rahmenbedingung, die entwicklungsfördernd verändert werden muss, sei dies nun durch ► **Konditionalisierung** von Entwicklungshilfe, ► **Good Governance** oder im – auf Überzeugungskraft setzenden – interkulturellen ► **Dialog auf Augenhöhe**.

► **Kultur als Rahmenbedingung von EZ**; ► **Kulturbegriff, eng**

**Kultur als Konstrukt** Der Konstruktionscharakter von Kultur und die damit verbundene Aufgabe an die Sozialwissenschaften lässt sich nach Flechsig folgendermaßen beschreiben. »Kulturen sind keine Wirklichkeit, sondern werden als gesellschaftliche Rekonstruktionen der Wirklichkeit erzeugt, ebenso wie andere Rekonstruktionen auch, und sie werden wie diese sozial vermittelt, im Besonderen (sic!) durch Erziehung und Enkulturation. Ebenso wie andere Konstrukte, z. B.

›Intelligenz‹, ›Sozialschicht‹ oder ›Identität‹, handelt es sich dabei zunächst um Vorstellungen (Schemata) in den Köpfen von Menschen, die sich auf individuelle und kollektive Merkmale anderer beziehen. Wie weit diese Vorstellungen dann mehr der Realität oder der eigenen Vorstellungswelt entsprechen, bedarf im Einzelfall einer empirischen Überprüfung. Aufgabe sozialwissenschaftlicher Forschung ist es dann, solche Konstrukte mit beobachtbaren Sachverhalten zu verbinden, sie zu ›operationalisieren‹. (Flechsig 2001; <http://www.user.gwdg.de/~kflechs/iikdiaps100.htm>) ► **Orientierungen, kulturelle**; ► **Skripte, kulturelle**

**Kultur als potentielles Entwicklungshemmnis** Die von Samuel Huntington (► **Clash of Cultures**) und anderen vertretene These lautet: Es gibt Kulturen bzw. Werte, Einstellungen, die die menschliche Entwicklung hemmen, und andere, die die menschliche Entwicklung fördern. Armut und »Unterentwicklung« sind eine Frage der Kultur. Wegen ihrer Verharrung in »entwicklungsresistenten« Wertvorstellungen seien viele Entwicklungsgesellschaften grundsätzlich behindert in ihren Wachstumsanstrengungen. Eine Hauptaufgabe sei es deshalb, diese Kulturen zu reformieren, indem ihnen mehr wachstums- und mobilitätsorientierte Perspektiven eröffnet werden, z. B. über die Reform des Bildungssystems.

Diese Perspektive rekurriert auf Max Webers – allerdings unvollständig rezipierter – These von der protestantischen Ethik und dem Geist des Kapitalismus. Sie entspricht auch weitgehend der noch Anfang der 1990er Jahre vertretenen Position im BMZ und bestimmt damit den Geist des maßgeblich vom BMZ-Referenten Uwe Simson in den 1980ern lancierten ► **soziokulturellen Schlüsselfaktorenkonzepts** (vgl. Simson 1998). Der Paradigmenwechsel zu einem Verständnis von Kultur als Voraussetzung und Motor von Entwicklung vollzog sich erst mit dem Partizipationskonzept des BMZ (vgl. BMZ 1999).

**Kultur als Produktionsfaktor** Die lange Konjunkturphase nach dem 2. Weltkrieg hat Kultur als Produktionsfaktor für die westlichen Industriegesellschaften bedeutsam gemacht. Dies lässt sich nicht nur im nahe liegenden Bereich der Medien, der Produktion und Dissemination von Information, der Konsumgüterindustrie und der Dienstleistungen nachweisen, sondern auch im Bereich der Institutionen bis hin zu den Wirtschaftsunternehmen. Nicht umsonst spricht man von ›Unternehmenskultur‹, von ›Dienstleistungskultur‹, von ›Organisationskultur‹ und von ›Managementkultur‹.

Dazu kommt noch der weite Bereich der Kunst, Kultur und Unterhaltungsindustrie (Museen, Theater, Konzertbetrieb, Film, Tonträger, audiovisuelle Medien usw.). Bildung und Wissenschaft fungieren dabei als ein wichtiges Antriebsmittel der Kulturproduktion und -konsumtion: sie verändern nicht nur die symbolischen Umwelten der Industriegesellschaften, sondern initiieren auch neue Konsum- und

Verhaltensweisen, die der Sphäre der Zeichen und Symbole eine ebenso wichtige Rolle einräumen wie der materiellen Sphäre (vgl. Bohnet 2001).

**Kultur als Rahmenbedingung von EZ** Kultur wird in diesem Konzept in erster Linie als vorgegebene Rahmenbedingung betrachtet, die berücksichtigt werden muss, nicht als steuerbare Variable im Entwicklungsprozess. Dem soziokulturellen Rahmenkonzept des BMZ, das in das ► **Partizipationskonzept** von 1999 eingegangen ist, liegt dieses Kulturverständnis zu Grunde. ► **Kultur als Interventionsfeld;** ► **Kulturbegriff, weit;** ► **Armutsorientierung**

**Kultur als Restkategorie** Der prominenteste Vertreter dieser Richtung, die die homogenisierende Wirkung der Globalisierung uneingeschränkt befürwortet, und die eine Weltgesellschaft mit einheitlichem Wertesystem für zwangsläufig und unaufhaltbar hält, ist Francis Fukuyama. Seine These vom Ende der Geschichte – das Zusammenfallen der verschiedensten Denkrichtungen in einem modernistischen, kapitalistischen, individualistischen und demokratischen institutionellen Modell, sorgte Anfang der 90er Jahre für Furore.

In der Form, wie sie jüngst von dem Wirtschaftsprofessor Timur Kuran (2004) dargelegt wurde, ist diese Position wahrscheinlich sogar die dominante bei Entwicklungsökonomien. Für Kuran dient das Kulturargument der »cultural diversity«-Verfechter häufig der Maskierung ökonomischer Ineffizienz. Die Forderung nach Bewahrung tradierter Kulturbezüge (»old cultural traits«) sieht er vorwiegend bei global orientierten »kulturellen« Bildungseliten (Meinungsmacher, Journalisten, Schriftsteller, Politiker), nicht jedoch bei der einfachen Bevölkerung in Entwicklungsländern, die Modernisierung meist begrüße.

Diese Perspektive spiegelt nach wie vor die praktische Politik der meisten Durchführungsabteilungen von EZ wider. ► **Wirtschaft**

**Kultur als System ideologischer Kontrolle** Arturo Escobar steht für eine Richtung poststrukturalistischer Entwicklungskritiker, die Kultur in erster Linie als ein System ideologischer Kontrolle verstehen, mit dessen Hilfe die seit der Kolonialzeit bestehenden Ungleichheiten zwischen reichen und armen Ländern aufrechterhalten werden. Sie fordern unter anderem eine Untersuchung der Kultur der Entwicklungsbürokratien und deren »world-ordering knowledge« (vgl. Hobart 1993).

Wegen ihres simplifizierten Machtbegriffes (Macht ist nie nur einseitig von hegemonialen Institutionen ausgeübte Herrschaft, und auch nicht nur negativ), wurde Escobars Position inzwischen zu Recht kritisiert (vgl. Agrawal 1996). Sie war andererseits maßgeblich daran beteiligt, den Machtdiskurs in der EZ und seine Beziehung zur Erkenntnisproduktion zu thematisieren und die in den eigenen Organisationsstrukturen wirksamen Kulturmechanismen und den über sie trans-

portierten westlich ›geimpften‹ Begriffsapparat (›Armut‹; ›Partizipation‹; ›Entwicklung‹; ›Good Governance‹ ...) zu hinterfragen.

Dieser Richtung geht es weniger um die Kultur der Prozesse, die EZ auslösen soll, sondern um die kulturelle Dimension der Aushandlungsprozesse der EZ als solche (vgl. Rottenburg 2001). In Deutschland haben vor allem die Entwicklungsethologen Bierschenk und Elwert (1993) sowie die Bielefelder Entwicklungssoziologie um Evers und Lachenmann (Bielefelder Verflechtungsansatz; strategischer Gruppenansatz) die Entwicklungskritik theoretisch aufgenommen und an einer Vielzahl von Gegenständen empirisch überprüft.

**Kulturalisierung** Kulturalisierung bedeutet die Instrumentalisierung des Bezugsrahmens ›Kultur‹ bzw. ›kultureller Argumente‹ für die Durchsetzung eigener Interessen bzw. im Dienste einer kulturellen ► **Identitätspolitik** (vgl. auch ► **Ethnisierung**; ► **Kulturalismus**).

Breidenbach/Zukrigl führen dazu aus: »Das Konzept ›Kultur‹ ist in den letzten Jahrzehnten zu einem wichtigen Bezugsrahmen für Gruppen weltweit geworden. ► **Indigene Völker**, ethnische Minderheiten, von den indischen Dalit bis zu den japanischen Ainu, aber auch transnationale Zusammenschlüsse wie die der Schwarzen, Homosexuellen oder Native Americans, nutzen das neue kulturelle Selbstbewusstsein, um ihr kulturelles Überleben zu sichern, Würde und Anerkennung zu erlangen, Rechte im nationalen Raum durchzusetzen und Förderungen zu erhalten. Um außerhalb Gehör zu finden, artikulieren sie ihre kulturellen Besonderheiten nicht selten auf eine standardisierte Art und Weise.

Die Instrumentalisierung und Essentialisierung von Kultur birgt aber auch die Gefahr der Verabsolutierung kultureller Unterschiede und eines von Hass und Rassismus geprägten Ethnozentrismus. Dabei liegen die Ursachen ethnischer oder ethnischreligiöser Gewalt zwischen ehemals friedlich koexistierenden Bevölkerungsgruppen (z. B. in Burundi, Nordirland und Jugoslawien) eng mit einer existenziellen Unsicherheit bezüglich der eigenen Identität zusammen (...).

Die amerikanische Ethnologin Laura Nader stellte bei vergleichenden Studien in Westeuropa, den USA und Ländern des Mittleren Ostens fest, dass Frauen im Kampf um gesellschaftliche Gleichstellung häufig mit kulturellen Argumenten gegeneinander ausgespielt werden. Islamische Frauen gelten in der westlichen Öffentlichkeit als unterdrückt; sie müssen sich polygamen Familienstrukturen unterordnen und äußere Zeichen der Keuschheit, zum Beispiel den Schleier, tragen (aktuell: Afghanistan). Die islamischen Medien wiederum verbreiten ebenso stereotype Bilder westlicher Frauen als Sexualobjekte, Vergewaltigungsoffer und ins Altersheim abgeschobene ältere Frauen. Die kulturell bedingte, vermeintlich weit problematischere Situation von Frauen im jeweils anderen Kulturkreis wird im öffentlichen Diskurs gerne zur Relativierung der in beiden Regionen bestehen-

den gesellschaftlichen Missstände herangezogen (»Verglichen mit den Frauen in anderen Gesellschaften habt ihr es doch gut.«) (Breidenbach/Zukrigl 2002b; <http://www.bundestag.de/cgibin/druck.pl?N=parlament>).

»Geht das Szenario einer ► **Kreolisierung** von einer Vermischung verschiedenster kultureller Elemente aus, so reaktiviert der Prozess der Kulturalisierung die Vorstellung von kultureller Vielfalt als Mosaik. Dieses Kulturverständnis teilen die Vertreter eines rechten ► **Ethnopluralismus**, der von einer Unvereinbarkeit verschiedener Kulturen ausgeht, mit den Multikulturalisten. Letztere operieren zwar mit einem erweiterten Nationsbegriff (bei dem nicht nur die Abstammung zählt), gehen aber auch von klar umrissenen Unterschieden zwischen Kulturen aus, die Minderheiten dazu berechtigen, eigene Medien, Schulen etc. einzufordern, um gleichberechtigt neben der Mehrheitskultur leben zu können. In diesem Kulturverständnis stellt jeder kulturelle Wandel unweigerlich einen Verlust an Identität dar« (Breidenbach/Zukrigl 2002b). Das Berufen auf »Kultur« wird von manchen Autoren als einer der derzeit wohl effektivsten Motoren politischen Handelns gesehen (vgl. Eller 1999; vgl. Antweiler 2003b).

**Kulturalismus** »Kulturalismus bedeutet die Überbetonung der ethnischen Anteile eines Kulturbegriffes oder die Ersetzung des Wortes Rasse durch Kultur. Da der Begriff Rasse in diesen Argumentationen in der Regel nicht vorkommt, kann der Kulturalismus auch als ein ► **Rassismus ohne Rassen** angesehen werden. Kennzeichen kulturalistischer Ansätze sind: Ethnische Formulierung: Kultur sei alleine mit der Herkunft verbunden; Homogenität: Alle Mitglieder einer ethnischen Gruppe sollen die gleiche Kultur haben; Reduzierbarkeit: einzelne Menschen wären auf die kulturellen Eigenschaften einer Gruppe beschränkt; Starrheit: Kulturen seien nicht oder nur über einen langen Zeitraum (im Rahmen von Generationen) veränderbar. Entsprechende kulturalistische Argumentationen kommen sowohl im Rechtsextremismus als auch in verkürzten multikulturalistischen Ansätzen vor« (Wikipedia 2004; <http://de.wikipedia.org/wiki/Kulturalismus>).

In den letzten Jahren wurden kulturalistische Argumente zunehmend auch von ganzen Staaten funktionalisiert. So nutzten vor allem asiatische Staaten die »Erkenntnisse« interkultureller Experten (► **Interkulturalisten**) über den Zusammenhang zwischen asiatischen (konfuzianischen) Werten und Wirtschaftserfolg, um die Forderungen nach ► **Menschenrechten**, verbindlichen Arbeits- und Umweltstandards und Forderungen nach Netzen sozialer Sicherheit abzuweisen. »Dank ihres ausgeprägten Familienzusammenhalts bräuchten Asiaten keine Sozialhilfe; eine »natürliche« Akzeptanz hierarchischer Unterschiede mache demokratische Strukturen obsolet und rechtfertige den autoritären Paternalismus der herrschenden Politiker; um der gesellschaftlichen Harmonie und einer moralisch sauberen Umwelt willen würden Asiaten aufgrund ihrer kulturellen Grundausstattung eine

eingeschränkte Meinungs- und Pressefreiheit leicht akzeptieren« (Breidenbach/Nyíri 2004: 26).

In der wissenschaftlichen Debatte wird der Vorwurf des Kulturalismus oder auch Kulturessentialismus meist gegenüber Vertretern eines statischen Kulturbegriffs erhoben. Er meint in diesem Zusammenhang die zu starke Betonung des Kulturellen gegenüber dem Sozialen, Ökonomischen oder Geschichtlichen. (► **Kulturalisierung**; ► **Ethnopluralismus**, ► **Kultur als Container**). Im Kontext der Entwicklungstheorien ist der Huntington'sche ► **Clash of Cultures**-Ansatz (► **Entwicklungstheorie und Kultur**) das Paradebeispiel einer kulturalistischen Argumentation.

**Kulturarbeit** Der kulturwissenschaftlich und ethnologisch geprägte Kulturbegriff (»Kultur ist, wie der ganze Mensch lebt und arbeitet und wie wir leben wollen«) impliziert sowohl die menschliche Arbeit als auch ihre perspektivische Entwicklungsdimension. Allerdings entwickelte sich in der Moderne ein evolutionäres Leitbild vom »guten Leben« mit starker Betonung der materiellen Komponenten, wodurch es zunehmend schwierig wurde, sich inhaltlich auf das zu orientieren, was die Standards des guten und richtigen Lebens sind.

Heute, in Zeiten mangelnder Beschäftigung und zunehmender Umweltschäden, kommt man vom Paradigma der Arbeitsgesellschaft vielleicht bald weg. Gefunden werden müsse, so Dieter Kramer, ein Paradigma der »Gesellschaft der Lebensplätze«, die »Sozialkultur einer Gesellschaft ohne Vollbeschäftigung«, die ein neues Wohlstandsmodell beinhaltet und in der zum Beispiel die Nichtintegration in die Lohnarbeit sowie Subsistenztätigkeiten eine positive Bewertung erfahren. (Zusammenfassend zitiert aus: Institut für Kulturpolitik 2002: <http://www.ibkkultur.de/KA/ap2.pdf>).

**Kulturaudit** Mit dem Kulturaudit, einem Instrument zur Analyse und unternehmensstrategischen Entwicklung von kulturellen Erfolgsfaktoren in der freien Wirtschaft, sollen sich u. a. folgende Ziele erreichen lassen: die Gestaltung der soziokulturellen Integration bei Unternehmenszusammenschlüssen; Ableitung zukünftiger kultureller Erfolgsfaktoren, Identifikation von Veränderungsnotwendigkeiten; Identifikation von Stärken und Schwächen der im Unternehmen vorhandenen ► **Subkulturen** und Entwicklung einer die Unternehmensbereiche verbindenden Unternehmenskultur; Erhöhung der Mitarbeiterzufriedenheit und Entwicklung eines arbeitsproduktiven Betriebsklimas. (Für die Anwendung vgl. z. B. Fischer/Steffens-Duch 2003; [http://www.espritsg.ch/sbr/archiv/2002b\\_interkulturellesmanagement\\_fischer.pdf](http://www.espritsg.ch/sbr/archiv/2002b_interkulturellesmanagement_fischer.pdf))

Das Culture-Audit, wie es Bettina Schmidt für die Entwicklungszusammenarbeit vorgeschlagen hat (Schmidt 1999), dient der Analyse und dem Management der Dynamik (inter)kultureller Beziehungen eines EZ-Vorhabens. Basis ist die Darstel-

lung des Entwicklungsvorhabens als »Cultural Web«, dessen (organisationskulturelles) Selbstverständnis (»Paradigma«) aus der Schnittmenge ihrer kulturellen Teilsysteme (Geschichten, Rituale, Symbole, Organisations- und Machtstrukturen, technische Ressourcen, Kontrollsysteme, Kommunikationsformen) besteht. Mit Hilfe des Cultural Web soll Kultur im Kontext von EZ-Vorhaben operationalisierbar werden. ► **Kulturverträglichkeit**

**Kulturaustausch** Fällt das Stichwort »Kulturaustausch« oder »kultureller Austausch«, wird in der Regel nicht von einem holistischen Kulturbegriff ausgegangen, sondern von Kultur i. S. von Literatur oder Kunst, oft in Form von Objekten, die tatsächlich »ausgetauscht« oder »geliehen« werden können (► **Kulturbegriff, eng**). Andere Formen von Kulturaustausch sind gemeinsam durchgeführte künstlerische Aktivitäten (Workshops). Organisationen, die Kulturaustausch betreiben, beleuchten das Phänomen meist nur aus Sicht des eigenen Landes. In letzter Zeit wird häufiger das Internet als Chance zum Kulturaustausch genannt (vgl. Netz-Forum 2000: (<http://www.bkw.de/forum/forum1/links/daal.html>)). ► **Kulturpolitik**

**Kulturbegriff, eng** Zu Kultur im engeren Sinne zählen im Wesentlichen die Bereiche »Literatur und Druckerzeugnisse«, »Musik«, »darstellende Kunst«, »bildende Kunst«, »Film«, »Hörfunk und Fernsehen« sowie die »Pflege des kulturellen Erbes durch Museen« und »Denkmalschutz«. Nach dieser UNESCO-Definition richten sich auch das Statistische Bundesamt und allgemein die Kulturökonomie (vgl. Bohnet 2002: 326 f.). Der auf Kunst und Geisteskultur bezogene Kulturbegriff steht gesellschaftspolitisch im Zusammenhang mit der ► **Kulturpolitik**. Für die auswärtige Kulturpolitik sind in Deutschland prinzipiell das Auswärtige Amt (und die politischen Stiftungen) zuständig.

Dennoch ergeben sich in der Praxis Überschneidungen mit der Entwicklungspolitik. Klassischerweise betrifft dies den Schutz von Kulturgütern, Kulturlandschaften und allgemein von ► **kulturellem Erbe** (»cultural heritage«, »cultural property«: die ► **UNESCO** und ► **Weltbank** als global player), Bereiche, in denen auch die deutsche EZ aktiv ist. Mit dem Paradigmenwechsel zur ► **»Kultur als Interventionsfeld der EZ«** in den 1990ern, entdeckte die EZ auch die vermarktbarere Seite von Kultur. Richtungweisend für diesen kulturpolitischen Ansatz war der »Aktionsplan Kulturpolitik für Entwicklung«, der zwischenstaatlichen Konferenz (► **Mondiacult**) der ► **UNESCO** 1998 in Stockholm. ► **Dialog, interkultureller**

**Kulturbegriff, weit** Der weite Kulturbegriff bezieht sich auf die ► **Lebenswelt**, in der wir uns bewegen, die wir uns durch unser Zusammenleben geschaffen haben und ständig neu schaffen, und in der wir uns in der Regel unreflektiert bewegen (geteilte Werte / Anschauungen). Neben dem engen Kulturbegriff wird in fast allen



neueren Kulturdefinitionen internationaler Geber auch auf den weiten rekurriert. Typisch für diese oszillierende Verwendung ist die Weltbank, die Kultur einmal als ›kulturelles Erbe‹ (darunter Künste, indigenes Wissen über Pflanzen, Architektur und traditionelle Technologien) definiert, und zum anderen als ›shared views‹ (gemeinsam geteilte Werte, Normen, Überzeugungen). Das letztere Kulturverständnis lehnt sich bei fast ausnahmslos allen Gebern an den von der Weltkonferenz über Kulturpolitik der Vereinten Nationen in Mexico City 1982 formulierten erweiterten Kulturbegriff an (► **Kultur als abgeschlossenes System**).

In der Praxis gibt es jedoch kaum Projekte und Programme, die den erweiterten Kulturbegriff systematisch in die strategische oder operationelle Programmpolitik umsetzen. Kultur im lebensweltlichen Sinne wird noch am ehesten auf den Ebenen ► **interkultureller Dialog**‹ oder ›interreligiöser Dialog‹ – das heißt überwiegend auf Tagungen, Konferenzen, Publikationen oder der Finanzierung von Begegnungsorten thematisiert.

**Kulturdimensionen-Modell** Die nach wie vor einflussreichsten makroanalytischen Ansätze zur Erfassung kultureller Unterschiede gehen auf die 1960er Jahre zurück und sind mit den Kulturdimensionen-Modellen des Anthropologen E. T. Hall und des Sozialwissenschaftlers Geert Hofstede verbunden. Bei Hall sind diese Dimensionen durch die Pole ► **high-context-culture**‹ und ›low-context-culture‹ sowie durch die Einteilung in ›monochronistische‹ und ›polychronistische‹ Kulturen markiert.

Hofstede führte eine groß angelegte Studie in 50 Ländern zur empirischen Klärung der ›wirklichen kulturellen Unterschiede‹ durch, für die er 116.000 Mitarbeiter der Firma IBM befragte. Aus dieser Studie entwickelte er ein Indexsystem, das unmittelbar handlungsbestimmende Wertorientierungen unterschiedlicher Kulturen identifiziert, misst und in Zahlenwerten darstellt. Das Indexsystem definiert vier kulturelle Dimensionen: Machtdistanz (Machtdistanzindex MDI), Kollektivismus/Individualismus (KIV/IDV Index), Maskulinität/Feminität (MAS/FEM Index) und Unsicherheitsvermeidung (UVI-Index). Dazu kommt der zur Erfassung der konfuzianischen Dynamik in Asien entwickelte Index Langfrist-/Kurzfristorientierung (LTO-Index).

Hofstede bezeichnet Kultur ausdrücklich als ›mentales Programm‹ (Hofstede 1997: 2) oder ›mentale Software‹ (vgl. Hofstede 1997: 3), um ihre normative Kraft zu betonen. Eine ► **Nationalkultur** versteht er entsprechend als ›kollektive Programmierung des Geistes‹ (vgl. Hofstede 1997: 403). Die Kenntnis der eigenen und fremden handlungsleitenden Software soll die interkulturelle Kompetenz auf allen Seiten erhöhen und auf diese Weise Sicherheit für die Planung, Organisation und Steuerung interkultureller Arbeitsprozesse gewährleisten (vgl. Hüsken 2003; <http://www.fuberlin.de/ethnologie/saap/saap97.pdf>).

Das Modell von Hofstede wurde in den letzten Jahren begrifflich-theoretisch wie methodisch stark kritisiert. Dabei ist die Grundannahme einer homogenen kulturellen Identität («a statistical myth»; McSweeney 2002: 11) ebenso problematisch wie die Reduktion auf wenige Dimensionen («Übergeneralisierung», Bolten 2002). Das Ausblenden von binnenkulturellen Differenzen (► **intrakulturelle Vielfalt**) verstärkt nach Kritikermeinung die kulturelle ► **Stereotypenbildung** in der interkulturellen Begegnung noch, anstatt sie zu reduzieren («sophisticated stereotypes»; McSweeney 2002; weitere Kritik auch bei Baskerville 2003: »Hofstede never studied culture«, und Bolten 2002).

Stellvertretend für andere sei Hansens vernichtende Kritik an Hofstedes Kultur- erfassungsansatz zitiert: »Alles in allem ist sein Buch für die moderne Kulturwissen- schaft eine Katastrophe. Er versündigt sich an allen Fortschritten, die seit den sechziger Jahren erzielt wurden, und ausgerechnet dieses Machwerk hat die Unbe- lehrbaren, die den Kulturbegriff für Unfug hielten, belehrt. Jene Psychologen, Soziologen und Wirtschaftswissenschaftler, die nur empirischen Analysen trauen, wurden durch Hofstedes Statistik davon überzeugt, daß Kultur aus hard facts bestehe, die man messen und wiegen kann« (Hansen 2000: 285).

Hall	Hofstede	Trompenaars
High-Context vs. Low-Context	Kollektivismus vs. Individualismus	Kollektivismus vs. Individualismus
	Machtdistanz	Universalismus vs. Partikularismus
Raumorientierung	Konfuzianische Dynamik	Sequentielle vs. synchrone Zeit
	Unsicherheitsvermeidung	Spezifisch vs. Diffus
Monochrom vs. Polychrom	Maskulinität vs. Feminität	Leistung vs. Herkunft
		Außen- vs. Innensteuerung
		Neutral vs. Emotional

Beispiele für Kulturdimensionen der vergleichenden Kulturforschung (nach Apfelthaler 1999)  
[http://www.interculture-online.info/info\\_diz/Stefanie\\_Rathje04\\_03.PDF](http://www.interculture-online.info/info_diz/Stefanie_Rathje04_03.PDF). Interculture-Online 4/2003  
 Ist wenig kulturelles Verständnis besser als gar keins? – Problematik der  
 Verwendung von Dimensionsmodellen zur Kulturbeschreibung (Stefanie Rathje, Berlin)

**Kulturebenen** In der entwicklungspolitischen Diskussion herrscht eine überwiegend unreflektierte Vermischung unterschiedlichster Kategorien von Gruppen vor, die als »Kulturen« bezeichnet werden. Es ist deshalb zunächst zu klären, welche kulturell relevanten Ebenen in Literatur, Papieren oder im sog. »Interkulturellen Dialog« angesprochen ist. Dabei lassen sich zumindest vier Kulturebenen unterscheiden (vgl. Antweiler 2003b):

1. Sprachen, ethnolinguistische Gruppen (Anzahl: 5000/6000; abnehmend: Spektrum von wenigen Personen bis zu 1,2 Mrd. (z. B. Han-Chinesen));
2. Ethnien (Anzahl: rd. 5000; nicht immer identisch mit 1; davon sog. indigene Völker/Gruppen: 250/350 Mio. in 70 Ländern);
3. Staaten (Anzahl: 194; stetige Zunahme; viele davon multiethnisch, nur ganz wenige »Kulturnationen« im engeren Sinne, z. B. Japan, Korea, Norwegen);
4. Kulturregionen, Zivilisationen, ► **Kulturkreise** (Anzahl: 220); »West vs. Rest« bzw. East/Orient (2); Huntington (9); Geographie, Ethnologie (ca. 20).

Die weltweit ähnlichen Mechanismen und Mustern folgende Projekt- und Expertenkultur der EZ mit ihrem spezifischen Jargon und den sich gleichenden Ritualen, Regeln und Abläufen (»der Stamm der Experten«, Hüsken 2002; »The Interculturalists«, Dahlen 1997) sowie die Träger sich herausbildender spezifischer Globalkulturen (wie die internationale Businesselite, die Thomas L. Berger 1997 nach dem dort jährlich stattfindenden Weltwirtschaftsforum »Davoskultur« nennt), die Internationale der einem gemeinsamen Wissenschaftsideal verbundenen »Faculty Club Culture« und die Träger einer alternativen oder »hybriden« Globalisierung (Pfungstkirchen, Hare Krshna) sind weitere wichtige Kulturebenen für die EZ. (► **kulturelle Globalisierung**; ► **Kulturkreis**)

### **Kulturelle Rechte** ► Rechte, kulturelle

**Kulturentwicklung** Der Begriff »Kulturentwicklung« wird im Allgemeinen zur Beschreibung der Entwicklung von ► **Kulturräumen** verwendet. Im entwicklungspolitischen Kontext dagegen gebraucht man ihn meist im Zusammenhang mit einer systematischen und geplanten Entwicklung der ► **Kulturpolitik** eines Landes. Der »Aktionsplan Kulturpolitik für Entwicklung« der zwischenstaatlichen Konferenz der UNESCO 1998 in Stockholm wird in diesem Zusammenhang als richtungweisend anerkannt.

Dieses, von der Bundesrepublik Deutschland unterzeichnete Dokument formuliert für die ► **Kulturpolitik** Leitsätze, die gemäß der Kompetenzverteilung zwischen dem Bund und den Ländern nach dem Grundgesetz im Rahmen der Kulturhoheit der Länder in konkrete Landespolitik umzusetzen sind. Ihm liegt der Kulturbegriff

der ► **Mondiacult**-Konferenzen zugrunde. Für eine Umsetzung auf Landesebene vgl. z. B. das Grundsatzpapier zur Kulturentwicklung im Land Mecklenburg-Vorpommern ([http://www.kultusmv.de/\\_sites/kultur/download/grundsatzpapier.pdf](http://www.kultusmv.de/_sites/kultur/download/grundsatzpapier.pdf)). Zudem wird der Begriff auch im Rahmen der Führungskräfte und Unternehmenskulturentwicklung verwendet (vgl. <http://www.perspektivenwechsel.de/perspektivenwechsel/startseite.htm>).

**Kulturerbe / kulturelles Erbe** Als kulturelles Erbe (engl. cultural heritage) bezeichnet man die Gesamtheit der kulturellen Hinterlassenschaften einer Kulturgemeinschaft. Das Kulturerbe besteht aus den Aspekten der Vergangenheit, die Menschen aufbewahren, pflegen, studieren und an die nächste Generation weitergeben. Das Kulturerbe kann in materieller Form bestehen, wie etwa Bauwerke, oder in nichtmaterieller Form, wie etwa Schauspiel oder Tanz (► **Kulturerbe, immaterielles**). Da das Kulturerbe etwas ist, das in der Vergangenheit Wert besaß und von dem erwartet wird, dass es diesen in Zukunft noch besitzt, aber solche Wertungen und Erwartungen sich mit der Zeit ändern können, ist auch das Kulturerbe einem dynamischen Wandel unterworfen.

Der Begriff der kulturellen Bedeutung (cultural significance) wird genutzt, um den Wert einer Sehenswürdigkeit einzuschätzen. Er beinhaltet ästhetischen, historischen, wissenschaftlichen, sozialen und ökonomischen Wert (vgl. World Bank 2003). Am bekanntesten sind die dem ► **Weltkulturerbe** zugerechneten Orte:

«To date the 1972 Convention concerning the Protection of the World Cultural and Natural Heritage protects 754 sites of ›outstanding universal value‹ in 129 States Parties, including 582 cultural and 149 natural sites, and 23 mixed sites. The Convention encourages international cooperation to preserve shared cultural and natural heritage. Its 178 States Parties make it one of the world's most widely ratified international agreements. Nations that join it promise to protect sites on the World Heritage List, as well heritage of national or regional importance, especially through legal and regulatory measures» (<http://wbc.unesco.org/>).

Die UNESCO-Liste der Kulturerbe-Typen umfasst: »Cultural Heritage Sites; Historic Cities; Cultural Landscapes; Natural Sacred Sites; The Underwater Cultural Heritage; Museums; The Movable Cultural Heritage; Handicrafts ;The Documentary and Digital Heritage; The Cinematographic Heritage; Oral Traditions; Languages; Festive Events; Rites and Beliefs; Music and Song; The Performing Arts; Traditional Medicine; Literature; Culinary Traditions; Traditional Sports and Games« (<http://portal.unesco.org/culture/>).

**Kulturerbe, immaterielles / (intangible heritage)** Der Begriff ›immaterielles Erbe‹ umfasst laut UNESCO-Definition alle Formen traditioneller Kultur, d. h. kollektiver Werke, die von einer Gemeinschaft hervorgebracht werden und auf zumeist

mündlicher Überlieferung beruhen. Dazu gehören orale Traditionen, Bräuche, Musik, Tänze, Rituale, Feste, traditionelle Medizin und Wissen um Heilpflanzen und alle Arten von Fertigkeiten, die mit den materiellen Aspekten von Kultur in Verbindung stehen, wie Werkzeuge und Habitat. Die fortschreitende Globalisierung und der Einbruch von Kultur und Technik der Industriestaaten in die entlegensten Gebiete haben die Verwundbarkeit und die Gefahr des unwiderruflichen Verlusts vieler Formen von traditioneller Kultur und traditionellen Wissens bewusst gemacht.

Die Anerkennung dieser Traditionen und der Respekt vor der kulturellen Vielfalt, von der sie Zeugnis ablegen, finden ihren Ausdruck im UNESCO-Programm ›Schutz des immateriellen Erbes‹. Auf Projektebene engagiert sich die UNESCO um die Anerkennung des immateriellen Erbes als fundamentalen Bestandteil des kulturellen Erbes mittels Auszeichnung der ›lebenden Schätze der Menschheit‹ ► **living human treasures**‹, mittels Zusammenstellung einer Kollektion traditioneller Musik und Musikinstrumente der Welt sowie mittels Veröffentlichung des ›Weltatlas für bedrohte Sprachen‹ (2001).

Die 32. UNESCO-Generalkonferenz hat am 17. Oktober 2003 ein neues, verbindlicheres Rechtsinstrument, eine Konvention zum Schutze des immateriellen Kulturerbes, verabschiedet. Der Schutz des immateriellen Erbes wirft komplexe Rechtsprobleme auf, die insbesondere Fragen des geistigen Eigentums (► **intellectual property**) betreffen. Seit 1997 arbeitet die UNESCO in Kooperation mit der WIPO (World Intellectual Property Organisation) an einem hinreichenden Schutz traditioneller Kultur und vor allem traditionellen Wissens vor Enteignung und ökonomischer Ausbeutung. Als Beispiel für die Relevanz dieser Probleme sei hier der Versuch von Pharmakonzernen genannt, basierend auf traditionellem Wissen die Wirkung von Heilpflanzen patentieren und damit einseitig ökonomisch verwertbar zu machen. (Vgl. <http://www.unesco.at/user/programme/kultur/immateriell.htm>)

**Kulturerfassungsansätze** Unter diesem Begriff werden Theorien und Methoden zusammengefasst, die Kultur nach bestimmten Kriterien zu ermitteln und in ihren Unterschieden darzustellen suchen. Dabei lassen sich analytische und interpretative Kulturerfassungsansätze (KEA) unterscheiden, die meist mit einer etischen (von außen analysierenden) bzw. emischen (aus der Sicht der Kulturträger beschreibenden) Herangehensweise verbunden sind.

Kulturerfassungsansätze spielen in interkulturellen Trainings eine mehr oder weniger explizite Rolle. Am bekanntesten und verbreitetsten ist wohl das ► **Kulturdimensionen-Modell** von Geert Hofstede. Aber es gibt noch mindestens 20 weitere solcher KEAs, die für interkulturelle Trainings bisher nur unzureichend oder gar nicht rezipiert wurden. Köppel, die dazu eine Studie verfasst hat, sieht als Ursache für

diese Entwicklung die fehlende ›mittlere Wissenschaftlichkeit‹, die zwischen den Ansprüchen und Erfordernissen von Wissenschaft und Praxis vermitteln würde (Köppel 2002).

## **Kulturessentialismus ▶ Kulturalismus**

**Kulturfelder** Menschen werden heute als mehreren Kulturfeldern zugehörig angesehen, z. B. Nationalität, Organisation, Religion, Geschlecht, Generation, Familie (›multiple and often conflicting identities‹). Die Organisationswissenschaft untersucht Kulturfelder konservativer als Teil von ▶ **Organisationskultur**: Sie unterscheidet eher klassisch **kulturelle ▶ Prägungen** primärer Art (ethnische Herkunft, Nationalität, Religion, Schichtzugehörigkeit; ▶ **Kernkultur**, cultural blueprints, vgl. Wheelan 1994) und sekundärer Art (funktionale Gruppen, Hierarchieebenen, ▶ **Subkulturen**), wie sie aus der Sicht der Organisationsmitglieder selbst wahrgenommen und erfahren werden.

**Kulturgut** »Als Kulturgut werden materielle und immaterielle Erscheinungs- und Ausdrucksformen von Kultur bezeichnet. Der Begriff ist ebenso wie der ▶ **Kulturbegriff** selbst unscharf und dient sowohl zur Bezeichnung einzelner Objekte oder Inhalte (›Kulturgüter‹), als auch zur Bezeichnung einer Gesamtheit kulturell relevanter Gegenstände, das ›Kulturgut‹ schlechthin. ›Kulturgüter‹ oder ›Kulturgut‹ können sowohl Gebäude und Gegenstände von kultureller Bedeutung sein (zum Beispiel Baudenkmäler wie Kirchen, Klöster, Schlösser) als auch die Bestände von Bibliotheken, Archiven und Museen. Meist wird der Begriff verwendet, wenn es um den erfolgten oder drohenden ›Verlust‹ oder umgekehrt um den ›Erhalt‹ von bewahrens- oder schützenswerten Kulturgütern geht« (Wikipedia 2004: Kulturgut; <http://de.wikipedia.org/wiki/Kulturgut>).

Für die Weltbank beziehen sich Kulturgüter auf Sehenswürdigkeiten, Strukturen, Objekte und Landschaften, die archäologische, paläontologische, architektonische, historische, religiöse, ästhetische oder eine andere kulturelle Bedeutung haben. Das seit 1986 gültige Policy Papier (OPN 11.03) wird derzeit überarbeitet. Darin sollen über die bisherige ›Safeguard Politik‹ des ›Do-no-harm‹ hinausgehend Länder ›proaktiv‹ bei der Bewahrung ihres vergangenen Kulturerbes und der Würdigung von dessen gegenwärtiger Vielfalt unterstützt werden (vgl. World Bank 2001).

Die UNESCO-Kommission sieht angesichts des aktuellen wirtschaftlichen und technologischen Wandels, der umfassende Möglichkeiten für Kreation und Innovation eröffnet, die Notwendigkeit, der Vielfalt des Angebots an kreativer Arbeit besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Gleichzeitig müssten auch die Urheberrechte von Autoren und Künstlern sowie die Besonderheit kultureller Güter und

Dienstleistungen anerkannt werden. Als Träger von Identitäten, Wertvorstellungen und Sinn können sie nicht als einfache Waren oder Konsumgüter betrachtet werden (vgl. UNESCO 2002: 2).

**Kulturimperialismus** Imperialismus bezeichnet die zielstrebige Erweiterung und den systematischen Ausbau des wirtschaftlichen, militärischen, politischen und kulturellen Macht- und Einflussbereiches eines Staates in der Welt (Schubert/Klein 2001; [http://www.bpb.de/popup\\_lemmata.html?guid=V1ZHJ8](http://www.bpb.de/popup_lemmata.html?guid=V1ZHJ8)). Der politische Imperialismus fällt im Wesentlichen mit der Expansionspolitik der europäischen Staaten zwischen 1870 und 1918 zusammen. Der Vorwurf des Kulturimperialismus wird heute meist gegen die expansionistische ► **Kulturindustrie** des Westens und insbesondere der USA erhoben. ► **Globalisierung, kulturelle**

**Kulturindikatoren** Der Versuch der Ableitung messbarer ›Kulturindikatoren‹ im Rahmen von kulturentwicklungspolitischen Aktionsplänen (Stadt, Regionalentwicklung) wird vor allem in der Kulturökonomie in den letzten Jahren verstärkt unternommen (vgl. Mercer 2002, Matarasso 2001 und die Arbeit von Comedia o.J.).

Kulturindikatoren-Cluster, wie sie von Mercer beschrieben werden, bemessen z. B.:

- wirtschaftliche Stärke und Dynamik des ► **kulturellen Sektors**;
- Möglichkeiten für und Widerstände gegen ein kulturelles Engagement der Nutzer, Konsumenten und Teilnehmer;
- den Umfang, in welchem kulturelle Ressourcen und Kapital genutzt werden, um einen spezifischen Lebensstil und Identität zu bilden.

Sie sollen zu einer umfassenden partizipativen Kulturplanung beitragen. Mercer will mit seinem Ansatz die Kulturpolitik aus dem traditionellen Kultursektor befreien und als ein Menschenrecht auf Kultur und treibende Kraft für menschliche Entwicklung verstanden wissen. Allerdings wird in Entwicklungskreisen dieses ursprünglich für die britische Stadtentwicklung entworfene Konzept im Entwicklungskontext als nur bedingt übertragbar eingeschätzt.

Auf der Beraterliste von klassischen Entwicklungsorganisationen finden sich inzwischen vermehrt Consultants, die in diesem Sinne kulturberatend tätig sind (Beispiele: Weltbank, aber auch GTZ). Das hängt unter anderem damit zusammen, dass Entwicklungspolitik in den Transformationsländern des Ostens stark an der Förderung der lokalen Kulturpolitik orientiert ist.

Verwendet wurde der Begriff Kulturindikatoren auch von Müller et al. 1991 (vgl. auch Müller 1996), die im Auftrag des BMZ den Versuch unternahmen, den ›sozio-kulturellen Faktor: kulturelles Erbe‹ zu operationalisieren; ausgearbeitet z. B. im

›Atlas vorkolonialer Gesellschaften‹: Die soziokulturellen Gruppierungen eines Landes sind im Atlas als analytische Grundeinheiten (AGE) kartiert. Die AGE sind in den Länderprofilen des Atlas mit einem Satz von 52 Variablen und Indizes beschrieben. Der Ansatz blieb nicht unwidersprochen und kam in der EZ-Praxis nicht zum Tragen. ► **soziokulturelle Schlüsselfaktoren** (vgl. [http://www.etbno.unizb.ch/mitarbeiterinnen/profiles/folder\\_bpm/atlas/atlas\\_deutsch.html](http://www.etbno.unizb.ch/mitarbeiterinnen/profiles/folder_bpm/atlas/atlas_deutsch.html))

**Kulturindustrie** Kulturindustrie besteht im Wesentlichen aus den Medien der Massenkommunikation (Printmedien, Musikindustrie, audiovisuelle und elektronische Medien, Videospiele, Internet) und den zu kommerziellen Zwecken fabrizierten Kulturgütern. Ihre internationale Dimension verleiht den Kulturindustrien eine bestimmende Rolle im Bereich der freien Meinungsäußerung, kultureller Vielfalt und wirtschaftlicher Entwicklung. Sie enthalten neue Möglichkeiten, aber auch neue Gefahren der Schaffung von Ungleichheit. Deshalb fordert die UNESCO die Schaffung von »... local capacities and facilitating access to global markets at national level by way of new partnerships, know-how, control of piracy and increased international solidarity of every kind« ([http://portal.unesco.org/culture/en/ev.php?url\\_id=2461&url\\_do=do\\_topic&url\\_section=201.html](http://portal.unesco.org/culture/en/ev.php?url_id=2461&url_do=do_topic&url_section=201.html)).

Die Kulturindustrie in der EU (Kino und audiovisueller Bereich, Verlage, Musik und Kunsthandwerk) ist eine wichtige Quelle von Einkommen und Arbeitsplätzen und beschäftigt etwa sieben Millionen Menschen. ›Kultur 2000‹, eines der Vorzeigeprogramme der EU, verfügt für fünf Jahre (bis Ende 2004) über 167 Millionen Euro. Ihr Ziel ist es, »zur Errichtung eines europäischen ► **Kulturraums** beizutragen, die künstlerische und literarische Schöpfung zu fördern, das Wissen in europäischer Geschichte und Kultur innerhalb und außerhalb der EU zu fördern; kulturelle Denkmäler und Sammlungen von Bedeutung für Europa zu erhalten und den Dialog zwischen den Kulturen und die soziale Eingliederung zu stimulieren« (Bohnet 2002: 327 f., vgl. auch [http://europa.eu.int/pol/cult/index\\_de.htm](http://europa.eu.int/pol/cult/index_de.htm)).

Aufgrund der enormen Geschäftspotentiale stellt die Kulturindustrie auch ein mögliches neues Geschäftsfeld der deutschen EZ dar. Eine bildhafte Definition dazu gibt Bohnet: Kulturindustrie ist »... die Summe der Verarbeitungsindustrie, in die an einem Ende Kreativität eingefüttert wird, und bei der am anderen Ende vermarktbar Ware herauskommt« (Bohnet 2002: 327 f.).

**Kulturkompetenz** Kulturkompetenz ist die Fähigkeit, von der eigenen Kultur und Situation zu abstrahieren, die fremde Kultur in ihrer Besonderheit und im Vergleich zu der eigenen zu betrachten und die dabei gemachten Beobachtungen und Annahmen in einer bestimmten (kommunikativen) Situation ziel- und kulturgerecht anwenden zu können (Ammann 1995: 79). ► **Kompetenz, interkulturelle**



**Kulturkreis** »Als Kulturkreis bezeichnet man eine Ansammlung von Völkern oder Nationen, die die gleiche oder zumindest eine ähnliche Kultur haben. Den Kulturkreis kann man unterschiedlich groß ziehen, je nachdem wie eng man die Unterschiede misst. So kann man von einem skandinavischen Kulturkreis sprechen, aber man könnte diese Nationen ebenso gut zum europäischen Kulturkreis zählen oder zu beiden. Eine größere Einteilung wäre in Westlicher Kulturkreis, Fernöstlicher Kulturkreis oder in Arabischer Kulturkreis. Ähnlich ist es mit dem christlichen Abendland und dem islamischen Orient. Wenn man die Religion als Unterscheidungsmerkmal weglässt, hat man die durch ihre gemeinsame Geschichte verbundene Alte Welt, also diejenigen Länder und Erdteile, die seit dem Hellenismus als zum (griechisch) zivilisierten Kulturkreis (Ökumene) gehörend angesehen werden« (Wikipedia 2004: Kulturkreis; <http://de.wikipedia.org/wiki/Kulturkreis>).

Früher wurde eine Vielzahl von zum Teil sogar transozeanische Räume umspannenden Kulturkreisen und entsprechend extreme Formen von räumlicher Ausbreitung (Diffusion) angenommen. Kulturkreistheorien waren Anfang des 20. Jahrhunderts sehr populär. So unterschied Toynbee 21 Zivilisationen. Oswald Spengler sprach von acht, von denen die westliche, als Vollendung des Kulturzyklus, kurz vor dem Untergang stünde (»Der Untergang des Abendlandes«).

Heute werden in Ethnologie und Geographie je nach Schwerpunktsetzung ca. 20 historisch, räumlich und kulturell begrenzte Kulturkreise angenommen, teilweise aber wegen der völlig unterschiedlichen Konnotationen (sprachliche, räumliche, politische, kulturell-historische, religionsbezogene Definitionen) auch völlig darauf verzichtet. ► **Kulturebenen**; ► **Kulturraum**. Im Alltagssprachegebrauch ist der Ausdruck als Ausdruck der Fremdartigkeit eines Gegenübers (»er/sie kommt aus einem anderen Kulturkreis«) jedoch sehr verbreitet.

Huntingtons Kulturkreise beziehen sich explizit auf Matthew Melkors Zivilisationstheorie von 1982 und fügen den dort genannten Kulturkreisen (sinischer, japanischer, westlicher, hinduistischer, islamischer) noch den lateinamerikanischen, orthodoxen Kulturkreis »und möglicherweise die afrikanische Kultur« hinzu (Huntington 2002: 57). ► **Kampf der Kulturen**

**Kulturlandschaft** Kulturlandschaften sind natürliche Landschaften mit kultureller Bedeutung wie auch vom Menschen bewusst gestaltete Landschaften. Es geht also um Landschaften, die von natürlichen Prozessen wie Klimaveränderungen ebenso geprägt sind wie durch die Aktivität von Menschen, oder die durch Assoziation mit historischen Ereignissen, Aktivitäten oder Personen Bedeutung gewonnen haben (vgl. World Bank 1998). Die Kulturlandschaft beeinflusst die Entstehung und Ausprägung der dort lebenden Gesellschaften und umgekehrt beeinflussen die Individuen und Gruppen durch die Aktivitäten die Kulturlandschaft. ► **Kulturraum**

**Kulturmaterialismus** Die theoretische Richtung des Kulturmaterialismus wurde vom amerikanischen Ethnologen Marvin Harris begründete. Sie misst der Umwelt, den Produktionsmitteln und den materiellen Voraussetzungen bei der Determinierung gesellschaftlicher Teilbereiche (etwa Religion) einen höheren Stellenwert bei als der geistigen Ebene der Werte, Ziele, Normen und Glaubensvorstellungen. Ihr Motto lautet: Das (materielle Da)Sein bestimmt das Bewusstsein in Kulturen. So versuchte Harris, für Phänomene wie Nahrungsvorschriften, Tabu (Meidung) und Kannibalismus materialistische Erklärungen zu finden (vgl. Beer 1999a: 24).

**Kulturmuster** Die Organisation einzelner Kulturelemente zu charakteristischen Ganzheiten oder Mustern wird als Kulturmuster oder »patterns« bezeichnet. Der Begriff wurde von Ruth Benedict eingeführt (Patterns of Culture, 1934) und ist eng mit einer anthropologischen Denkschule der 1930er Jahre verknüpft (»Culture-and-Personality-Schule«; vgl. Stagl 1999b: 284). Wegen seines Schematismus findet der Begriff heute in der Wissenschaft keine Verwendung mehr.

**Kulturnation** ▶ Nation

**Kulturökonomie** ▶ Kulturwirtschaft

**Kulturoptimismus** Der Kulturoptimismus unterstellt, dass Veränderung im Regelfall eine Verbesserung ist. Daraus resultiert eine positive Bewertung des »Neuen« sowie eine negative Bewertung des »Alten«, also »Überholten«. Entsprechend diesem Denken wird unsere heutige Zivilisation als besser als frühere bewertet und es wird angenommen, dass zukünftige Zivilisationen besser als unsere heutige sind (Wikipedia 2004: Fortschritt; <http://de.wikipedia.org/wiki/Fortschritt>). ▶ **Fortschritt**; ▶ **Kulturpessimismus**

**Kulturpessimismus** Unter Kulturpessimismus wird nach Wikipedia eine Anschauung verstanden, die den gegenwärtigen Tendenzen und zukünftigen Entwicklungen einer Kultur mit Pessimismus gegenübersteht. Der Begriff war ursprünglich auf die Kultur als Gesellschaftsordnung bezogen und sollte einen Gegenpol zum ▶ **Fortschrittsglauben** und dem ▶ **Kulturoptimismus** beschreiben. Heute wird Kulturpessimismus vor allem hinsichtlich der kulturellen Erzeugnisse einer Gesellschaft verwendet. Der Kulturpessimist erwartet den nahen Niedergang und Untergang von Kunst, Kultur und Gesellschaft, nach dem Motto: »Es wird alles immer schlimmer«. Er ist von den Erzeugnissen der Kulturindustrie und der Medien enttäuscht, weil sie – tatsächlich oder vermeintlich – den eigenen Ansprüchen nicht genügen. Die wesentlichen Gedanken zum Thema finden sich

bereits bei Sigmund Freud in seinem Text ›Das Unbehagen in der Kultur‹ von 1930. (Wikipedia 2004: Kulturpessimismus; <http://de.wikipedia.org/wiki/Kulturpessimismus>)

### ► Kulturoptimismus

**Kulturpolitik** Kulturpolitik kann je nach zugrunde liegendem ► **Kulturbegriff** auf jegliche Form gesellschaftlicher Beziehungen bezogen werden oder nur die traditionellen Künste (bildende Kunst, darstellende Kunst, Musik, Literatur) einschließen. Vor allem auf Letztere bezogen, bezeichnet Kulturpolitik alle politischen und verbandlichen Aktivitäten, die zur Förderung (Bildung, Ausbildung, Verbreitung) und Erhaltung kultureller Güter und Leistungen (z. B. Denkmalschutz) und zur Sicherung der künstlerischen Rechte (z. B. geistiges Eigentum, Verwertung) dienen. Kulturpolitik soll Bedingungen schaffen, die die Produktion und die Verbreitung von unterschiedlichen ► **Kulturgütern** und kulturellen Dienstleistungen durch ► **Kulturindustrien** fördern.

Bis in die Mitte der 1960er Jahre galt Kulturpflege als eine politische Leitvorstellung des westdeutschen Staates, so Metzlers Lexikon zur Kultur der Gegenwart. Seither gibt es eine Diskussion um Kulturpolitik als Pflichtaufgabe oder als freiwillige Leistung zur Gestaltung der kulturellen Versorgung durch den Bund, die Länder und die Kommunen. Grundlage einer öffentlichen Kulturpolitik ist der Artikel 5 des Grundgesetzes, in dem die Freiheit der Kunst proklamiert wird. Darauf aufbauend ist das Recht auf Kultur auch in den verschiedenen Länderverfassungen verankert. Auch im Einigungsvertrag der Bundesrepublik mit der DDR wird ein gemeinsamer Kulturauftrag festgeschrieben. (vgl. Schnell 2000; cit. nach: Uni Hildesheim 2004; <http://www.unibildesheim.de/de/4489.btm>)

Kulturpolitik in Deutschland ist in erster Linie Kommunalpolitik. Rahmenbedingungen setzen die Kulturausschüsse der Kommunen und der Länder sowie in zunehmendem Maße auch die Künstler und Kulturschaffenden mit ihrer Lobbytätigkeit. Der Deutsche Kulturrat arbeitet als Dachverband von mehr als 200 Bundesverbänden und versteht sich als kulturpolitisches Forum der Kunst und Medienberufe, der Kulturwirtschaft, der Kunstwissenschaft, der kulturellen Bildung und der Kulturvermittlungen. Auf Bundesebene wird die Kulturpolitik seit 1998 in einem Bundestagsausschuss für Kultur und Medien diskutiert und durch den Bundesbeauftragten für Angelegenheiten der Kultur und der Medien im Bundeskanzleramt umgesetzt. (vgl. Schnell 2000; cit. aus: Uni Hildesheim 2004; <http://www.unibildesheim.de/de/4489.btm>)

Scheytt (2003) sieht im öffentlichen Diskurs drei Begründungsebenen für Kulturpolitik: Zum einen wird Kulturpolitik ›von der öffentlichen Hand her‹ begründet: Kultureinrichtungen sind danach auch bei knapper werdenden Mitteln zu erhalten. Es geht um die ›Aufrechterhaltung des Kulturbetriebs‹. Zum zweiten werde

Kulturpolitik ›von den Bürgern her‹ fundiert. Freiwilligenarbeit, bürgerschaftliches und ehrenamtliches Engagement können und sollen danach die öffentliche Förderung ergänzen, wenn nicht gar ersetzen. Drittens werde Kulturpolitik ›von der Ökonomie her‹ gedacht. Dieses Argumentationsmuster setzt auf Kultur als Standortfaktor, auf die volkswirtschaftliche Bedeutung von Kunst und Kultur, auf Arbeitsplätze und das effektive Wirtschaften mit öffentlichen Geldern im Rahmen der Kulturbetriebe. (► **Kultur als Sektor**; ► **Kulturwirtschaft**)

Opielka (2003) plädiert dagegen für einen ganzheitlichen, an der ► **UNESCO-Definition** orientierten Kulturbegriff innerhalb der Kulturpolitik (► **Kulturpolitik, auswärtige**). Kulturpolitik als wissenschaftliche Disziplin ist an Hochschulen bisher kaum verankert. Zur bislang einzigen deutschsprachigen Gesamtdarstellung vgl. Fuchs 1998.

**Kulturpolitik, auswärtige** Es obliegt jedem Staat selbst, unter Berücksichtigung seiner internationalen Verpflichtungen, seine Kulturpolitik zu definieren und sie durch Maßnahmen umzusetzen, die ihm dafür sinnvoll erscheinen. Der ›Aktionsplan Kulturpolitik für Entwicklung‹ der zwischenstaatlichen Konferenz der UNESCO 1998 in Stockholm wird für diesen Zusammenhang als richtungweisend anerkannt. Kulturpolitik soll danach eine der Schlüsselfaktoren in Entwicklungsstrategien werden. Kreativität und Teilhabe am kulturellen Leben, das kulturelle Erbe und kulturelle Industrien sollen ebenso wie sprachliche Vielfalt im Informationssektor gestärkt werden.

Dieses, auch von der Bundesrepublik Deutschland unterzeichnete Dokument formuliert für die Kulturpolitik Leitsätze, die gemäß der Kompetenzverteilung zwischen dem Bund und den Ländern nach dem Grundgesetz im Rahmen der Kulturhoheit der Länder in konkrete Landespolitik umzusetzen sind. Der von der Weltkonferenz über Kulturpolitik der Vereinten Nationen in Mexico City (► **Mondiacult**) 1982 formulierte erweiterte Kulturbegriff ist mit seinen sachlichen und rechtlichen Auswirkungen methodische Grundlage (vgl. UNESCO 2002: 3). Einen regelmäßig aktualisierten bibliographischen Überblick zur deutschen auswärtigen Kulturpolitik gibt das Institut für Auslandsbeziehungen in Stuttgart: <http://www.ifa.de/b/publikat/download/kultur03.pdf>.

#### ► **Kulturentwicklung**

**Kulturpolitik, (auswärtige) in Deutschland** Die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik (AKBP) ist integraler Bestandteil der Außenpolitik der deutschen Bundesregierung. Sie setzt sich insbesondere für Völkerverständigung, Friedenssicherung, Konfliktverhütung und Verwirklichung der ► **Menschenrechte** ein. Dabei ist nationale Selbstrepräsentation kein Ziel, sondern Völkerverständigung und Frieden durch Dialog und Kooperation.

In einer Selbstdarstellung zur AKBP hält das Außenministerium dazu fest: »Die internationalen Konflikte der vergangenen Jahre haben den Bedarf an Verständigung zwischen unterschiedlichen Kulturen nachdrücklich demonstriert. Die Auswärtige Kultur und Bildungspolitik unterstützt diesen Dialog durch die Förderung von Jugendbegegnungen, Hochschul- und Wissenschaftsaustausch, Stipendien, deutschen Auslandsschulen, Theater-, Musik- und Filmprojekten sowie Sprachkursen. Wichtigste Bereiche sind das Auslandsschulwesen, Hochschulstipendien und Wissenschaftleraustausch und Betriebs- und Programmmittel für das Goethe-Institut Inter-Nationes. (...)

Konkrete Überschneidungen mit dem Feld der Entwicklungspolitik ergeben sich vor allem über das Sonderprogramm »Europäisch-islamischer Kulturdialog«, für das das Amt des Beauftragten für den Dialog mit der islamischen Welt und den Dialog der Kulturen eingerichtet wurde. Eine weitere Schnittstelle ist die wesentlich vom Auswärtigen Amt finanzierte Arbeit der deutschen UNESCO-Kommission.

► **Menschenrechte**, Demokratie, Bildung und Kultur gelten hier als wesentliche Bestandteile einer umfassenden und kooperativen Friedenssicherung. (...)

Zum Schutz des ► **immateriellen Kulturerbes** hat die UNESCO 2002 unter deutscher Mitwirkung mit der Ausarbeitung eines Internationalen Abkommens begonnen, das analog zur erfolgreichen Welterbekonvention wirken und stärker auf die Besonderheiten des reichhaltigen Kulturerbes vieler Entwicklungsländer zugeschnitten sein soll. Seit 1981 unterstützt die Bundesrepublik Deutschland im Rahmen des Kulturerhalt-Programms des Auswärtigen Amts Länder der Dritten Welt bei der Bewahrung ihres kulturellen Erbes. Das Programm fördert den Dialog mit anderen Kulturen und trägt in Entwicklungsländern zur Wahrung der kulturellen Identität bei« (zusammenfassend zitiert aus: Auswärtiges Amt 2002; <http://www.auswaertigesamt.de/www/de/infoservice/download/pdf/publikationen/ap2002/10.pdf>). Einen regelmäßig aktualisierten bibliographischen Überblick zur deutschen auswärtigen Kulturpolitik gibt das Institut für Auslandsbeziehungen in Stuttgart: <http://www.ifa.de/b/publikat/download/kultur03.pdf>.

Harnischfeger weist darauf hin, dass die Bedeutung von Migranten für die Auswärtige Kulturpolitik bislang meist übersehen wurde, dass in ihrer »doppelten Loyalität« vor allem Chancen lägen und somit der Kulturaustausch bereits im Inland beginne (Harnischfeger 1999).

**Kulturpolitik, (auswärtige) in Europa** Die Europäische Union hat bis heute keine konsistente Kulturpolitik formuliert. Artikel 151, 3 des EG-Vertrages (»Die Gemeinschaft und die Mitgliedsstaaten fördern die Zusammenarbeit mit dritten Ländern und den für den Kulturbereich zuständigen internationalen Organisationen, insbesondere mit dem Europarat«) wie auch Artikel 151, 4 (»Die Gemeinschaft trägt bei ihrer Tätigkeit aufgrund anderer Bestimmungen dieses Vertrags den kulturellen

Aspekten Rechnung, insbesondere zur Wahrung und Förderung der Vielfalt ihrer Kulturen«) würden es aber schon heute erlauben, »eine dynamische Kulturinnen- und Kulturaußenpolitik zu definieren und zu entwickeln« (Weber 2002; <http://www.ifa.de/europa-akp/strukturen/dweber.htm>). Für Weber ist europäische Außenkulturpolitik »zugleich Kulturinnenpolitik, Interkultur, Wissenschafts-, Kommunikations-, Bildungs- und Zukunftspolitik, Gesellschaftspolitik, Sicherheitspolitik und Entwicklungspolitik.«

Eine so weit gefasste Kulturpolitik versteht sich nicht mehr nur angebotsorientiert (Kulturinstitute, Export nationaler Kultur), sondern zunehmend dialog- und nachfrageorientiert (Beratungs-, Vermittlungs- und Vernetzungsangebote zwischen zivilgesellschaftlichen Bewegungen). Sie zielt in diesem Sinn auf eine prozess- und projektorientierte Kooperation, »in der die Zivilgesellschaft über ein weltweites Netzwerk von Lernorten der Weltkultur, Dialogräumen der Interkultur und Kunst- und Kulturwerkstätten eine tragende Rolle spielt« (Weber 2002). Eine solche Kulturpolitik – die derzeit noch in den Anfängen steckt – versteht sich auch als werte- und rechtsorientiert, indem sie »klar formulierte und einklagbare kulturelle Rechte« in den Mittelpunkt ihrer Arbeit stellt (Weber 2002; <http://www.ifa.de/europa-akp/strukturen/dweber.htm>).

Als Entwicklungspolitik müsste die europäische Außenkulturpolitik nach Weber »vom kurzfristigen Kulturaustausch zur langfristigen Kulturkooperation übergehen«, in der Kulturentwicklungspolitik zur Querschnittsaufgabe einer zukunftsfähigen Weltordnungspolitik, einer Art »global« und »cultural governance« wird, und Kultur Basis für eine Entwicklung ist, die nachhaltig und ganzheitlich angelegt sein muss (Weber 2002; <http://www.ifa.de/europa-akp/strukturen/dweber.htm>).

**Kulturraum** Kulturraum lässt sich laut IKO (2004) je nach Perspektive auf ganz unterschiedlichen Ebenen definieren:

1. politisch (Nation). Vorteil: gute Handhabbarkeit und Orientierungsfunktion; Nachteil: ohne historische Tiefe; Kulturen könnten per Dekret entstehen und vergehen (z. B. DDR);
2. geographisch (Länderregion, z. B. »Ostasien«). Vorteil: genaue Lokalisierung; Nachteil: zufällige und historisch evt. zusammenhanglose Bestimmung, die überdies perspektivenabhängig ist (z. B.: Deutschland zählt für Frankreich zu »Zentraleuropa«, aus deutscher Sicht zu »Westeuropa«);
3. sprachlich (Sprachgemeinschaft, z. B. »frankophon«). Vorteil: historische Tiefe, Nachteil: Gefahr der Überdeterminierung und -generalisierung;
4. kulturanthropologisch (ideen- und religionsgeschichtlich compatible Gemeinschaften, z. B. »romanisch«) Vorteil: historisch und geistesgeschichtlich

Sichtweise	räumliche Eingrenzung von »Kultur« auf:	Vorteile	Nachteile
politisch	Nation (»Spanien«)	gute begriffliche Handhabbarkeit und Orientierungsfunktion	Kultur wird eher synchronisch als historisch gewachsen verstanden. Kulturen würden per Dekret entstehen und vergehen können (Beispiel DDR). Es handelt sich hierbei eindeutig um einen geschlossenen Kulturbegriff
geographisch	Länderregion (»Ostasien«)	gute Orientierungsfunktion	Zufällige und historisch evt. zusammenhanglose Bestimmung, die überdies perspektivenabhängig ist (Deutschland zählt z. B. aus französischer Sicht zu Zentraleuropa, aus deutscher Sicht hingegen zu Westeuropa)
sprachlich	Sprachgemeinschaft (»frankophon«)	historische Entwicklungen und Einflüsse werden berücksichtigt	Der gemeinsame Nenner »Sprache« birgt die Gefahr von Determinismus und Übergeneralisierung. Er wird historisch aktuelleren eigenständigen Gruppenentwicklungen nicht gerecht
geistesgeschichtlich i. w. S. kulturanthropologisch	ideen- und religionsgeschichtlich kompatible Gemeinschaften (»romanisch«)	historische und geistesgeschichtliche Entwicklungen und Einflüsse werden berücksichtigt	Gefahr von Determinismus und Übergeneralisierung durch die Missachtung aktueller eigenständiger Gruppenentwicklungen
soziologisch	»subkulturelle« Lebenswelten im Sinne identitätsstiftender Kollektive unterschiedlicher Größe	Übergeneralisierungen werden vermieden; geringe Gefahr der Stereotypenbildung. Zugehörigkeit des Einzelnen zu verschiedenen Lebenswelten wird akzeptiert	Auf Grund der Differenziertheit und beliebigen Differenzierbarkeit von Lebenswelten in Subkulturen ist der Kulturbegriff zwar vielschichtig und offen, aber entsprechend schwer handhabbar.

Die wichtigsten Sichtweisen zur Kulturraum-Bestimmung mit Vor- und Nachteilen  
(Quelle: IKO 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/index.htm](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/index.htm))

- sensibel; Nachteil: Gefahr der Überdeterminierung; ist nicht sensibel für moderne translokale Prozesse;
5. soziologisch (► **subkulturelle Lebenswelten** im Sinne identitätsstiftender Wir-Gruppen unterschiedlicher Größe). Vorteil: keine Übergeneralisierung; wenig Stereotypisierung; Nachteil: Der Kulturbegriff ist hier zwar vielschichtig, aber gleichzeitig relativ beliebig und unscharf und deshalb schwer handhabbar.

Auch besteht das Problem der territorialen Eingrenzung der eigenen lebensweltlichen Kultur: Geht es um aktuelle regionale Lebenswelt, um den Bezug auf die Geburtsregion, auf ›deutsche‹ Kultur? Wird der Begriff Sprachraum politisch verstanden und in welcher historischen Realisationsform? So besitzt jegliche räumliche Eingrenzung lediglich Orientierungsfunktion und beinhaltet letztlich einen pragmatischen Kompromiss, da die faktischen Überlappungen und Vernetzungen von Kulturen ebenso wie die Dynamik des lebensweltlichen Kulturbegriffs im Grunde genommen jedwede Eingrenzung ausschließen: Kulturen sind keine Container, sie sind nicht klar voneinander abgrenzbar, sondern als Zeichen ihrer Vernetzung an den Rändern mehr oder minder stark ausgefranst zu denken. Die tabellarische Übersicht fasst noch einmal die wichtigsten Sichtweisen zur Kulturraum-Bestimmung zusammen und nennt die Vor- bzw. Nachteile der jeweiligen Begriffsverwendungen (vgl. Interkulturelle Kompetenz Online 2004).

► **Kulturlandschaft**; ► **Kulturkreis**; ► **Kulturebenen**

**Kulturrelativismus** Kulturrelativismus bezeichnet die Doktrin, nach der kulturelle Phänomene nur in ihrem eigenen Kontext verstanden, beurteilt und bewertet werden können (›emisches Verstehen‹). Die Einzigartigkeit und das Besondere jeder Kultur werden also betont.

Kulturrelativismus als Methode ist mit einer möglichst wertfreien, eher aus dem kulturellen Kontext Hypothesen generierenden induktiven Herangehensweise an fremde Kulturen verknüpft.

In seiner Extremform verzichtet der Kulturrelativismus auf jede Bewertung fremdkultureller Phänomene und damit in der Praxis auf jede Rechtfertigung für handelndes Eingreifen in fremde Kulturen (vgl. Stagl 1999c: 226). Allerdings führt sich ein ganz strenger Relativismus selbst ad absurdum. Er erklärt interkulturelle Verständigung bzw. gelungene ► **interkulturelle Kommunikation** letztlich für unmöglich. ► **Universalien**; ► **Ethik**

**Kulturschmelze** »In der Diskussion über kulturelle Globalisierung gibt es eine sehr populäre Auffassung, nach der eine sich immer stärker ausbreitende US-amerikanische bzw. westliche Kultur die Kulturen in den anderen Ländern, Regionen und Kontinenten verdränge und alles zum großen Einheitsbrei, der ► **McDonaldisierung**: (George Ritzer), einer ›Cocacolaization‹ (Zdravko Mlinar) oder der ► **McWorld**: (Benjamin Barber) zusammenschmelzen würde« (Wagner 2002; [http://www.bpb.de/publikationen/VWSULT,3,0,Kulturelle\\_Globalisierung.html](http://www.bpb.de/publikationen/VWSULT,3,0,Kulturelle_Globalisierung.html)). Mehrere Autoren verwenden dafür den Begriff »Kulturschmelze«.

Dagegen stellen sich Vertreter, die mit teils sehr eindrücklichen Beispielen eine aktive und z.T. umgestaltende Gegenbewegung gegen diese Kulturhegemonie des Westens belegen. So hat der weltweit ausgestrahlte Musiksender MTV schon früh



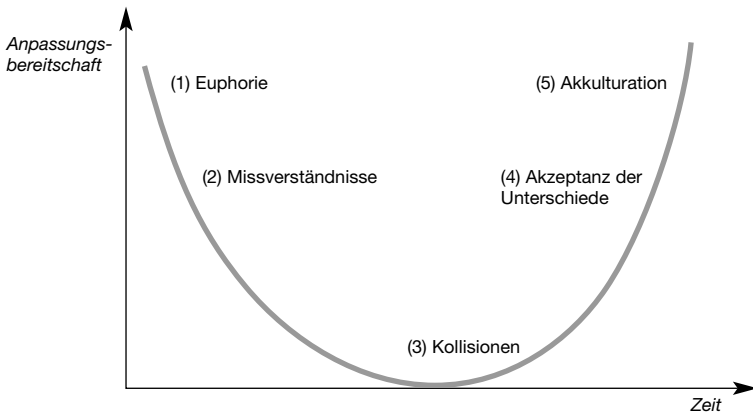
von seinem einheitlichen Sendekonzept »...und den für alle gleichen Videoclips Abstand nehmen müssen und erreicht seine Zuschauer von Brasilien bis Japan, Großbritannien bis Indien inzwischen mit 28 regionalspezifischen MTV-Sendern, welche die lokalen Besonderheiten berücksichtigen und die einheimischen Stars und Hits in entsprechender Zahl in das Programm einbauen« (Wagner 2002; [http://www.bpb.de/publikationen/VWSULT,3,0,Kulturelle\\_Globalisierung.html](http://www.bpb.de/publikationen/VWSULT,3,0,Kulturelle_Globalisierung.html)).

► **Globalisierung, kulturelle;** ► **Glokalisierung;** ► **Hybridität.**

**Kulturschock** Kulturschock wird heute alltagssprachlich für alle möglichen Formen der Verunsicherung im Ausland benutzt (vgl. einschlägige Buchreihen mit dem gleichnamigen Titel). Psychologisch gesehen ist er ein tief greifender Orientierungsverlust, angesichts massiver Fremdheitserfahrung beim Aufenthalt in einer fremden kulturellen Umgebung, der einen aber auch nach erfolgreicher ► **Akkulturation** in der Gastkultur bei der Rückkehr treffen kann. Der Kulturschock kann, muss aber nicht auftreten, ist somit stark persönlichkeits- und situationsabhängig. Der Kulturschock kann als Abfolge verschiedener Phasen beim Aufenthalt in einer anderen Kultur beschrieben werden. Dabei geht es um den Umgang mit störenden Umwelteinflüssen wie körperlich wahrnehmbaren Unterschieden (Speisen, Hygiene, Tierwelt etc.), sinnlich wahrnehmbaren Unterschieden (Anblicke, Geräusche, Gerüche etc.) und kulturellen Unterschieden (Sitten, Traditionen, Einstellungen, Sprache, Religion etc.), die meist zu Stress führen (vgl. Röbbke/Wagner, 2002: 19–24).

Der »Erfinder« dieses Begriffs, Kalvero Oberg, hat bereits 1960 verschiedene Phasen des Kulturschocks beschrieben, die sich idealtypisch in einem U-förmigen Verlauf anordnen. Sie lassen sich wie folgt beschreiben:

1. Euphorie: Man freut sich auf das Neue und reagiert anfangs überschwänglich, weil man nur das (positiv) Erwartete wahrnimmt.
2. Missverständnisse: Man erkennt die Normalitätsregeln der Zielkultur teilweise nicht und erzeugt Missverständnisse, weist sich aber als Neankömmling die Schuld selbst zu.
3. Kollisionen: Die Ursachen der Missverständnisse bleiben einem verborgen, man weist den anderen die Schuld zu, resigniert teilweise und neigt zu einer starken Aufwertung der eigenen Kultur.
4. Unterschiede werden akzeptiert und Widersprüche ausgehalten. Man bemüht sich um ein Verstehen.
5. Akkulturation: Man versteht die Unterschiede weitgehend und tendiert zur Übernahme fremdkulturspezifischer Verhaltensmerkmale« (weitgehend nach: Interkulturelle Kompetenz Online 2004).



Die Kulturschock-Kurve (Quelle: IKO 2004;  
[http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/index.htm](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/index.htm))

Der Kulturschock verläuft nicht bei allen Menschen in gleicher Weise. Der sog. Assimilationstyp übernimmt problemlos die Werte und Normen der Fremdkultur. Der Kontrasttyp erlebt die kulturellen Unterschiede besonders deutlich und lehnt die Gastkultur radikal ab. Der Grenztyp erfährt beide Kulturen als Träger bedeutungsvoller Werte und Normen und schwankt zwischen ihnen. Der Synthesetyp verschmilzt die für ihn bedeutsamen Elemente zu einer neuen Einheit. Ein weiterer Typ ›wird zum Einheimischen‹ (ging native) und gibt die Bindung an die eigene Kultur auf (vgl. Röbbke/Wagner, 2002: 19–24).

**Kultursektor** Der Wirtschaftsbereich, in dem die ► **Kulturindustrie** angesiedelt ist. In ihm findet die Schaffung, Verbreitung und Erhaltung von künstlerischen Werken statt. Künstler/Kunsthandwerker geben mit ihrer Kreativität Anstöße für die gesamte Kulturindustrie (Verlage, Theater, Tonträgerindustrie, Film, Hörfunk, Fernsehen, Museen), die ihre künstlerischen Impulse der Öffentlichkeit zugänglich macht. Der Kultursektor ist ein wichtiger Wirtschaftsfaktor (20 Mrd. € Bruttowertschöpfung; 680.000 Beschäftigte; vgl. Bohnet 2002). Der Staatsanteil an der Kulturproduktion liegt je nach Berechnung bei etwa 20 % (vgl. Opielka 2003; [http://www.bpb.de/publikationen/MERC3A,3,0,Kunst\\_und\\_Kultur\\_im\\_Wohlfahrtsstaat.html](http://www.bpb.de/publikationen/MERC3A,3,0,Kunst_und_Kultur_im_Wohlfahrtsstaat.html)).

Der von der BRD unterzeichnete ›Aktionsplan Kulturpolitik für Entwicklung‹ der ► **Mondiacult-Konferenz** 1998 in Stockholm formuliert zwar in erster Linie Leit-

sätze für die nationalen Kulturpolitiken, er beeinflusste aber auch die Politik der nationalen und internationalen Entwicklungshilfegeber. Die Interventionsfelder »dieser spezifischen Form des ›cultural‹ turn in der multilateralen Entwicklungszusammenarbeit« (Hüsken 2004) werden durch fünf Politikziele umrissen:

1. Kulturpolitik als Schlüsselkomponente von Entwicklungsstrategien (Integration aller Politiken, die dem Ziel der kulturellen Entwicklung dienen (wie der interkulturelle Dialog; die Förderung der ► **Menschenrechte**);
2. Die Förderung von Kreativität und Teilhabe im kulturellen Leben (d. h. besonders die Förderung benachteiligter Gruppen wie Frauen, Kinder, Jugend, Alte, Minoritäten);
3. Einleitung von Politiken und Verfahren zur Sicherung und Verstärkung des kulturellen Erbes (nicht nur des Weltkulturerbes, sondern aller möglichen Formen) und die Förderung der Kulturindustrie (auswärtige Kulturpolitik; Ausbildung von Fachkräften, sanfter Kulturtourismus);
4. Förderung der kulturellen und sprachlichen Vielfalt innerhalb und für die Informationsgesellschaft (besonders Aufbau von multimedialen Kommunikationssystemen und die Einrichtung moderner Informationstechnologien wie Radio, TV, PC-Ausrüstung und -ausbildung);
5. Sicherstellung größerer humaner und finanzieller Ressourcen für die kulturelle Entwicklung (vgl. UNESCO 1998: 48 und Claus 2001: 316 f.).

Auf der Methodenebene wird in Entwicklungskreisen jüngst häufig auf die von der schwedischen Entwicklungsagentur Sida in Auftrag gegebene Studie »Towards Cultural Citizenship. Tools for Cultural Policy and Development« von Colin Mercer (Mercer 2002) hingewiesen. Mercer will mit seinem Ansatz die Kulturpolitik aus dem traditionellen Kultursektor befreien und als ein Menschenrecht auf Kultur und treibende Kraft für menschliche Entwicklung verstanden wissen. ► **Rechte, kulturelle.**

Zur Steuerung dieses umfassenden Kulturansatzes, auf den inzwischen auch die Weltbank bei ihren Kulturerbe- und Stadtentwicklungsprojekten sowie die schweizerische EZ zurückgreift, hat Mercer Sets von quantitativen und qualitativen ► **Kulturindikatoren** entwickelt, mit denen lokale kulturelle Ressourcen und lokales (► **soziales**) **Kapital** zur Potentialentwicklung von Stadtteilen erhoben werden können.

**Kultursensibilität** Die zunehmende Globalisierung und Internationalisierung der Märkte führt unsere Gesellschaft zu einer immer wieder neuen kulturellen Zusammensetzung der Bevölkerung. Ziel einer kultursensiblen Sicht sollte es sein, die Wahrnehmung für die eigenen Norm und Werthaltungen zu schärfen und

den Blick für das Fremdverstehen zu öffnen. Dies bedeutet einen respektvollen, feinfühligem, aber auch auseinandersetzen, distanzierenden Umgang mit der eigenen und der anderen Kultur. Kultursensibilität ist ein wichtiger Teil ► **interkultureller Kompetenz**.

Die GTZ erwähnt den Begriff erstmalig 2003 in einem Strategieworkshop. Zuerst wurde der Begriff ›kulturdifferenzierte Dienstleistungen‹ gewählt. Da dies zu direktiv klingt (als wolle die TZ von sich aus festlegen, welche kulturelle Anpassung von Beratungsleistungen für ein bestimmtes Land vorgenommen wird, was jedoch nur in enger Abstimmung mit dem Dienstleistungsempfänger erfolgen kann), ersetzte man es durch den Ausdruck ›kultursensibel‹. ► **Kulturverträglichkeit**

**Kulturstandards** Von dem Regensburger Sozialpsychologen Thomas populisiertes Modell für die Erklärung und Bearbeitung interkultureller Unterschiede, das neben Hofstede's **Kulturdimensionen** in Deutschland am bekanntesten ist. Kulturstandards bezeichnen »(...) alle Arten des Wahrnehmens, Denkens, Wertens und Handelns (...), die von der Mehrzahl der Mitglieder einer bestimmten Kultur für sich persönlich und andere als normal, selbstverständlich, typisch und verbindlich angesehen werden. Eigenes und fremdes Handeln wird auf der Grundlage dieser Kulturstandards beurteilt und reguliert« (Thomas 1996: 112).

Nach Thomas verfügt ein Individuum nach erfolgreicher Sozialisierung in eine Monokultur, d. h. ein abgegrenztes, einzigartiges Handlungsfeld mit überwiegend homogener ethnischer und kultureller Identität, über spezifische normkonforme Wahrnehmungs-, Denk- und Verhaltensschemata. Diese ›Kulturstandards‹ »... besitzen innerhalb der Monokultur eine routinisierte, für den Handelnden nicht mehr bewusstseinspflichtige Sinnhaftigkeit und Handlungsrelevanz, deren Gültigkeit von ihren Trägern in (ethno-)zentristischer Weise generalisiert wird. Interkultureller Kontakt oder ► **Überschneidungssituationen** sind ›Sonder- und Grenzsituationen‹, in denen inkompatible Kulturstandards in einem ► **clash of cultures** aufeinanderprallen. Es kommt zu kritischen Interaktionserfahrungen ► **critical incidents**, bei denen die ›Dramatik des gegenseitigen Unverständnisses‹ (Thomas 1999: 106) im Extremfall zur Handlungsunfähigkeit führen kann.

Letztlich stellt Thomas' Modell Kultur und Natur gleich. Der Kultur wird eine Wesenhaftigkeit unterstellt, die mit dem organischen Weltbild der deutschen Romantik korrespondiert. Kultur gilt nicht als menschliche Konstruktion, sondern als vorbewusste natürliche Gemeinschaft. Zudem sind Standardisierungen stets kritisch zu betrachten, da eine Monokultur sicher selten anzutreffen ist.

Breidenbach/Nyíri (2004) weisen darauf hin, dass die meisten professionellen ► **Interkulturalisten** die Datengrundlage für ihre Erkenntnisse über Fragebögen und Interviews schaffen. Vor dem Hintergrund der Tatsache, »dass nicht einmal die

Hälfte dessen, was Menschen über sich sagen, ihren Handlungen entspricht« (Miller 1998: 68 ff.), ist die Aussagekraft und Reichweite solcher Forschungsergebnisse begrenzt. (Kritik am klassischen Kulturstandardansatz z.B. bei Hüsken 2003; <http://www.fuberlin.de/etnologie/saap/saap97.pdf>). Sie sollten in jedem Fall durch situationale, akteurs- und handlungsorientierte Erhebungsformen ergänzt werden.

In letzter Zeit wird versucht, den Kulturstandards durch eine konstruktivistische Umdeutung als quasi spielerisches Erkenntnismittel in der Kulturbegegnung ihren stereotypenhaften Charakter zu nehmen: »Kulturstandards werden in diesem Sinn als eine Form gesellschaftlicher und individueller Wirklichkeitsdeutung gesehen, die Optionen in ►**kulturellen Überschneidungssituationen**◄ [...] bieten, erlebte Wirklichkeit in bestimmter Weise wahrzunehmen, zu interpretieren und gleichzeitig (sprachlich) zu (re)konstruieren« (Mayer 2004: 22; <http://www.interkulturellemediation.de/download/Sietar04.pdf>).

► **Kugelmodell von Kultur**; ► **Kultur als abgeschlossenes System**

**Kulturtourismus** Kulturtourismus bezieht sich auf alles Reisen von Menschen zu kulturellen Attraktionen, die sich nicht an ihrem Wohnort befinden, mit der Absicht, neue Informationen und Erfahrungen zur Befriedigung ihrer kulturellen Bedürfnisse zu sammeln. Dies kann sich auf Kulturerbestätten, künstlerische und kulturell bedeutsame Monumente, aber auch Kunst-Events beziehen (vgl. Richards 1996: 24).

Erst seit wenigen Jahren (in Folge der Stockholmer ► **Mondiacult**-Konferenz von 1998) wird in der (bilateralen und multilateralen) Internationalen Zusammenarbeit diskutiert, inwieweit gezielte Tourismusförderung eine Möglichkeit zur regionalen Entwicklung in Dritte-Welt-Ländern darstellt.

Herdin/Luger (2001) stellen dazu in einem Überblicksartikel fest: »Von einer kulturwissenschaftlichen Perspektive aus wäre zu fragen, ob es durch Urlaubsreisen in die Dritte Welt tatsächlich zu einem ► **Dialog der Kulturen**◄ kommt und inwieweit der Tourismus als Bestandteil der globalen Unterhaltungsindustrie bzw. in Verbindung mit anderen Faktoren Modernisierungseffekte bewirkt, damit kulturelle Eigenarten einer Vermarktung aussetzt, die zum Verlust dieser Eigenart führen könnte. (...) Während Weltbank und die Welttourismusorganisation WTO durch ihre Tourismusförderpolitik eine Verbesserung der Wirtschaftsentwicklung und vielleicht auch Völkerverständigung erzielen möchten, wird von tourismuskritischer Seite in Zweifel gezogen, dass Tourismus zum Abbau von Vorurteilen und Aufbau von Toleranz beitragen kann. Insbesondere kurzzeitige Aufenthalte verstärken eher noch Vorurteile bzw. Ablehnung« (Herdin/Luger 2001; [http://www.bpb.de/publikationen/OKALOU,0,0,Der\\_eroberte\\_Horizont.html](http://www.bpb.de/publikationen/OKALOU,0,0,Der_eroberte_Horizont.html)).

Auch die UNESCO hat ein eigenes Programm zur kultursensiblen Förderung des Kulturtourismus in seinen 190 Mitgliedsstaaten (vgl. [http://portal.unesco.org/culture/en/ev.phpurl\\_id=11408&url\\_do=do\\_topic&url\\_section=201.html](http://portal.unesco.org/culture/en/ev.phpurl_id=11408&url_do=do_topic&url_section=201.html)).

In Abhängigkeit vom jeweiligen Kulturbegriff (z. B. ► **Hochkultur**, ► **Popularkultur**, Kultur als Lebensform etc.) existieren zwischen den europäischen Ländern naturgemäß Unterschiede in Verständnis und Definition des Kulturtourismus. Seit kurzem wird Kulturtourismus als ein mögliches neues Geschäftsfeld der deutschen Entwicklungszusammenarbeit genannt (vgl. Dümcke 2002; [http://www.cultureconcepts.de/files/Duemcke\\_KTStudie\\_2002.pdf](http://www.cultureconcepts.de/files/Duemcke_KTStudie_2002.pdf)).

**Kulturtransfer** Zu den Prozessen des Kulturtransfers gehören die Übertragung und Vermittlung von Artefakten zwischen kulturellen Systemen, die in drei strukturelle Komponenten unterschieden werden können: Selektionsprozesse, Vermittlungsprozesse und Rezeptionsprozesse (vgl. Lüsebrink 2003, nach Wille 2003: Kulturtransfer; <http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossarkbiss.btm>).

Anhand von Selektionsprozessen wird untersucht, welche Praktiken, Artefakte, Stile von einer Kultur in eine andere übertragen und vor allem in welcher Intensität diese übernommen werden. Die jeweiligen Vermittlungsinstanzen bzw. -prozesse stellen nach Wille einen zentralen Aspekt des Kulturtransfers dar.

»Die Typologie interkultureller Vermittler unterscheidet zwischen individuellen Vermittlern (Touristen, Austauschschüler, Entwicklungshelfer), professionellen Vermittlern (Übersetzer, Fremdsprachenlehrer, Auslandskorrespondenten), institutionellen Vermittlern (Kulturinstitute der auswärtigen Kulturarbeit, Auslandsabteilungen der Kommunen, Regierungen und Medien) und interkulturellen Vermittlungssituationen, in denen formelle oder informelle Kontakte zwischen den jeweiligen Kulturen entstehen (vgl. Lüsebrink 2003). Eng verbunden mit Selektionsprozessen sind Rezeptionsprozesse; Rezeption beschränkt sich hier nicht auf die Wahrnehmung, Aufnahme fremdkultureller Phänomene, sondern schließt deren produktive Aneignung mit ein« (Wille 2003: Kulturtransfer; <http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossarkbiss.btm>).

**Kulturverträglichkeit** Der im Bereich der ► **Kulturpolitik** verwendete Begriff der Kulturverträglichkeit bezieht sich analog dem der Umweltverträglichkeit auf die Auswirkungen eines Vorhabens. Es wird bestimmt, inwieweit sich diese mit der ›bestehenden Kultur‹ (im engeren Sinn!) im Projektgebiet in Einklang bringen lassen. Während man bei der Umweltverträglichkeit jedoch leichter positive und negative Folgen bestimmen kann, ist das in kulturellen Kontexten oft wesentlich schwieriger, da Kultur ja in einem größeren Maße dynamisch sein kann.

Der deutschen Staatsministerin für Kultur und Medien Christina Weiss zufolge, heißt Kulturverträglichkeit, dass die Beauftragte der deutschen Bundesregierung

für Kultur und Medien an der Abfassung aller Gesetze beteiligt wird. Beziehungen zum ► **Kulturaudit** könnten hergestellt werden, bestehen aber de facto nicht (Deutscher Bundestag 2002; [http://www.bundestag.de/presse/bib/2002/2002\\_251/02.html](http://www.bundestag.de/presse/bib/2002/2002_251/02.html)). ► **Kultursensibilität**

**Kulturvölker** Der Begriff entstand im Bemühen einer evolutionär begründeten Trennlinie zwischen verschiedenen menschlichen Populationen (► **Naturvölker**). Die Teilung zwischen von der Ethnologie erforschten sog. Naturvölkern und von der Geschichtswissenschaft und der Soziologie untersuchten sog. Kulturvölkern wurde im 19. Jahrhundert zur Grundlage der Wissenschaft vom Menschen. Heute ist diese Unterscheidung als weitgehend wertbestimmt entlarvt und wissenschaftlich obsolet, auch wenn sie in Fachbüchern und Fachlexika teils noch auftaucht (Müller 1999: 269). ► **Hochkultur**

**Kulturwandel** Kulturwandel ist nach Stagl (1999a: 227) ein qualitativer Wandel der Gesamtkultur oder eines Teilbereichs. Es spielen dabei externe (► **Akkulturation**, Diffusion) und interne Faktoren (Innovationen, Anpassungen an Umwelt) eine Rolle. Andere Faktoren (Gewohnheits- und Traditionsbildung, Sozialisierung und soziale Kontrolle, Abgrenzungsbedürfnis und ► **Ethnozentrismus**) sorgen demgegenüber für die Konstanz, die die Voraussetzung für das Identitätsbewusstsein jeder Kultur ist.

Bestimmte Wandlungsprozesse können einen ganzen Kulturbereich transformieren und wieder neu in das Kulturganze integrieren, das heißt, es wandelt sich die Struktur der Kultur selbst. Andere Kulturphänomene können dabei auch lange unverändert bestehen bleiben (Survivals). Manche Wandlungsvorgänge sind peripher und haben keine sichtbaren Auswirkungen auf das Kulturganze. »Aufgrund der Vielzahl solcher oft gegenläufigen Prozesse ist keine Kultur oder Gesellschaft jemals ein vollständig integriertes System« (Stagl 1999a: 227).

Die Übertragung oder Übernahme von Kulturelementen einer Kultur in eine andere bezieht sich primär und oft ausschließlich, auf die Form des Elementes. Bedeutung, Nutzen und Funktion können sehr verschieden sein, da das Kulturelement in bereits bestehende und überlieferte Bedeutungszusammenhänge, Hintergründe usw. eingebettet wird (Thiem 1994: 63). Bei der Übernahme eines Kulturelements ändert sich also oftmals seine Bedeutung, die vom normativen System der adaptiven Kultur bestimmt wird, auch wenn die Form gleich bleibt (vgl. Thiem 1994; <http://bome.snafu.de/uli.voigt/kulturwandel.htm>).

**Kulturwirtschaft** Kulturwirtschaft umfasst grob gesagt den privatwirtschaftlichen Teil des ► **Kultursektors**. Derzeit gibt es noch keine allseits anerkannte Definition des Begriffs, weder auf nationaler, noch auf europäischer Ebene.

Nach einer Definition der AG Kulturwirtschaft von 1998 umfasst Kulturwirtschaft »alle Wirtschaftsbetriebe und Selbstständigen, die für die Vorbereitung, Schaffung, Erhaltung und Sicherung von künstlerischer Produktion, Kulturvermittlung und/oder medialer Verbreitung Leistungen erbringen oder dafür Produkte herstellen oder veräußern.« Folgende Teilmärkte lassen sich unterscheiden: Musikwirtschaft, Literatur-, Buch- und Pressemarkt, Kunstmarkt (einschließlich Design und Kunsthandwerk), Film und TV und Videowirtschaft, Darstellende Kunst und unterhaltungsbezogene Kunst, aber auch Betriebsteile von Kulturinstitutionen, die kulturelle Güter produzieren, vermarkten, verbreiten, damit handeln sowie Kulturgüter bewahren. Sie sind auf Gewinnerzielung ausgerichtet und überwiegend in einer privaten Rechtsform organisiert. (vgl. Senatsverwaltung für Wirtschaft, Arbeit und Frauen, Berlin; <http://www.berlin.de/senwiarbfrau/kurzinfos/kultur.htm>; Aufruf: Dez. 2004).

Je nach ›Kulturnähe‹ kann »zwischen der Kulturwirtschaft ›im engeren Sinne‹ (z. B. selbstständige Künstler oder Privattheater), ›im weiteren Sinne‹ (z. B. Designbüros, Antiquitätenhandel oder Buchbindereien) und nach ›ergänzenden Branchen‹ (z. B. Kunsthandwerk, Werbung) unterschieden werden. Auch lassen sich weitere angrenzende Branchen, etwa der ► **Kulturtourismus**, mit in eine solche Rahmendefinition von Kulturwirtschaft einbeziehen (Kulturwirtschaft NRW; <http://www.kulturwirtschaftnrw.de/show.php3?content=kulturwirtschaft#>; Aufruf: Dez. 2004). Der Gesamtumsatz der Kulturwirtschaft belief sich nach der Umsatzsteuerstatistik im Jahr 1999 auf über 70 Mrd. Euro, derjenige der Kulturwirtschaft im engeren Sinne auf immerhin 40,8 Mrd. Euro (vgl. Opielka 2003; [http://www.bpb.de/publikationen/MERC3A,3,0,Kunst\\_und\\_Kultur\\_im\\_Wohlfahrtsstaat.html](http://www.bpb.de/publikationen/MERC3A,3,0,Kunst_und_Kultur_im_Wohlfahrtsstaat.html)).

Nicht im engeren Sinne zur Kulturwirtschaft gehört danach das breite Themenfeld »Kultur und Wirtschaft« (»Kultur als Standortfaktor« oder »Kultursponsoring«). Während der Begriff ► **Kulturindustrie** historisch vor allem auf kulturkritische Aspekte massenmedialer Kulturprodukte hinweist und alltagssprachlich gleichzeitig als Synonym für ›minderwertige bzw. eher unterhaltende Kulturware‹ verwandt wird, versteht sich die Kulturwirtschaft breiter und neutraler in ihrer Definition und bezieht sich auf die Akteure selbst, die in Kultur Mehrwert erwirtschaften.

Der Kulturwirtschaft kommt in Folge der Stockholmer ► **Mondiacult**-Konferenz von 1998 mit ihrem Schwerpunkt auf Kulturpolitik und Medien auch in der Internationalen Entwicklungszusammenarbeit vor allem auf der Ebene der Entwicklung von Regionen eine gewachsene Bedeutung zu (► **Kultursektor**; ► **Kulturindikatoren**).

**Kulturwissen** Wissen primär nicht über kulturelle Fakten und »Normen« als vielmehr über deren Hintergründe und die Systemzusammenhänge der eigenen und der fremden Kultur. ► **Kapital, kulturelles**; ► **Bühne, kulturelle**



**Kunst** Kunst kann in Entwicklungskontexten verschiedene Aufgaben erfüllen: Sie kann kreatives Potential fördern, das kulturelle Selbstbewusstsein stärken, aber auch i. S. der ► **Kulturindustrie** Beschäftigungsmöglichkeiten bieten. Vor allem im Rahmen auswärtiger ► **Kulturpolitik** spielt die völkerverbindende Kunst eine tragende Rolle (z. B. innerhalb von Kulturaustauschprogrammen).

In der Schweiz und vielen anderen Geberländern ist sie ein wichtiger Teil kulturbezogener EZ. In der BRD gehört der Bereich Kunst und Kultur eher in den Zuständigkeitsbereich des Auswärtigen Amtes bzw. vorgelagerter Institutionen (z. B. Goethe-Institute).

## L

### **Lebensstil ► Milieu, soziales**

**Lebenswelt** Bisweilen wird der Begriff »Lebenswelt« dem der Kultur vorgezogen. Im Sinne von Alfred Schütz ist Lebenswelt der fraglose Rahmen oder Horizont unserer Selbst- und Weltauslegung, der selbst per definitionem nicht thematisiert wird. Sie umfasst alle selbstverständlichen Deutungsmuster, über die wir uns normalerweise keine Gedanken machen. Erst in der Konfrontation mit einer fremden Lebenswelt werden sie problematisch (z. B. im Exil). Lebenswelt als Begriff kennt nicht die Zweiteilung in hohe und ► **Alltags-Kultur**, die zu Missverständnissen führen kann. Andererseits impliziert Lebenswelt nicht die Machtdimension, die im Kulturbegriff mitschwingt; diskursive Momente sind nicht im Begriff enthalten (vgl. Auernheimer 2003: 76). ► **Kultur**; ► **Habitus**; ► **Macht**

Bei Jürgen Habermas (»Theorie des kommunikativen Handelns«, 1981) bezeichnet Lebenswelt »die alltäglichen und selbstreproduzierenden Wirklichkeitsbereiche des Menschen: die Interaktionen zwischen Menschen bilden ein Netz kommunikativer Alltagspraxis, das als Medium fungiert, um Person, Gesellschaft und Kultur zu reproduzieren« (Wille 2003; <http://www.cristianwille.de/inballe/ik/glossar/kbiss.htm>).

**Legitimität (soziokulturelle)** Einer der drei ► **soziokulturellen Schlüsselfaktoren** im BMZ-Konzept: »Legitimität der politischen Führerschaft« erfasst zum einen die Macht- und Entscheidungsstrukturen in einem Land oder in einem spezifischen Kontext. Mindestens ebenso wichtig sind die Akzeptanz eines Vorhabens und die Legitimität eines Projektträgers: »Wollen die Zielgruppen das Projekt überhaupt?« und »Sind sie bereit, mit dem Träger zu kooperieren?«

**Leitkultur** Der Begriff wurde vom Politikwissenschaftler Bassam Tibi Ende der 1990er Jahre in die deutsche öffentliche Debatte eingeführt. Er ging davon aus, dass, so wie jeder Mensch eine personale, individuelle Identität hat, auch jede Großgruppe (z. B. eine Nation) über eine soziale, kollektive Identität verfügt. Damit kommt er den Thesen Samuel Huntingtons sehr nahe. Für die Bedingungen einer Einwanderergesellschaft mit ca. 10 Millionen ›Fremden‹ sei ein gemeinsamer Nenner erforderlich. Hierfür schlägt Tibi die »... aufklärerischen und säkularen Werte der europäischen [nicht der deutschen!, ms] Zivilisation als Basis für eine Leitkultur in der Bestimmung eines Wertekonsens zwischen Deutschen und Einwanderern vor« (Tibi 2001; [http://www.bpb.de/publikationen/40QIUX,0,0,Leitkultur\\_als\\_Wertekonsens.html](http://www.bpb.de/publikationen/40QIUX,0,0,Leitkultur_als_Wertekonsens.html)).

Seine Warnung vor einer ›kulturellen Balkanisierung‹ und der ›Entstehung von Parallelgesellschaften‹ in Deutschland war Wasser auf die Mühlen multikulturalismuskritischer konservativer politischer Kräfte. Zuwanderer sollten die deutsche Kultur als Leitkultur anerkennen und sich einfügen (► **Assimilation**) – andernfalls solle ihnen der Zugang nach Deutschland verwehrt bleiben.

Als prominentester Opponent in der Debatte kritisierte Dieter Oberndörfer (Politologe aus Freiburg), dass Kultur keine verbindlich vorgegebene kollektive Orientierungsgröße sein könne. »In der Republik gibt es keine nationalen Religionen oder Leitkulturen, die für ihre Bürger verbindlich gemacht werden dürfen. (...) Die Kultur der Deutschen kann immer nur der gesamte und in sich überaus vielfältige Güterkorb der kulturellen Werte aller deutschen Staatsbürger sein. ›Die‹ oder ›eine‹ für alle verbindlich definierte Kultur darf es in einem republikanischen Verfassungsstaat nicht geben« (Oberndörfer 2001; [http://www.bpb.de/publikationen/KOL2JJ,0,0,Leitkultur\\_und\\_Berliner\\_Republik.html](http://www.bpb.de/publikationen/KOL2JJ,0,0,Leitkultur_und_Berliner_Republik.html)). ► **Integration**; ► **Nationalkultur**

**Lernbereitschaft, interkulturelle** »Bereitschaft, interkulturelle Situationen als Lernsituationen und nicht als Bedrohung oder notwendiges Übel zu betrachten. Dies sollte verknüpft sein mit einer Neugierde auf Fremdes« (Wille 2003; <http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossarkbiss.htm>).

**Lernen, globales** Globales Lernen steht für ein Ende der 1980er Jahre im Rahmen der Globalisierungsdebatte neu aufkommendes offenes Konzept allgemeiner und politischer Bildung. Es »kombiniert eine Erziehung zu Weltoffenheit und ► **Empathie** mit fachübergreifenden Wissensinhalten zu Eine-Welt-Themen und innovativen, partizipativen Lernmethoden. Dabei wird versucht, vom heute üblichen Kategoriendenken (Erste Welt, Zweite Welt, ► **Dritte Welt**) wegzukommen und global für die gesamte Welt zu denken und zu handeln« (Wikipedia 2004: Globales Lernen; [http://de.wikipedia.org/wiki/Globales\\_Lernen](http://de.wikipedia.org/wiki/Globales_Lernen); vgl. auch Arbeitsgemein-

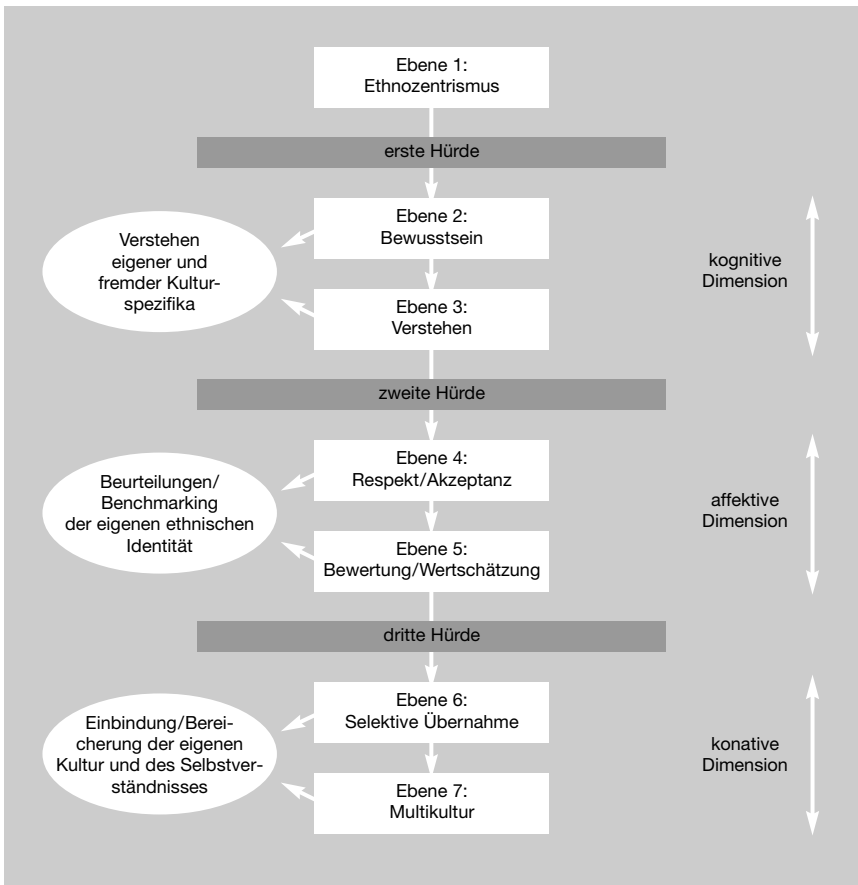
schaft Globales Lernen; [http://www.agglbessen.de/AGGL%20Hessen\\_Fachinfo%20Globales%20Lernen.pdf](http://www.agglbessen.de/AGGL%20Hessen_Fachinfo%20Globales%20Lernen.pdf); Gesiz/Melchers 2002).

Nach Lin (1999) problematisiert globales Lernen, »was und wie wir zukünftig lernen sollen, um in der zusammenwachsenden Weltgesellschaft Orientierung gewinnen, Handlungskompetenz erwerben und Verantwortung wahrnehmen zu können. Globales Lernen nimmt zur Herausarbeitung gemeinsam zu lösender Aufgaben aus der Dritte-Welt- bzw. entwicklungspolitischen, Umwelt-, Friedens-, Menschenrechts- und interkulturellen Erziehung Impulse auf und stellt deren Zusammenhänge, Überschneidungen und gemeinsamen Grundsätze unter die inhaltlichen Zielperspektiven Zukunftsfähigkeit und nachhaltige Entwicklung. (...) Angestrebt wird die Erweiterung des eigenen Bildungshorizonts angesichts globaler Zusammenhänge, die Reflexion der eigenen Identität im Zusammenhang mit der Fähigkeit, die Welt aus der Sicht anderer zu betrachten, das Überdenken des eigenen Lebensstils im Hinblick auf die globalen sozialen und ökologischen Folgen sowie die Förderung der Fähigkeit, auf der Basis regionalen Handelns auch auf die Bewältigung globaler Herausforderungen Einfluss zu nehmen. (...)

Kritisch zu fragen ist, inwieweit die bisherige Praxis entwicklungspolitischer Bildung im globalen Lernen nicht lediglich einen neuen Namen bekommt. UNESCO und UNICEF arbeiten bereits seit Jahren mit Konzepten zum globalen Lernen unter dem Begriff »development education.« (Lin 1999; [http://www.friedenspaedagogik.de/themen/globalern/gl\\_23.htm](http://www.friedenspaedagogik.de/themen/globalern/gl_23.htm)).

Entscheidend für die Weiterentwicklung ist nach Kiel, welches Konzept von **► Weltkultur** als Leitbild der Praxis globalen Lehrens und Lernens dienen soll (Kiel 2001; [http://www.friedenspaedagogik.de/themen/globalern/gl\\_20.htm](http://www.friedenspaedagogik.de/themen/globalern/gl_20.htm); vgl. auch die Homepage des Instituts für Friedenspädagogik in Tübingen für einen Gesamtüberblick zur Thematik: [http://www.friedenspaedagogik.de/themen/globalern/in\\_globl.htm](http://www.friedenspaedagogik.de/themen/globalern/in_globl.htm)).

**Lernen, Interkulturelles** Allgemein kann unter interkulturellem Lernen jede persönliche Entwicklung verstanden werden, die zum Erwerb **► interkultureller Kompetenz** beiträgt. In Anlehnung an eine Definition von Alexander Thomas findet interkulturelles Lernen statt, wenn sich ein Mensch im Umgang mit Menschen einer anderen Kultur auf deren spezifisches Orientierungssystem des Wahrnehmens, Denkens, Fühlens, Wertens und Handelns einlässt, es zu verstehen, in das eigenkulturelle Orientierungssystem zu integrieren und auf das eigene Denken und Handeln im fremdkulturellen Kontext anzuwenden sucht (Thomas 1996; 1999). Dieser Prozess schließt die Reflexion, ggf. Relativierung oder Revision des eigenkulturellen Systems ein und kann zu einer Übernahme »fremdkultureller Standards« führen (**► Kulturstandards**). Ziel des interkulturellen Lernens ist es, Toleranz gegenüber anderen kulturellen Meinungen und Wertvorstellungen bzw.



Modell interkultureller Lernphasen/-ebenen  
(Züch 2004:46; verändert nach Töpfer/Linstädt 2002:34–36).

die Fähigkeit zu entwickeln, eine neue Kultur bewusst positiv zu erleben und innerhalb dieses kulturellen Rahmens kompetent zu arbeiten.

Für eine Systematisierung der verschiedenen Phasen bzw. Ebenen interkulturellen Lernens finden sich in der Literatur verschiedenste Ansätze. Aufbauend auf dem bekannten 6-Phasenmodell von Milton Bennett (Denial, Defense, Minimization, Acceptance, Adaption, Integration; vgl. Bennett 1984) bietet Züch in Anlehnung an Töpfer/Linstädt (2002: 34–36) ein Modell an, das vom Ethnozentrismus, über mehrere »Hürden« einer bewussten Auseinandersetzung mit Fremdkulturellem,

bis zur »Multikulturalität« reicht. Dabei werden auch die drei Strukturdimensionen  
► **interkultureller Kompetenz** (kognitive, affektive und konative) mit abgebildet.  
► **Kulturkompetenz**; ► **Kompetenz, interkulturelle**; ► **Lernen, globales**; ► **Lernen, transkulturelles** ► **Training, interkulturelles**

**Lernen, transkulturelles** Transkulturelles Lernen ist nach Flechsig auf die Entwicklung von Kompetenzen ausgerichtet, »die Menschen mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund befähigen, auf lokaler wie auf globaler Ebene Aufgaben zu bearbeiten und Lösungen zu finden, die sowohl auf die Erhaltung und Weiterentwicklung eigener kultureller Identität als auch der Ermöglichung gemeinsamer Lebens- und Überlebensleistungen gerichtet sind.« (Flechsig 1996; <http://www.user.gwdg.de/~kflechs/iikdiaps996.btm>)

**Living Culture** Der von der Weltbank benutzte Ausdruck »Living Culture« bezieht sich auf soziale Praktiken, Gemeinschaftsleben, Werte und Einstellungen sowie auf expressive Formen wie Sprache, Kunst, Handwerk, Musik, Tanz, Dichtung und Literatur (Worldbank 1998).

**Living Human Treasures** Nach einer UNESCO-Definition, die dazu 1996 »guidelines for the establishment of a »Living Human Treasures« system« aufgestellt hat, sind Living Human Treasures »... persons who embody, who have in the very highest degree, the skills and techniques necessary for the production of selected aspects of the cultural life of a people and the continued existence of their material cultural heritage.« Das Programm soll die Weitergabe traditionellen Wissens und traditioneller Fähigkeiten von Künstlern und Kunsthandwerkern ermöglichen, bevor diese durch Nichtgebrauch oder fehlende Anerkennung verloren gehen. Es steht in engem Zusammenhang mit dem Schutz des materiellen und immateriellen  
► **Kulturerbes** (vgl. [http://www.unesco.org/culture/heritage/intangible/treasures/html\\_eng/method.shtml](http://www.unesco.org/culture/heritage/intangible/treasures/html_eng/method.shtml)).

**Lokales Wissen** Lokales Wissen in einem weiteren Sinne ist »situated knowledge«, wo (verschiedene) Menschengruppen, die zusammen ein Habitat bewohnen, auf lokal verfügbare (Wissens)Ressourcen zurückgreifen. Es ist nicht immer gleichzeitig ► **indigenes Wissen** (vgl. Nazarea 1999; Antweiler 2003a).

**Lokalisierung** Die Umformung bzw. Veränderung von externen Einflüssen bzw. globalen Kräften in einem jeweils spezifischen kulturellen Feld. Innerhalb des Prozesses der ► **Globalisierung** wird mit diesem Begriff die aktive, nicht rein rezeptive bzw. reaktive Rolle lokaler Kultur (► **lokales Wissen**) hervorgehoben, der dazu führt, dass z. B. globale Ideen oder Produkte vor Ort nicht

nur angenommen oder zurückgewiesen, sondern kreativ angeeignet (appropriation), umgedeutet oder umkonstruiert werden. ► **Globalisierung, kulturelle; ► Glokalisierung**

# M

**Macht** In allen Formen der Vergesellschaftung, auf allen Ebenen und in allen sozialen Beziehungen gibt es Macht. Max Weber definierte Macht als »jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen« (cit. in Holtmann 1994: 347).

Macht, Kultur und gesellschaftliche Partizipationschancen sind aufs engste miteinander verbunden. Kultur im Entwicklungskontext kann eigentlich nur in diesem Dreieck sinnvoll bestimmt werden. Eine armutsorientierte Entwicklungspolitik kann dabei helfen, Räume zu schaffen, in denen sich marginalisierte Gruppen besser artikulieren können.

Andererseits wird Kultur als Karte ›im strategischen Spiel‹ handelnder Akteure um Definitions- und Gestaltungsmacht eingesetzt und zwar umso wahrscheinlicher, je größer der Spielraum ist, der ihr von innen wie von externen entwicklungspolitischen Akteuren eingeräumt wird. Zentral ist deshalb die Sensibilisierung für das manchmal ganz offene, meist aber sehr subtile Zusammenspiel von (ökonomischer und politischer) Macht, Kultur und Partizipationsmöglichkeiten.

»Jede kultursensible Entwicklungszusammenarbeit ist zum Scheitern verurteilt, wenn sie Kultur nicht auch als Ausdruck (als Kampfschauplatz) von Machtverhältnissen interpretiert« (Faschingeder 2003: 18). Dieser Umstand spricht für eine Stärkung rechtsbasierter institutioneller Rahmenbedingungen für das demokratische Aushandeln von Konflikten im öffentlichen Raum (vgl. Elwert 1996).

Machtfragen spielen bei vielen Begriffen im Glossar eine wichtige Rolle, so z. B. bei

► **Aushandlungsraum**, ► **Empowerment**, ► **Interkulturalität**, ► **Kultur als ideologische Kontrolle**, ► **Meistererzählung**, ► **Projektarena** und viele andere.

► **Marginalisierung**; ► **Kultur und Armut**

**Management, interkulturelles** Während die sozial- und kulturwissenschaftliche Debatte in der Renaissance des ► **Kulturalismus** die interessegeleiteten Konstruktionen vermeintlicher kultureller Identitäten sieht, gilt dies nicht für den Bereich der (wissenschaftlichen) Managementliteraturen zur interkulturellen Kommunikation und zum interkulturellen Management. Im Gegenteil hat sich dort ein Kulturalismus etabliert, der sich mit hohen Auflagen, einer Flut von Trainingsprogram-

men und Workshops und einem erstaunlich hohen Organisationsgrad gegenüber jedweder Kritik behauptet. Ein markanter Unterschied zu aktuellen sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlichen Debatten zum Thema besteht in der strikt anwendungsbezogenen Ausrichtung der Ansätze.

In der Mehrzahl wird versucht, eine Kategorisierung und Operationalisierung kultureller Wertefelder und Identitäten im Sinne eines interkulturellen »tool-kit« vorzunehmen. Der interkulturell agierende Manager oder Projektextperte soll durch ein gezieltes Training für die essentiellen kulturellen Wertefelder seiner Partner sensibilisiert werden. Die Kenntnis dieser Wertefelder soll die Zusammenarbeit erleichtern bzw. eine interkulturelle Handlungskompetenz erst erschließen. In der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit haben, neben dem ›Klassiker‹ Edward T. Hall (1969, 1983; Hall/Hall 1983), vor allem das ►**Kulturdimensionen-Modell**‹ des niederländischen Sozialwissenschaftlers und Unternehmensberaters Geert Hofstede (1980, 1997) und das vom Regensburger Psychologen Alexander Thomas vorgelegte ►**Kulturstandardkonzept**‹ (1996, 1999) die Diskussion über die Zusammenhänge zwischen kultureller Identität und politischem und ökonomischem Handeln bestimmt (vgl. Hüsken 2004; vgl. auch Schlamelcher 2003).

**Marginalisierung** Marginalisierung ist ein Prozess, bei dem sozial schwächere Bevölkerungsschichten an den Rand (engl. margin) der Gesellschaft gedrängt werden und dadurch nicht mehr am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben teilnehmen können. (Wikipedia 2004; <http://de.wikipedia.org/wiki/Marginalisierung>). In der EZ-Debatte betrifft dies insbesondere die Gruppe der ►**indigenen Völker**‹: Die Erfahrung von Unterdrückung, Marginalisierung bzw. Diskriminierung ist eines der für das politische Selbstverständnis indigener Völker konstitutiven Kriterien.

**Marketing** Versuche zahlreicher Unternehmen, Produkte oder auch Produktwerbung weltweit anzugleichen, sind in der Vergangenheit häufig daran gescheitert, dass kulturspezifische Gewohnheiten, Geschmäcker und Wahrnehmungsformen nicht hinreichend berücksichtigt worden sind. So sind heute selbst Weltmarken keine ›Weltmarken im Sinne einer universalen Standardisierung mehr:

Eine Marlboro in Polen liegt bezogen auf den Teer- und Nikotingehalt erheblich über dem Niveau ihres US-amerikanischen Gegenstücks, ein Weichspülmittel wie Vernell enthält länderspezifisch unterschiedliche Geruchsstoffe, und der Nescafé in Italien ist beispielsweise wesentlich schärfer gebrannt als der in England. Auch der Musiksender MTV musste Abschied von einem einheitlichen Konzept nehmen und strahlt mittlerweile 28 regionalspezifische Sendungen aus.

Derartige Unterschiede bestehen vor allem deshalb, weil sich in den einzelnen Kulturen über Jahrhunderte hinweg sehr unterschiedliche Erfahrungs- und Wahr-

nehmungswelten herausgebildet haben, die noch heute in der einen Kultur als normal erscheinen lassen, was in einer anderen Kultur vollkommen unakzeptabel wäre (vgl. z. B. Fischermann 2000; [http://www.zeit.de/archiv/2000/45/200045\\_globalbranding.xml](http://www.zeit.de/archiv/2000/45/200045_globalbranding.xml)).

### **Master Narrative ▶ Meistererzählung**

**McDonaldisierung** George Ritzer überträgt Max Webers um 1900 aufgestellte Bürokratie-Theorie der fortschreitenden formalen Rationalisierung auf Veränderungen der westlichen Industriegesellschaft am Ende des 20. Jahrhunderts. Die Fast-Food-Kette McDonalds dient ihm dabei als Metapher für zunehmende Formalisierungs- und Gleichschaltungstendenzen innerhalb der Gesellschaft unter dem Deckmantel der Rationalisierung. In Anlehnung an Weber funktioniert diese »McDonaldisierung« entlang von vier Kriterien (vgl. Zülch 2004: 33 ff.):

- Effizienz (das Streben nach der optimalen Methode zur Erreichen des gesteckten Ziels; im Falle von McDonalds also das Stillen des Hungers unter optimaler Ausnutzung der Faktoren Geld und Zeit);
- Berechenbarkeit (die Beurteilung einer Ware erfolgt ausschließlich anhand von quantifizierbaren Kriterien);
- Vorhersagbarkeit (die Qualität von Gütern und das Verhalten von Menschen werden standardisierten Regeln unterworfen und damit gleichförmig und vorhersagbar; bei McDonalds schmecken die Burger überall auf der Welt gleich, und für die Kunden ist der gesamte Verkaufsablauf vorhersehbar und damit vertraut);
- Kontrolle (selbst komplizierte Vorgänge werden in kleinste, einfach auszuführende Elemente zerlegt und damit kontrollier- und berechenbar (bei McDonalds der gesamte standardisierte Prozess von der Herstellung über die Verarbeitung bis zum Verkauf der Fast-Food-Produkte).

Ritzer steht diesen Standardisierungsprozessen äußerst kritisch gegenüber und sieht sie in allen Gesellschaftsbereichen am Wirken von der Fließbandarbeit über den standardisierten Pauschalurlaub bis zum Geldautomaten.

**McWorld-These** Die These wurde von Benjamin R. Barber aufgestellt. Barber identifiziert weltweit zwei soziokulturelle bzw. soziopolitische Hauptströmungen, die er mit Jihad und McWorld bezeichnet. Jihad beschreibt das Phänomen der Retribalisierung und Fragmentierung von Staaten entlang ethnischer Grenzen, worin Barber ein antidemokratisches, antimodernistisches Moment erkennt (vgl. Zülch 2004: 31). ▶ **Ethnisierung**; ▶ **Tribalismus**



Mit dem Begriff McWorld bezeichnet Barber den Aufbau eines homogenen, vor allem durch Handel, moderne Kommunikationstechnologie und ökologische Strategien verknüpftes globales Netzwerk. Es sei »das Produkt einer vom expansionistischen Kommerz hervorgerufenen Massenkultur«, deren Schablone amerikanisch sei. »Es geht um Kultur als Ware, um Accessoires als ideologische Veratzstücke« (Barber 1996: 22). Während für ihn die Kräfte des Jihad eher »die nahe Zukunft beherrschen«, sind für ihn auf lange Sicht »die Kräfte von McWorld der Grund für das langsame (...) Vordringen der westlichen Zivilisation und könnten als solche unaufhaltsam sein« (Barber 1996: 25; cit. in Zülch 2004: 31).

In beiden Phänomenen sieht Barber eine Bedrohung für die freiheitliche Demokratie, worauf der Titel der deutschen Ausgabe seines Werkes programmatisch hinweist: »Coca-Cola und Heiliger Krieg. Wie Kapitalismus und Fundamentalismus Demokratie und Freiheit abschaffen« (vgl. Barber 1996).

**Mediation, interkulturelle** Mediation ist die Verhandlung zwischen Konfliktparteien im Beisein eines neutralen Dritten (Mediator), der den Prozess nach einem strukturierten Ablauf moderiert und nach Möglichkeit schlichtet. Ziel ist eine gütliche Einigung zwischen den Parteien. Verhandlungsgegenstand und Art der Konfliktlösung werden dabei durch die Parteien, nicht durch den Mediator bestimmt. Die Wurzeln der Mediation liegen in der in den USA in den 1960er Jahren entstandenen »Alternative Dispute Resolution«, einem diskursiven Verfahren zur Streitbehandlung.

Zwar wird die Mediation für interkulturell bedingte Konflikte aufgrund ihrer strukturellen Offenheit und der weit reichenden Autonomie der beteiligten Personen als besonders geeignet empfunden, und eine Welle neuer Publikationen zur Thematik deutet auf einen wachsenden Markt (vgl. z. B. Calließ 1999; Bolten 2001). Allerdings hält sie auch eine Vielzahl von Problemen und Fragestellungen bereit, die die Effektivität des Mediationsverfahrens in interkulturellen Situationen problematisch machen. Dabei geht es vor allem um die kulturelle Verwurzelung des derzeit kursierenden Mediationsbegriffes in europäisch-westlichen Kontexten und damit die Übertragbarkeit westlicher Konfliktschlichtungskonzepte (vgl. Busch 2004), aber auch um divergierende Sprachhandlungsmuster, kulturbedingte Kontextualisierung und insbesondere die Fehlinterpretationen bei der situativen Aushandlung der interpersonalen Beziehungen der Kontaktpersonen (Busch 2004: 46).

**Meistererzählung** Der aus der Literaturkritik entlehnte Begriff der Meistererzählung (engl. master narrative) bezeichnet in den historischen Wissenschaften die großen, kohärenten und in der Regel auf den Nationalstaat ausgerichteten Geschichtsdarstellungen, deren Einfluss nicht nur innerfachlich schulbildend wirkt, sondern öffentliche Dominanz erlangt (vgl. Jarausch/Sabrow 2002). Der

Begriff wurde in der Zwischenzeit für viele auch gesellschaftspolitische Bereiche übernommen.

Die Funktion der Meistererzählung besteht nach Rüsen (1998: 23) darin, eine Kultur für identifikatorische Zwecke der Vergangenheit zu vergewissern. Meistererzählungen bestimmen den Mainstream öffentlicher Debatten, dem sich die Beteiligten entweder unterordnen (wie z. B. die ostdeutschen Historiker in das marxistisch-leninistische Meistererzählungs-Korsett) oder von dem sie sich bewusst absetzen. Ist eine Meistererzählung erst einmal in Umlauf und gesellschaftlich wie kulturell legitimiert, ist es äußerst schwierig, den Beteiligten ihren Erfindungs- oder Konstruktionscharakter noch bewusst zu machen. (Vgl. auch den Begriff der ›Invented Tradition‹ von Ranger & Hobsbawm; ► **Nation**)

Im Westen haben Begriffe wie ► **Fortschritt** und ›Evolution‹ oder die Idee des ›Individuums‹ den Entwicklungs- wie den Menschenrechtsdiskurs als Meistererzählungen maßgeblich beeinflusst. Mit zunehmend ortsungebundenen ethnischen und kulturellen Prozessen verlieren die großen Meistererzählungen ihr Deutungsmonopol (vgl. Appadurai 1998: 19).

**Medien** Medium heißt übersetzt Mittler und bezeichnet in der Regel ein Kommunikationsmittel. Unter den Massenmedien werden nach Maletzke die Medien verstanden, die sich einseitig an ein disperses, unspezifisches Publikum richten. Der Einfluss der Massenmedien auf das Publikum wurde schon früh kritisiert. Theodor Adorno prägte den Begriff der ► **Kulturindustrie**, die als Mittel von Herrschaft und Integration wirke. Um Abnehmer zu finden, passe sich die Ware ›Kultur‹ ganz an die Konsumenten an und verliere dabei ihre kritische Funktion in der Gesellschaft. Die Vorstellung vom linearen Medienwirkungsmodell ist lange durch Modelle ersetzt worden, die Rückkopplung, Meinungsführerschaft und die Faktoren der, durch kulturelle und politische Rahmenbedingungen als Filter wirksamen, so genannten »Medienwirkungsmauer« (Kunkel 1998) mit einbeziehen.

Auf globaler Ebene spielen die Massenmedien eine besondere Rolle unter den kulturellen Vermittlungsformen. Auch wenn oft einheimische Medien(produkte) bevorzugt werden, beherrscht der Westen einen Großteil der Massenmedien in den Entwicklungsländern. Von der Bedrohung kultureller Nivellierung ist jedoch nicht auszugehen: Auch wenn weltweit Dallas gesehen wird, sind die Interpretationen der Serie doch sehr unterschiedlich. Die Frage einer westlichen Medienhegemonie wird nicht nur von Entwicklungsländern thematisiert, sondern spielt auch bei der Frage der Schutzwürdigkeit der europäischen Kulturindustrie vor der »amerikanischen Medienhegemonie« eine Rolle.

Der von der BRD unterzeichnete »Aktionsplan Kulturpolitik für Entwicklung« der UNESCO Konferenz 1998 in Stockholm (► **Mondiacult**) beeinflusste auch die Politik der nationalen und internationalen Entwicklungshilfegeber. Eines der fünf

Politikziele ist der »Förderung der kulturellen und sprachlichen Vielfalt innerhalb und für die Informationsgesellschaft« gewidmet (besonders dem Aufbau von multimedialen Kommunikationssystemen und der Einrichtung moderner Informationstechnologien wie Radio, TV, PC-Ausrüstung und -ausbildung). Verschieden bilaterale Agenturen haben in diesem Bereich inzwischen einen Förderungsschwerpunkt (z. B. die schwedische SIDA mit einer eigenen Abteilung (»Cultural and Media Division«) oder die Schweiz (► **DEZA**).

**Menschenrechte** Prägend ist hier der Streit zwischen den Vertretern eines Universalismus und eines ► **Kulturrelativismus**. Der Westen klagt die unveräußerlichen Rechte und die bürgerlichen Freiheiten des Individuums ein, der Süden und asiatische (Tiger-)Staaten wiesen in den letzten Jahren auf die historische Gebundenheit eines westlich geprägten Menschenrechtsbegriffes hin, und betonten die Pflichten des Individuums gegenüber der Gemeinschaft. Die sozialistischen Staaten akzeptierten in ihrer Mehrheit nie die sog. natürlichen politischen Rechte (die erste Generation der individuellen Menschenrechte), obwohl sie die UN-Dokumente unterzeichnet hatten. Die USA und andere westliche Staaten unterzeichneten zwar, aber ratifizierten ihrerseits nie die gesetzlichen Instrumente zur Umsetzung der sozialen, ökonomischen und kulturellen Rechte (zweite und dritte Generation der allgemeinen Menschenrechte).

Damit ist bis heute der Anspruch der Unteilbarkeit aller Menschenrechte, wie er in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und zuletzt im Artikel 5 der Wiener Erklärung von 1993 festgehalten ist, nicht eingelöst (vgl. Messer 1993: 222). Wegen der Schwierigkeit der Durchsetzung der Menschenrechtskonventionen in der Praxis plädierte Nuscheler für eine Bescheidung auf weltweit konsensfähige Minimalstandards und eine »relative Universalität« als Rettungsanker, solange es keine politische ► **Weltethik** gibt (1995: 204).

Die Beachtung der allgemeinen Menschenrechte ist eines der fünf Vergabekriterien deutscher EZ (► **Konditionalisierung der EZ**). Aus einer Handlungsperspektive (► **Ethik**) verständlich, wird mit dieser normativen Haltung jedoch eine kulturelle Perspektive auf die Menschenrechte schwierig.

Eine kulturelle Forschungsperspektive auf Menschenrechte fragt zum Beispiel, wie Recht und Gerechtigkeit kulturell definiert bzw. wie menschliche Würde, voller sozialer Erwachsenenstatus und Mitgliedschaft in einer Gesellschaft erreicht werden. Sie untersucht auch die Mechanismen für die Aufrechterhaltung gewaltsamer Bräuche (z. B. Klitorisbeschneidung, Kindstötung). Sie fragt nach der historischen Tiefe oder kulturellen Bedeutung eines Brauches, bzw. wer aus der Aufrechterhaltung von diskriminierenden kulturellen Praktiken Nutzen zieht. So dienen manche Praktiken bestimmten privilegierten Kategorien von Individuen (z. B. Männern mit Macht) oder sind rezente Artefakte, durch die sich eine män-

nerdominierte Gesellschaft an knappe Ressourcen anpasst (vgl. Messer 1993:233 und Schönhuth 1998). ► **Rechte, kulturelle**; ► **Rechtspluralismus**; ► **Rechte, intellektuelle**

**Mentalität** Mentalität bezeichnet die auf der Grundlage bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse entstehenden Einstellungen, die sich zu habituell geprägten Denk-, Urteils- und Handlungsstrukturen verdichten (► **Habitus**).

Der Begriff wird wissenschaftlich kaum mehr, dafür umgangssprachlich umso häufiger benutzt (in Deutschland z. B. vor allem für die Beschreibung der Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen nach der Wende). Begriffshistorisch steht Mentalität in Verbindung mit der Entstehung moderner Nationalstaaten, und der damit verbundenen Thematisierung kollektiver Identitäten bzw. Mentalitäten von »Völkern« oder »Nationen«. In diesem Zusammenhang wurde der Begriff auch schon früh politisch instrumentalisiert und für die Begründung völkisch begründeter Mentalitätsunterschiede missbraucht (► **Volk**; ► **Inventioned Tradition**).

Während der häufig synonym verwendete Begriff der »► **kollektiven Identität**« eher die objektivierbare Seite hervorhebt, hebt Mentalität mehr auf die »Tiefenschichten« des Bewusstseins und damit auf die tiefer verankerten und weniger leicht veränderlichen Denkmuster ab (Vester 1996: 10 f.).

In Deutschland wird heute im Gegensatz zur Völkerpsychologie der 1920er Jahre oder der Kultur-und-Persönlichkeits-Schule der 1930er Jahre nur noch in wenigen Bereichen eigentliche »Mentalitätsforschung« betrieben; v. a. in der Literaturwissenschaft und der soziologischen Landeskundeforschung. (► **Nationalcharakter**)

Das weit verbreitete ► **Kulturdimensionen-Modell** von Geert Hofstede verwendet den Begriff der »mentalen Programme« für seine Kulturdefinition und hat dem Begriff damit zu einer Renaissance verholfen. Auch Vertreter der interkulturellen Austauschforschung nehmen ihn teilweise unkritisch wieder auf (vgl. z. B. Vester 1996 und die Reihe »Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Analyse interkultureller Beziehungen). Vereinzelt wird der Begriff auch in der modernen Milieuforschung und in Deutschlandstudien benutzt (»milieuspezifische Mentalitäten«; vgl. z. B. <http://www.sozioogie.unijena.de/soziolog/vv/ss04/vorss04.htm#13>; <http://www.deutschlandstudien.unibremen.de/profil.htm>). Dabei gibt es auch Bezüge zum ► **Habituskonzept** von Pierre Bourdieu (vgl. Bourdieu 1983).

**Mentalitätsgeschichte** Mentalitätsgeschichte ist der Versuch von Historikern, die Mentalitäten, d. h. die Einstellungen, Gedanken und Gefühle der Menschen einer Epoche darzustellen. Sie ist eine Arbeitsrichtung der Geschichtswissenschaft, die als Gegenentwurf zur etablierten Geschichtsforschung Mentalitäten v. a. von historisch nicht hervorgetretenen Gruppen und Schichten untersucht.

Mentalitätsgeschichte muss aus den Quellen entdeckt werden, die über das Alltagsleben und die Lebenspraxis Auskunft geben (Arbeitsfelder sind z. B. die Kultur der Bauern oder die kollektiven Sinnhorizonte der entstehenden Arbeiterschaft). Mentalität wird dabei aufgefasst als »kollektiv geteilte Weltsicht und Lebensanschauungen von eigener, nicht mit sonstigen historischen Periodisierungen deckungsgleicher Dauer«.

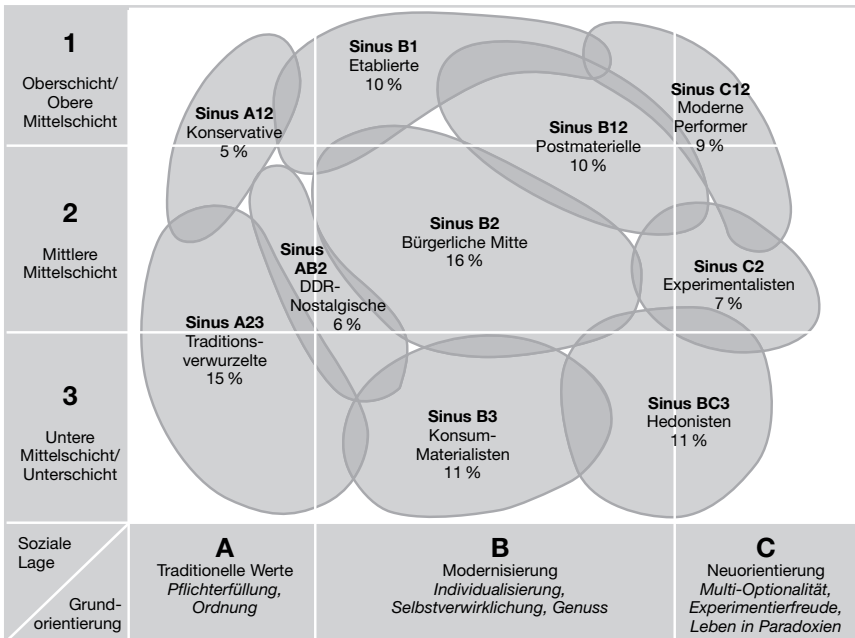
Die Mentalitätsgeschichte entstand im Zusammenhang mit der französischen Annales Schule. In Deutschland hat die Mentalitätsgeschichte keine große Tradition, an den Universitäten hat sie keinen wichtigen Vertreter. (Vgl. Bohler 2004).

**Migration ▶ Diaspora; ▶ Identitäten, hybride; ▶ Transkulturalität; ▶ translokale soziale Praxis**

**Milieu, soziales** Der Begriff Soziales Milieu (»milieu social«) stammt vom französischen Soziologen Emile Durkheim und beschreibt die soziale Umgebung, in der ein Individuum aufwächst und lebt. Durkheim unterscheidet zwischen innerem und äußerem sozialen Milieu. Der Milieubegriff weist Verbindungen zu der durch die französische Revolution weiterentwickelten Milieutheorie auf, die davon ausgeht, dass der Mensch weitgehend von der Umwelt, von den äußeren Umständen abhängig ist.

»In der Lebensstil- und Ungleichheitsforschung wurde in den 80er Jahren der Milieubegriff spezifiziert und eine Unterscheidung zwischen sozialer Lage, Lebenszielen und Lebensstilen getroffen, die Handlungsmuster zur Erreichung von Lebenszielen beschreiben. Der Milieu-Begriff geht davon aus, dass der Lebensstil von Menschen nicht nur aufgrund äußerer Umstände, sondern auch von inneren Werthaltungen geprägt wird. Der Begriff soziales Milieu bezieht sich damit auf Gruppen von Individuen mit ähnlichen Lebenszielen und Lebensstilen und umfasst Mentalität und Gesinnung der Personen. Durch die zunehmende Pluralisierung der Gesellschaften und die Individualisierung der Lebensstile wird die vormals enge Verknüpfung zwischen sozialer Lage und Milieus entkoppelt, auch wenn soziale Milieus weiterhin nach Status und Einkommen hierarchisch eingeordnet werden können« (Wikipedia 2004: Soziales Milieu; [http://de.wikipedia.org/wiki/Soziales\\_Milieu](http://de.wikipedia.org/wiki/Soziales_Milieu)).

Die auf die Erfassung der Lebenswelt gerichteten so genannten Sinus-Milieustudien, in denen – vor allem für die Werbewirtschaft – seit Jahren soziokulturelle Milieus auf einer Matrix in Bezug auf »soziale Lage/Schichtzugehörigkeit« und »Werteorientierung« abgebildet werden, zeigen sowohl gravierende Veränderungen im Längsschnitt (z. B. nach der Wende Ausbildung eines »DDR-nostalgischen« Milieus) als auch nationale Spezifika (z. B. im Vergleich zwischen Deutschland und Österreich).



Sinus-Milieus in Deutschland 2004 (Quelle: <http://www.sinus-milieus.de>)

Ein weiteres Institut, das im Sinne der Milieu- und Prognoseforschung mit »soziokulturellen Schlüsselrends« arbeitet, ist das »Zukunftsinstitut« von Matthias Horx (vgl. Horx/Horx 2004).

›Soziokulturelles Milieu‹ wird oft im Sinne von soziokulturellem Kontext bzw. soziokulturellen Bedingungen gebraucht. Diese Bedingungen gründen sich auf Erfahrungen der Gruppe, auf Werte, Traditionen, wie auch auf ihre Heterogenität und die in der Gruppe herrschenden verschiedenen Vorstellungen und Interessen. So kann das soziokulturelle Milieu einer Gruppe innovationsfreudig sein, wenn etwa Kreativität als Wert angesehen wird. Diesen Ansatz vertritt z. B. Weiss (2001). ► **Nationalcharakter**

**Millenniums-Entwicklungsziele** Holtz definiert: »In der Millenniums-Erklärung der Vereinten Nationen vom 8. September 2000 bekennen sich alle 189 Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen zu einer weltweiten Entwicklungspartnerschaft und zu konkreten Millenniums-Entwicklungszielen. So haben sie sich zu dem Ziel verpflichtet, bis 2015 den Anteil der Weltbevölkerung, dessen Einkommen weniger als 1 Dollar pro Tag beträgt (ca. 1,2 Mrd. Menschen), und den Anteil der Menschen,

die Hunger leiden (über 800 Mio. Menschen), zu halbieren. Die sechs anderen Millennium-Entwicklungsziele beziehen sich auf die Verwirklichung der allgemeinen Primarschulbildung, die Förderung der Gleichstellung der Geschlechter und Ermächtigung der Frau, die Senkung der Kindersterblichkeit, die Verbesserung der Gesundheit von Müttern, die Bekämpfung von HIV/Aids, Malaria und anderen Krankheiten sowie auf die Sicherung der ökologischen Nachhaltigkeit. Schließlich wird eine globale Partnerschaft für Entwicklung gefordert (von einem offenen Handelssystem über Schuldenabbau bis zu einer höheren ODA). Als Beitrag zur weltweiten Halbierung extremer Armut beschloss die deutsche Bundesregierung am 4. April 2001 das »Aktionsprogramm 2015« (Holtz 2003; und <http://www.un.org/millennium/>).

In den Millenniums-Entwicklungszielen spielt Kultur nur eine untergeordnete Rolle. Es ist deshalb eine strategische Überlegung innerhalb des BMZ, Kultur als Funktion von Gender und Armutsbekämpfung (Poverty Reduction Strategies) oder Partizipation der Zivilgesellschaft in die Diskussion mit Entscheidungsträgern einzubringen.

**Minderheit** Eine Minderheit ist der Mehrheit zahlenmäßig unterlegen und unterscheidet sich von dieser in einem oder mehreren Merkmalen. »Als solche Merkmale können Religion, Muttersprache, Abstammung, sexuelle Orientierung und ethnische Selbstorganisation gelten« (Elwert 1999d: 254).

Eine nationale Minderheit bezeichnet eine Ethnie, die innerhalb eines Staatsgebietes lebt, in dem eine andere Ethnie die Mehrheit ausmacht. Häufig werden Minderheiten stigmatisiert, in diesem Prozess werden ihnen Eigenschaften zugeschrieben, »die eher etwas über die Probleme der Selbstwertzuschreibung ... der Mehrheit als über die Minderheit aussagen« (Elwert 1999d: 255).

**Minderheit, ethnische** Eine kulturell abgrenzbare Gruppe (oder auch Kategorie) in einem Nationalstaat, die (unabhängig von ihrer Größe) strukturell untergeordnet ist und zumeist aus Migranten oder Flüchtlingen besteht, im Gegensatz zu schon lange in einem Gebiet lebenden Gruppen. ► **Völker, Indigene**

**Minimalgruppenparadigma** Bloße Gruppenzugehörigkeit führt bereits zu Bevorzugung (»Favorisierung«) der eigenen Gruppe – dies stellte Henry Tajfel 1971 fest. Nach dieser Theorie über Intergruppenverhalten versuchen sich Mitglieder einer Gruppe gegenüber Außengruppen abzugrenzen, auch wenn dafür persönlich keine Vorteile zu erwarten waren.

Tajfels Experimente waren so angelegt, dass ein Gruppenmitglied seine Gruppe weder kannte, noch die Gruppenbildung in irgendeiner Weise nachvollziehen konnte. Nun sollte das Gruppenmitglied Punkte für die eigene Gruppe und die

Fremdgruppe verteilen, ohne dass es selbst einen Vorteil davon haben würde. Für die Verteilung der Punkte nach Matrizen gab es verschiedene Prinzipien, so z. B. Gleichheit, maximaler Gewinn für die eigene Gruppe, maximale Differenz zwischen beiden Gruppen etc. Tatsächlich waren die Verteiler darauf bedacht, möglichst viel Gewinn für die (unbekannte) Eigengruppe, noch mehr aber möglichst viel Schaden für die Fremdgruppe zu erzielen. Dies zeigt die Minimalbedingung für ► **Ethnozentrismus**: die bloße Bezeichnung von Gruppen.

**Missverständnisse, interkulturelle** Nach IKO (2004) resultieren viele interkulturelle Missverständnisse und Probleme daraus, »... dass man sich der Kulturgebundenheit der eigenen und der spezifischen Wahrnehmungsweise seines fremdkulturellen Partners nicht hinreichend bewusst ist: Es werden Dinge und Sachverhalte als unhinterfragt ›normal‹ angesehen, die für die Wahrnehmungsgewohnheiten des anderen keineswegs plausibel sind. Wird dieser Plausibilitätsmangel nicht thematisiert oder wird der Sachverhalt solange ›uminterpretiert‹, bis er aus der eigenen Sichtweise heraus plausibel erscheint, bauen alle weiteren Interaktionen zwischen den Beteiligten auf der trügerischen Annahme auf, man hätte z. B. eine gemeinsame Argumentationsbasis. Faktisch argumentiert man jedoch auf ganz unterschiedlichen Ebenen (ohne es zunächst zu merken). Wenn das gegenseitige Missverstehen dann offenkundig wird, ist die eigentliche Ursache meistens gar nicht mehr bekannt, womit es dann umso schwieriger wird, eine neutrale Beziehungsebene zurückzuerlangen« (IKO, Interkulturelle Kommunikation Online 2004).

**Modernisierung** In den Augen der Modernisierungstheoretiker ist Modernisierung ein **revolutionärer Prozess**, der radikale und tief greifende Änderungen in Entwicklungsgesellschaften mit sich bringt; ein **komplexer Prozess**, der Industrialisierung, Verstädterung, soziale Mobilität, Differenzierungsprozesse, Säkularisierung, Medianausbreitung, politische Partizipation umfasst, und mit wachsender Alphabetisierung und Bildung einhergeht; ein **systemischer Prozess**, in dem wirtschaftliche Entwicklung, Kulturwandel und politischer Wandel nach kohärenten und teils vorhersehbaren Mustern miteinander zusammenwirken. Rückständigkeit wird zwar überwiegend auf endogene Faktoren zurückgeführt, diese werden jedoch nicht weiter analysiert. Kultur (im Sinne überkommener Tradition) gilt unhinterfragt als Hemmschuh für Entwicklung.

Modernisierung kann aber auch wie ► **Fortschritt** oder ► **Entwicklung** als eine der großen ► **Meistererzählungen** gelesen werden, mit denen der Westen sein Deutungsmonopol legitimiert und aufrechterhält.



**Mondiacult** Unter anderem in Folge des Iranschocks 1979 beschäftigte sich die Weltkonferenz über Kulturpolitik ›Mondiacult‹ in Mexico City 1982 explizit mit den soziokulturellen Aspekten von Entwicklung. Dort wurde auch die im Kern bis heute gültige und von vielen großen EZ-Organisationen unverändert übernommene Definition von Kultur geprägt. Sie sagt aus, »dass die Kultur in ihrem weitesten Sinne als die Gesamtheit der einzigartigen geistigen, materiellen, intellektuellen und emotionalen Aspekte angesehen werden kann, die eine Gesellschaft oder eine soziale Gruppe kennzeichnen. Dies schließt nicht nur Kunst und Literatur ein, sondern auch Lebensformen, die Grundrechte des Menschen, Wertesysteme, Traditionen und Glaubensrichtungen« (›Culture ... is ... the whole complex of distinctive spiritual, material, intellectual and emotional features that characterize a society or social group. It includes not only arts and letters, but also modes of life, the fundamental rights of the human being, value systems, traditions and beliefs«).

Diese Definition stimmt auch mit den Beschlüssen der Weltkommission über Kultur und Entwicklung (›Unsere kreative Vielfalt«, 1995) und der Zwischenstaatlichen Konferenz über Kulturpolitik zur Entwicklung (Stockholm 1998) überein. Aus dem Ziel der Integration kultureller Faktoren entstand die Idee zu einer ›Weltdekade für kulturelle Entwicklung« (World Decade for Cultural Development 1988–1997).

Ein zwiespältiges Erbe der Meinungsführerschaft der ► **UNESCO** sind die in ihren Definitionen enthaltenen universalistischen Prinzipien ihrer Gründer auf der einen, und die den praktischen Realitäten folgenden relativistischen Erfordernisse eines ›Clubs von Mitgliedern aus den unterschiedlichsten Kulturkreisen« (Rao/Walton 2004) auf der anderen Seite. So stehen eigentlich miteinander unvereinbare Erklärungen zu universalen Prinzipien und Rechten neben solchen, die den Respekt für die Unterschiedlichkeit und Vielfalt der Kulturen einfordern.

Die Weltkonferenz ›Kulturpolitik für Entwicklung« im April 1998 in Stockholm umreißt fünf Politikziele: Kulturpolitik als Schlüsselkomponente von Entwicklungsstrategien; die Förderung von Kreativität und Teilhabe am kulturellen Leben; Einleitung von Politiken und Verfahren zur Sicherung und Verstärkung des kulturellen Erbes und die Förderung der Kulturindustrie (auswärtige Kulturpolitik; Ausbildung von Fachkräften, sanfter Kulturtourismus). In ihrer Resolution zum Jahr 2001 vom 4. November 1998 fordert die Generalversammlung die Vereinten Nationen Regierungen, internationale und nichtstaatliche Organisationen auf, ›geeignete kulturelle, pädagogische und soziale Programme zu planen und durchzuführen, um das Konzept des Dialogs zwischen den Kulturen zu fördern«. Die Generalversammlung hat das Jahresmotto ›Dialog zwischen den Kulturen« (United Nations Year of Dialogue among Civilizations) auch als Gegenbegriff zum viel beschwo-

renen Begriff ► **Clash of Civilizations** (Kampf der Kulturen) des amerikanischen Politikwissenschaftlers Samuel Huntington gewählt.

**Multikulturalität** Während sich ► **Interkulturalität** auf den Prozess und die Dynamik des Zusammenlebens bezieht, wird mit Multikulturalität in erster Linie eine soziale Organisationsstruktur bezeichnet. Nach dem Grad der Interaktivität lassen sich laut IKO (2004) drei Varianten von Multikulturalität unterscheiden:

- **Multikulturalität I:** »Unechte, nur bevölkerungsstatistisch existente Multikulturalität. Kulturelle Eigenheiten werden auf Grund strikter Assimilationsforderungen vielfach eingeebnet.
- **Multikulturalität II:** Kulturelle Gruppen können ihre Identität weitgehend bewahren, grenzen sich aber untereinander ab. Es kommt bestenfalls zu friedlicher Koexistenz.
- **Multikulturalität III:** Kulturelle Gruppen bewahren sich identitätsstiftende Freiräume, akzeptieren diese gegenseitig und praktizieren ein interkulturelles Miteinander«. (Interkulturelle Kompetenz Online 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/)).

Kritisiert wird am Multikulturalismusmodell, dass es eigentlich nur die pluralistische Form eines geschlossenen Homogenitätsmodells darstellt. Es wird zwar von einem möglichen Nebeneinander verschiedenartiger Kulturen in einem Nationalstaat ausgegangen; die Sinn Grenzen werden aber immer noch mit den Grenzen distinkter Personengruppen identifiziert (vgl. Reckwitz 2001: 183; vgl. auch Welsch 2002; [http://www.ifa.de/zfk/themen/02\\_1\\_islam/dwelsch.htm](http://www.ifa.de/zfk/themen/02_1_islam/dwelsch.htm)). So ließen sich auch ► **Apartheid**svorstellungen mit einem Multikulturalitätsansatz begründen. Eine Alternative zu diesem Ansatz ist das Konzept der ► **Transkulturalität** von Wolfgang Welsch.

**Multikulturelle Gesellschaft** Eine multikulturelle Gesellschaft besteht aus Menschen verschiedener Kulturen (Herkunft, Nationalitäten, Sprachen, Religionen, Ethnien). ► **Assimilation** wird dabei weder angestrebt noch verhindert, das Selbstbestimmungsrecht jeder Kultur nicht angetastet. »Dabei beruht die multikulturelle Gesellschaft auf dem gegenseitigen Verstehen der beteiligten Menschen. Idealerweise sollte weder eine Gruppe dominieren, noch irgendeine Gruppe ausgeschlossen sein, was naturgemäß nur schwer realisierbar ist. Fast jeder europäische Staat und auch fast jedes Land der Erde sind wenigstens zum Teil »multikulturell«, zumindest sind sie es im Laufe ihrer Geschichte einmal gewesen.« (Wikipedia 2004; [http://de.wikipedia.org/wiki/Multikulturelle\\_Gesellschaft](http://de.wikipedia.org/wiki/Multikulturelle_Gesellschaft)). ► **Multikulturalität**

**Multisited Ethnography** Da Ethnien oft in verstreuten Territorien leben oder sogar nur Netzwerke bilden, rücken Kulturforscher zunehmend davon ab, Gruppen oder Teilgruppen als ausschließliche Forschungseinheiten zu nehmen. Jetzt erforscht man vermehrt interethnische Systeme, multiethnische Netze, globale Verknüpfungen oder soziale Bewegungen, die über einzelne Gruppen hinwegreichen. In der Feldforschung werden deshalb Menschen und Probleme an mehreren Orten (»multisited«) gleichzeitig empirisch verfolgt und untersucht. Der Begriff wurde von dem amerikanischen Anthropologen George Marcus geprägt (vgl. Marcus 1995).

**Mythos** Mythos bezieht sich auf die sich von der wissenschaftlich-logischen Erklärung unterscheidende eher symbolisch-erzählende Form der Erschließung von Wirklichkeit. Der Mythos erzählt für die Beteiligten »wahre« Geschichten, die sich auf Vergangenes beziehen und damit Gegenwärtiges begründen. Der Mythos kollektiver, gemeinschaftsbildender historischer Erfahrungen spielt bei der Herausbildung ► **kollektiver Identität** im Allgemeinen und nationaler Identität im Besonderen eine wesentliche Rolle (► **Nation**). Durch das Erfinden gemeinsamer Traditionen werden historische Ereignisse zu politischen Mythen und Ritualen umgedeutet, neu ausgelegt und damit Herrschaft oder Herrschaftsansprüche legitimiert (Hobsbawm/Ranger 1983; Hobsbawm 1991) und die Frage der Zugehörigkeit (Inklusion und Exklusion) begründet. Auch die großen ► **Meistererzählungen**, die den Diskurs ganzer Gesellschaften prägen, bauen auf solchen Mythen auf.

Mythen sind »eine Form der Tradierung von Vorstellungen und Werten, die viel über das Selbstverständnis einer Gemeinschaft (Nation) aussagt, dagegen weniger über die empirische Nachprüfbarkeit durch wissenschaftliche Methodik« (Willikiewicz 2000: 59 cit. in Rösch 2004: 57). Rösch zeigte kürzlich am Beispiel des polnischen Nationalmythos, welche sinnstiftenden, integrativen und in der Konsequenz positive Funktionen solche Selbstvorstellungen und Selbstdarstellungen im Rahmen nationaler Identitätsbildung gerade im Prozess der Europäisierung haben können (Rösch 2004).

Auch in der Entwicklungszusammenarbeit wird über Entwicklungsmythen gestritten. So wurde 2004 vom Sprecher der Nord-Südgruppe der Grünen in Deutschland selbst das Leitbild der Armutsbekämpfung des Ministeriums als Entwicklung blockierender »Mythos« in Frage gestellt (vgl. Peltzer 2004; [http://www.entwicklungspolitik.org/index\\_30941.htm](http://www.entwicklungspolitik.org/index_30941.htm)).

# N

**Nation** »Der Begriff Nation bezeichnet meist eine größere, in der Regel zusammenlebende Gemeinschaft von Personen, die über gleiche Geschichte, Sprache, Kultur, politische Strukturen und häufig auch über ein geschlossenes Territorium und in einfachen Gesellschaften auch über gemeinsame Abstammung verfügen können (Nationalität).« (Wikipedia 2005; Nation; <http://de.wikipedia.org/wiki/Nation>)

Im 18. Jahrhundert in der Folge der Französischen Revolution entstanden, entfaltete die Vorstellung der Nation eine hohe Dynamik und Flexibilität, die anfangs gegen feudale Unzulänglichkeiten und absolutistische Misswirtschaft (Frankreich, Deutschland) oder auch gegen wirtschaftlich und politisch einengende Kleinstaaterei (Deutschland) gerichtet war. Im 20. Jahrhundert wurde der Begriff politisch missbraucht und wird im 21. Jahrhundert im Zuge der Globalisierung mehr und mehr fragwürdig. (vgl. Bleek/Balla 2000; <http://www.bpb.de/wissen/09191901662830400195611470162156,0,0,Nation.btm>)

Nach einer von Ernest Renan schon 1882 vorgenommenen Einteilung können folgende Nationskonzepte unterschieden werden (vgl. (Wikipedia 2005: Nation; <http://de.wikipedia.org/wiki/Nation>). Dabei zeigt sich, wie unterschiedlich der Begriff der Nation je nach Verwendung gefasst wird, und dass er sowohl erklärende als auch legitimierende und normierende Aufgaben übernimmt.

1. Nation ist ethnische Homogenität (**Volksnation**): die in der Geschichte am häufigsten missbrauchte und wissenschaftlich am wenigsten tragende Definition. Sie beruhte häufig auf einer Verwechslung von ethnischer (so genannte völkischer) mit kultureller Zugehörigkeit. Die Verortung in einem angeblich zugehörigen Lebensraum verletzt häufig Eigentumsrechte anderer Personen. Aus dem Ideal »ethnischer Reinheit« erwächst das Risiko der Diskriminierung anderer Ethnien. Keine der klassischen europäischen Nationen kann ethnisch begründet werden.
2. Nation ist Homogenität der Sprache und Tradition (**Kulturnation**): Nation ist die durch die Geschichte bewahrte Einheit in Sprache, Kultur und Traditionen. Sie lässt sich nicht durch territoriale Grenzen definieren. Meist beziehen sich auf diese Definition Gruppen, die keinen gemeinsamen Staat besitzen, sich aber aufgrund gemeinsamer Abstammungsvorstellungen, gemeinsamer Sprache, Kultur und Geschichte miteinander verbunden fühlen (z. B. Deutschland im 19. Jahrhundert). Somit ging die Formulierung einer kulturellen Einheit als Medium zur Vermittlung eines Gemeinschaftsgefühls der Schaffung einer politischen Einheit voraus.

3. Nation ist ein politischer Zusammenschluss als Staat (**Staatsnation**): Nation ist die politisch souverän organisierte und geordnete Gemeinschaft. Territorialer Zusammenhang kann, muss aber nicht sein. Ethnische Gegebenheiten sind nachrangig. Fehlen territoriale, ethnische oder kulturelle Klammern, sind solcherlei Nationen leicht Angriffen von innen und außen ausgesetzt und können häufig nur durch totalitäre, autokratische oder absolutistische Regierungsformen existieren. Beispiele (in der Geschichte): Preußen, Osmanisches Reich, West- und Ost-Pakistan, Jugoslawien, Sowjetunion.
4. Nation als territorialer Zusammenschluss (**Territorialstaat**): definiert sich hauptsächlich über das Staatsterritorium. Beispiele bieten die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Amerika.
5. Nation als religiöser Zusammenschluss (**Religionsstaat**, Staatsreligion): Gab es in der Geschichte viele Nationen, die sich über die Religion definierten (Spanien der Reconquista, Frankreich Ludwigs XIV, England Heinrichs VIII), so war in den absolutistischen Staaten wiederum die Religion des Fürsten ausschlaggebend (Staatsreligion). Beispiele für Religionsstaaten: Iran des Ayatollah Chomeini, Afghanistan der Taliban, Saudi Arabien der wahabitischen Saudi-Familie.

In den 1980er Jahren setzte sich in der Sozialwissenschaft die Erkenntnis durch, dass Nationen weniger natürlich entstanden als politisch konstruiert sind, und vor allem durch das Appellieren an emotionale patriotische Gefühle und das Erfinden nationaler Traditionen legitimiert werden (»the invention of national traditions«; Hobsbawm/Ranger 1983). In diesem Prozess der Herstellung nationaler Kulturdiskurse (durch Naturalisierung oder ►►**Primordialisierung**►) werden andere kulturelle Identitäten marginalisiert und bekommen einen ethnischen oder rassischen Minderheitenstatus. ► **Volk**

Am Beispiel der italienischen Nationalstaatsbildung zeigten Engelbert/Hain (2004) kürzlich, wie kulturell unterschiedlich Regionen auf die gleiche geschichtliche Veränderung reagieren. Das Entstehen eines gesamtitalienischen Marktes führte z. B. dazu, dass der Norden prosperierte, der Süden durch das Wegfallen von Schutzzöllen und die fehlenden infrastrukturellen horizontalen Verbindungen dagegen massiv zurückfiel. So entwickelte sich eine regionale Verbundenheit mit mafiosen, ordnend wirkenden Strukturen und eine Abwehr gegen den Norden, die bis heute wirksam ist. Dieser Regionalismus (Campanilismus = Kirchturmpolitik) führt dazu, dass die italienische Gesellschaft auch heute noch als »ein Netz lokal orientierter Beziehungen« beschrieben wird. Engelbert/Hain resümieren: »Kulturen sind komplex, die Orientierung an Nationen als Anhaltspunkt für die Ermittlung von kulturellen Merkmalen ist fragwürdig, und allgemeine Aussagen über kulturelle Merkmale von Nationen erweisen sich als problematisch« (2004: 32).

Diese Aussage ist bedeutsam für die meist nationalstaatlich orientierten interkulturellen ► **Trainings** und die dahinter stehenden ► **Kulturerfassungsansätze**.

In der interkulturellen Wirtschaftskommunikation findet nach Bolten (1997) dennoch eine pragmatische Eingrenzung statt, die in der Regel dazu führt, Kultur und politische Ländergrenzen gleichzusetzen. Sie wird von etlichen Autoren, die für den Praxisbereich arbeiten, für eine notwendige Operationalisierung des Kulturbegriffs »als die beste aller schlechten Lösungen« angesehen (Wille 2003: Kultur; <http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossarkbiss.htm>).

Hansen betont den Zusammenhang zwischen Nationalkultur und Normalität: »Eine Nationalkultur definiert ›Normalität‹: d. h. die Ansichten können extrem unterschiedlich sein (Autonome, Grüne, Konservative), aber das Spektrum ist allen bekannt und durch die Grenzen der Normalität beschränkt. Der Kitt ist die Vertrautheit (familiarity) mit der Bandbreite der Diversität« (Hansen, 2000: 225 ff.).

#### ► **First Nations**

**Nationalcharakter** Unter dem Begriff »Nationalcharakter« werden gemeinhin jene historisch gewachsenen individuellen Persönlichkeitsstrukturen verstanden, die bei den Mitgliedern einer Nation besonders häufig auftreten und eine Determinante des Sozialverhaltens darstellen.

Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts waren Studien zum Volks- oder Nationalcharakter ausgesprochen populär, als ein Stück ›geronnener Geschichte‹ eines Volkes, »... an dem wir durch Vererbung körperlicher und geistiger Anlagen sowie durch kulturelle Überlieferung, durch Erziehung und gewohnheitsmäßigen Umgang mit Menschen gleichartigen Charakters Anteil haben«, so der Austromarxist Otto Bauer.

Heute ist der Begriff wissenschaftlich weitgehend diskreditiert, da er den Konstruktions- und Legitimationscharakter von ► **Nationen** völlig verkennt. Auch gilt es für die Mehrzahl der Sozialwissenschaftler heute als unseriös, ganze Bevölkerungsgruppen zu stereotypisieren und individualpsychologische Modelle auf ganze Gesellschaften anzuwenden. So wird heute eher nach soziokulturellen und lebensweltlichen ► **Milieus** unterschieden. Die spezifisch deutsche Hemmung, den Begriff überhaupt noch zu benutzen, hängt wohl auch mit den Schatten der Nazivergangenheit zusammen (eine Ausnahme bildete z. B. der Sammelband von Blomert et al. 1993).

Im deutschsprachigen (v.a. Österreich) wie im europäischen Ausland (z. B. Schweden) gibt es hingegen bis in jüngste Zeit teilweise öffentlich stark wahrgenommene Studien zum Nationalcharakter oder zur nationalen Mentalität (vgl. für Schweden z. B. Ake Daun »Swedish Mentality«, 2000). Nationalcharakterstudien gibt es auch im Rahmen der kritischen Nationalstereotypenforschung (welche nationalen Fremdbilder bestehen in verschiedenen Ländern; vgl. z. B. Poortinga/

Girndt 1993; Blomert et al. 1993). In vielen Bibliothekssystematiken wird der Begriff ebenfalls noch selbstverständlich geführt. Die Vorstellung vom Nationalcharakter ist eng verknüpft mit einem ► **primordialistischen** Kulturverständnis. Sie spielt auch bei populären interkulturellen Managementansätzen (► **Kulturstandards**; ► **Kulturdimensionen**) eine Rolle.

## **Nationalkultur** ► **Nation**

**Naturvolk** Nach Müller ist Naturvolk ein »...ursprünglich zur Vermeidung von pejorativen Bezeichnungen wie ›Wilde‹ oder ›Primitive‹ in die Ethnologie eingeführter Begriff, der aber durch den impliziten Gegensatz zu ► **Kulturvölkern** schnell selbst fragwürdig wurde. Da es tatsächlich keine kulturlose menschliche Gruppe gibt, versuchte man sich in verschiedenen konzeptionellen Umwidmungen, so z. B. Richard Thurnwalds ›Völker geringerer Naturbeherrschung‹. Legt man allerdings unter heutiger ökologischer Perspektive den Verbrauch nichterneuerbarer Energien als Maßstab für den nachhaltigen Umgang mit Natur an, so erscheinen die ›Naturvölker‹ in der Regel als wesentlich effizienter in der Ressourcennutzung als ›Hochkulturen‹. Die Grenzziehung erweist sich somit als künstlich und beruht auf Wertentscheidungen. Die Unterscheidung zwischen Kultur- und Naturvölkern ist wissenschaftlich nicht mehr aufrechtzuerhalten« (Müller 1999: 269). ► **Hochkultur**; ► **Kulturvölker**

Wikipedia ergänzt: »Der romantisierende Begriff Naturvolk wird heute vor allem in alternativen oder journalistischen Kreisen oft synonym mit ► **›indigene Völker‹** verwendet, er bezeichnet jedoch nicht dasselbe. Während indigen ein politisches Konzept ist, rekurriert Naturvolk auf die romantische Vorstellung des Edlen Wilden, der in vollkommener Harmonie mit der Natur lebt. Das Konzept ›indigene Völker‹ bezieht sich auf den Umstand der Diskriminierung und fordert die Realisierung und Respektierung von Rechten ein.

Anhänger des ›Naturvolk‹-Begriffs (im deutschsprachigen Raum etwa der Verein ›Freunde der Naturvölker e.V.‹) fordern dagegen nicht die Verwirklichung von Rechten, sondern die Konservierung einer vermeintlich oder tatsächlich naturnahen, nicht-technisierten Lebensweise, wobei sie zum Paternalismus neigen. Wenn sie nach technischen Errungenschaften oder auch nur nach europäischer Bildung streben, begehen ›Naturvölker‹ nach dieser Überzeugung Verrat an sich selbst. Dagegen impliziert das Konzept ›indigene Völker‹ zuallererst das Recht der Betroffenen, selbst über die eigene Entwicklung zu bestimmen, unabhängig davon, ob das Resultat dem Klischee vom Edlen Wilden entspricht, oder nicht« (Wikipedia 2004/Indigene Völker; [http://de.wikipedia.org/wiki/Indigene\\_Völker](http://de.wikipedia.org/wiki/Indigene_Völker)) ► **Völker**, **indigene**.

**Netzwerk, soziales** Nach Schweizer ist ein soziales Netzwerk »... eine Menge von Akteuren, die durch mindestens eine soziale Beziehung verbunden sind. Akteure können z. B. Individuen, Haushalte, Familien, Lokalgruppen, Regionen, Staaten sein, und als soziale Beziehungen kommen u.a. Verwandtschaft, ökonomischer Tausch, politische Unterstützung und Kommunikation in Betracht. Aufgaben der Netzwerkanalyse sind Beschreibung und Untersuchung solcher Beziehungsgeflechte« (Schweizer 1999: 270 f.).

Das Nützliche dieses Ansatzes ist, dass »soziale Netzwerke« gerade keine »Ziele« haben, sondern sehr disparate Ziele einzelner Akteure und Gruppen verknüpfen, und gerade hierfür mangelte vorher ein analytischer Begriff (vgl. Wikipedia 2004: Soziales Netzwerk; [http://de.wikipedia.org/wiki/Soziales\\_Netzwerk](http://de.wikipedia.org/wiki/Soziales_Netzwerk)).

In der Betriebswirtschaftslehre umschreiben soziale Netzwerke zielbezogene Organisationen (z. B. informelle Zusammenschlüsse, Verbände) von Menschen, die durch das Netzwerk einen Vorteil erfahren oder sich erhoffen. Ein derartiges Netzwerk sind etwa die Summen von sozialen Kontakten zur Erlangung persönlicher Vorteile, zum Beispiel in der Politik oder im Berufsleben (Karriere). Der Begriff Netzwerk löst hier sprachlich die eher negativ besetzten Begriffe Seilschaft und Vitamin B ab. Soziale Netzwerke werden unter anderem in der Ethnologie, Soziologie, Sozialpsychologie und Kommunikationswissenschaft erforscht. Dafür existiert eine entfaltete Terminologie (»Multiplexität«, »Netzwerkdichte« etc.; vgl.: Wikipedia 2004: Soziales Netzwerk; [http://de.wikipedia.org/wiki/Soziales\\_Netzwerk](http://de.wikipedia.org/wiki/Soziales_Netzwerk)).

Für die EZ ist das Wahrnehmen sozialer Netzwerke wichtig: In ihnen ruht oft das ► **Sozialkapital** von lokalen Akteuren. Netzwerke funktionieren als informelle Sicherungssysteme dort, wo formale soziale Sicherungssysteme versagen. Durch ihren meist informellen Charakter werden sie im Rahmen von EZ-Interventionen oft nicht wahrgenommen. Je nach Interventionsgrad können sie dadurch in ihrer Funktion bedroht oder sogar ausgehebelt werden (was manchmal gewünscht, aber selten sinnvoll ist).

**Nichtregierungsorganisationen** Der Begriff umfasst freiwillige Organisationen, die weder staatlich noch profitorientiert sind. Ursprünglich stammt der Begriff der Nichtregierungsorganisationen (NROs) aus der Charta der Vereinten Nationen. Unter den 200 Organisationen, die 1952 den Status als (i. d. R. in mindestens drei Ländern) international tätige, nichtstaatliche Organisationen zuerkannt bekamen, waren unter anderem Kirchen, Berufsverbände, Handelskammern, Gewerkschaften, Pfadfinderorganisationen, Automobilclubs, das Rote Kreuz, sowie auch wenige nationale große Organisationen aus den USA und Indien (vgl. Neubert 2004; [www.vad-ev.de/2004/download/01tagung/020papers2004/Sektion\\_2/vad2004\\_Neubert.pdf](http://www.vad-ev.de/2004/download/01tagung/020papers2004/Sektion_2/vad2004_Neubert.pdf); nach Weiss 1980).



Neubert unterscheidet nach der Art der Aktivität (Hilfe- bzw. Entwicklungsleistung oder Interessenvertretung) und den Nutznießern (Mitglieder oder Nichtmitglieder) vier Idealtypen:

- Interessenverbände (Gewerkschaften, Unternehmerverbände, Berufsverbände, Bürgerinitiativen, lokale Händler oder Handwerkervereinigungen)
- anwaltliche Organisationen (Menschenrechts-, Umweltorganisationen)
- Selbsthilfe (Selbsthilfe-, Spargruppen; Selbsthilfeorganisationen, Genossenschaften)
- Wohlfahrts- und Entwicklungsorganisationen (Caritas, Brot für die Welt, Welthungerhilfe usw.)

NROs sind zum einen auf die materiellen und ideellen Ressourcen angewiesen, die sie von Mitgliedern und ihrer Gefolgschaft bekommen, zum anderen erlangen sie ihre gesellschaftliche Bedeutung durch die von ihnen erbrachte Leistung in ihrem Wirkungsfeld (»doppelter gesellschaftlicher Anschluss«, Glasgow 1990: 165, cit. nach Neubert 2004). Es ist sinnvoll nach dem Sitz der NRO in der Ersten oder Dritten Welt (Nord- oder Süd-NRO) und nach der Reichweite ihrer Tätigkeit (nationale im Inland tätige NRO, z. B. Arbeiterwohlfahrt; internationale auch im Ausland agierende NRO, z. B. Welthungerhilfe; oder globale NRO ohne eindeutiges Organisationszentrum, z. B. Greenpeace) zu unterscheiden (vgl. Neubert 2004).

Die Bedeutung der NROs hat in den letzten Jahren massiv zugenommen. Sie sehen sich als »Stimme der internationalen Zivilgesellschaft« und sie reklamieren ein Bürgervertretungsinteresse, wie das Regierungen und Parlamente nicht können. Sie verstehen sich als Form globaler Basisdemokratie, einer »Globalisierung von unten« (vgl. Neubert 2004).

Im Entwicklungszusammenhang ist jedoch gerade hier eine kritisch-kulturell informierte Perspektive wichtig (welche Legitimität und welches Mandat haben zivilgesellschaftlich in Erscheinung tretende NROs?). Die Unterscheidung zwischen repräsentativen und nichtrepräsentativen Vertretern der Zunft ist nicht immer leicht (vgl. Bliss 2003). Die Übernahme von politischen Forderungen durch Gruppen »mit mehr Leidenschaft als Repräsentativität« (Rao/Walton 2004: 24) ist dabei ein Phänomen von reichen wie armen Ländern. Der Legitimitätsanspruch der NROs wird in letzter Zeit zunehmend wissenschaftlich (z. B. Braun 2001; Neubert 2004), entwicklungspolitisch (Bliss 2003, 2004; Nenguié 2004) aber auch aus der NRO-Szene selbst (Eade 2000; VENRO 2004) kritisiert. ► **Zivilgesellschaft**

**NROs, Kultur und Entwicklung (BRD)** Insgesamt ist die Thematik »Kultur und Entwicklung« bei NROs in Deutschland strategisch und konzeptionell bis heute nur relativ wenig verankert, wie eine interne BMZ Studie zeigt (Schönhuth 2004b). Das

► **soziokulturelle Rahmenkonzept** des BMZ bleibt, wo es bekannt ist, meist ohne Auswirkung auf die eigene Arbeit. Dies steht im Widerspruch zum überwiegend starken Interesse an der Thematik in den Institutionen und der anerkannt zentralen Rolle, die die kulturelle Dimension für die meisten der Befragten in der EZ und im interkulturellen Dialog spielt.

Allerdings stellt sich die Frage nach dem Umgang mit Kultur für unterschiedliche NRO-Typen (► **NRO**) auch ganz verschieden. Stehen für das BMZ zum Beispiel strategische entwicklungspolitische Entscheidungen im Vordergrund, und für die GTZ kundenorientierte Dienstleistungen, so sind für die kirchlichen Organisationen der Solidaritätsgedanke und die Autonomie des Partners Grundlage der Zusammenarbeit, und als Konsequenz tragen die Partner die Verantwortung für alle Phasen der Projekte (vgl. Neubert 1999: 2). Das heißt, für kirchliche Träger stellt sich auch die Frage nach der Kulturanpasstheit von Projekten und Programmen zumindest theoretisch gar nicht. Politischen Stiftungen wiederum geht es neben dem Einsatz von interkulturellem Dialog zur Konfliktprävention und -bearbeitung auch darum, bestimmte Werte – wie Demokratie, kulturelle Vielfalt, soziale Gerechtigkeit, Solidarität oder auch Liberalismus – in Ländern des Südens und Ostens zu fördern. Es geht also um eine Einmischung in die Kultur der Kooperationsländer. Für sie ist Kultur ein Interventionsfeld. Im entwicklungspolitischen Bildungsbereich in Deutschland tätige Organisationen dagegen haben oft gar keinen direkten Kontakt zu Partnern im Süden, was ihren Umgang mit dem Thema ›Kultur und Entwicklung‹, bzw. inter-kultureller Dialog natürlich beeinflusst.

Von etlichen Organisationen wird ›Kultur und Entwicklung‹ im Zusammenhang mit auswärtiger ► **Kulturpolitik** gebraucht. Da in Deutschland die diesbezügliche Kompetenz bisher ausschließlich beim Auswärtigen Amt liegt, und das BMZ bei der Mittelvergabe ebenfalls einen strikten Kurs fährt (keine Unterstützung von ›Kulturveranstaltungen in Kooperationsländern), andererseits aber der ► **Dialog der Kulturen** ein Anliegen des BMZ ist, zeichnen sich hier potentielle Konfliktlinien ab (vgl. Schönhuth 2004b).

**Normalität** »Normalität bezieht sich auf erwartete Normen und Alltagsroutinen; sie treten ein und werden als solche nicht hinterfragt, weil sie eine Plausibilität der Handlungskontexte garantieren. Normalitätserfahrungen zählen zu den Bedingungen, um etwas als kulturell ›Eigenes‹ deklarieren zu können.« (Interkulturelle Kompetenz Online 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/index.htm#N](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/index.htm#N))

**Oberflächen/Tiefenstruktur** Kulturen verfügen nach Ansicht vieler Kommunikationsforscher über eine sogenannte Oberflächenstruktur, die wahrnehmbar ist, wie etwa Gebäude, Riten oder auch die Sprache (sog. »Perceptas«= wahrnehm-

bare Strukturen). Die Tiefenstruktur liefert das dahinter liegende Konzept, die in der betreffenden Kultur bekannten Bedeutungen und Interpretationen des Wahrnehmbaren (das Wertesystem oder die »Conceptas«).

► **Eisbergmodell** (Wille 2003: Oberflächen/Tiefenstruktur; <http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossarkbiss.htm>).



**Organisationskultur** Die klassische betriebswirtschaftliche Perspektive geht davon aus, dass Organisationskultur eine steuerbare Unternehmensvariable ist, die vom Management als Instrument zur Effizienzsteigerung genutzt werden kann (»die Organisation hat eine Kultur«). Der interpretative Ansatz (»die Organisation ist eine Kultur«) betrachtet Organisationskultur eher als »ein implizites Phänomen; in ihm bündeln sich die Denkfiguren, Hintergrundüberzeugungen, Wertvorstellungen, Handlungsmuster usw., die sich im Laufe der Zeit im Umgang mit Problemen aus der Umwelt und der internen Koordination herausgebildet haben und bewusst oder unbewusst kultiviert und weitergegeben werden« (Schreyögg 1999; cit. in Wille 2003; Organisation; <http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossarkbiss.htm>). Sie kann deshalb nicht direkt erfasst werden.

Der interpretative Ansatz untersucht deshalb ► **Kulturfelder**; kulturelle ► **Prägungen** primärer Art (ethnische Herkunft, Nationalität, Religion, Schichtzugehörigkeit, sogenannte »cultural blueprints«; Wheelan 1994) und sekundärer Art (funktionale Gruppen, Hierarchieebenen = ► **Subkulturen**), wie sie aus der Sicht der Organisationsmitglieder selbst wahrgenommen und erfahren werden.

Postmodernisten bezweifeln am »homogenen« Organisationskulturansatz allerdings das Konzept der Tiefe – also die Annahme, dass Organisationskultur ein vorbewusstes und tief verankertes Konstrukt in den »Köpfen« der Mitglieder ist – die Homogenität und den überdauernden Konsens. Postmoderne Organisationskulturdefinitionen betonen die lose Verbindung von Individuen.

**Orientierungen, kulturelle** Der Begriff »Orientierung« bezieht sich nach Flechsig ursprünglich auf die räumliche Orientierung des Menschen. »Er weiß, wo er sich im (dreidimensionalen) Raum befindet, er kennt also seinen Standort und seine Lage in diesem Raum und hat Vorstellungen über die Beschaffenheit der Umwelt, in der er sich befindet. Hat er sich verirrt, versucht er dann, sich zu orientieren, also herauszufinden, wo er sich befindet und wie er sich in seiner Umwelt bewegen kann.«

Der Begriff ›kulturelle Orientierung‹ überträgt diese Vorstellung von der Orientierung im dreidimensionalen Raum auf die Position des Menschen im Hinblick auf kulturelle Bezugssysteme. Mit zunehmender gesellschaftlicher Ausdifferenzierung wird danach auch der ›kulturelle Raum‹ vieldimensionaler. »Jemand kann sich dann als Europäerin und Katholikin, Ärztin und Feministin, Seniorin und Sozialistin, Bürgerin der Bundesrepublik Deutschland und Hessin zugleich verstehen. Und sie kann von anderen zu Recht oder zu Unrecht diesen Bezugsgruppen zugeordnet werden. Welche Kombinationen dabei häufiger oder weniger häufig vorkommen, in welchen Situationen welche Bezugssysteme sich manifestieren und welche Entwicklungen Menschen im Laufe ihres Lebens machen, verweist auf empirisch zu ermittelnde Tatbestände. Anders ausgedrückt, ›kulturelle Identität‹ von Menschen in modernen Gesellschaften ist ein komplexer Sachverhalt, da kulturelle Orientierungen sich auf eine Vielzahl kultureller Bezugssysteme richten. (...)

Das Bedürfnis oder die Notwendigkeit bewusster kultureller Orientierung entsteht vor allem bei Begegnung und Kontakten mit Menschen anderer kultureller Orientierung oder in ›fremden‹ kulturellen Kontexten. Fremdheitserfahrung löst dann häufig auch die Frage oder die Suche nach ›eigenen‹ kulturellen Orientierungen aus.« (Flechsigt 2001; <http://www.user.gwdg.de/~kflechs/iikdiaps100.htm>).

Flechsigt schlägt eine Operationalisierung der Kategorien und Indikatoren vor, die sich mit den Einstellungen von Menschen (z. B. Umwelt und zu der Möglichkeit, diese zu kontrollieren, zu Phänomenen von Zeit wie Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Pünktlichkeit und Gleichzeitigkeit), mit Kommunikationsformen und Kommunikationsstilen beschäftigen (ob man offen und direkt oder höflich und indirekt kommuniziert, ob man Emotionen zeigt oder rein sachbezogen argumentiert). Im Gegensatz zu kulturessentialistischen Ansätzen betont er jedoch, dass Menschen hinsichtlich ihrer kulturellen Orientierungen nicht grundsätzlich festgelegt seien, dass sie sich im Laufe des Lebens verändern, dass sie schließlich von den Akteuren situationsbezogen und flexibel gehandhabt werden. ► **Kultur als Fluxus**

**Othering** Der Begriff Othering (von engl. other = »andersartig« mit der Endung -ing«, um das Substantiv bzw. Adjektiv zu einem handelnden Verb zu machen) beschreibt den Gebrauch von und die Distanzierung oder Differenzierung zu anderen Gruppen, um seine eigene ›Normalität‹ zu bestätigen. Im Deutschen könnte man es transitiv mit »jemanden anders(artig) machen« bzw. »Veränderung« übersetzen. Der Begriff wurde ursprünglich von Gayatri Spivak geprägt für den Prozess, durch den der imperiale Diskurs die Anderen bzw. »das im Machtdiskurs ausgeschlossene Andere« kreierte (Spivak 1985).

Othering beschreibt den Prozess, sich selbst bzw. sein soziales Image positiv hervorzuheben, indem man einen anderen bzw. etwas anderes negativ brandmarkt und als andersartig, das heißt ›fremd‹ klassifiziert, sei es wegen der Rasse, der geo-

graphischen Lage, der Ethik, der Umwelt oder der Ideologie. In dieser Differenzierung liegt potenzielles hierarchisches und stereotypisches Denken, um seine eigene Position zu verbessern und als richtig darzustellen.

Othering ist somit ein Akt, sich mit anderen zu vergleichen und zur gleichen Zeit sich von ihnen zu distanzieren, wobei man meint, dass Menschen und Gesellschaften, deren Leben und historische Erfahrungen von den eigenen abweichen, sich von den eigenen unterscheiden (was wahr ist) und nicht verständlich oder minderwertig sind (was nicht wahr ist). Man befürchtet außerdem, dass sich fremde Einflüsse auf die eigene Kultur ausweiten und sie damit bedrohen könnten. Bezeichnet sich eine Gruppe als »von Gott ausgewählt«, grenzt sie sich von den nicht Erwählten ab, geht aber auch das Risiko ein, von den anderen untergraben zu werden (vgl. Wikipedia 2004: Othering; <http://de.wikipedia.org/wiki/Othering>).

► **Ethnozentrismus.**

## P

**Partizipation** Partizipation »... heißt übersetzt Beteiligung, Teilhabe, Teilnahme, Mitwirkung, Mitbestimmung, Einbeziehung. In der Soziologie bedeutet Partizipation die Einbindung von Individuen in Entscheidungs- und Willensbildungsprozesse. Wünschenswert sind vielfältige Partizipationsmöglichkeiten (Beteiligungsformen) und eine hohe tatsächliche Partizipationsrate. Politisch gesehen gibt es einen ganzen Theoriezweig der Partizipatorischen Demokratie, die versucht, die politische Beteiligung zu maximieren und möglichst viele Bürger an dem politischen Entscheidungsprozess teilhaben zu lassen. In der Betriebswirtschaft bedeutet Partizipation die Beteiligung von Mitarbeitern an der Entscheidungs- und Willensbildung einer hierarchisch höheren Ebene der Organisation« (Wikipedia 2004: Partizipation; <http://de.wikipedia.org/wiki/Partizipation>).

Generell unterscheidet die Literatur bis zu sieben Typen von Partizipation, die von bloßer Information über die Mitwirkung an Entscheidungen bis zur autonomen Selbststeuerung reichen (Pretty et al. 1995). Mit Hilfe partizipativer Ansätze und Methoden soll die Bürgerbeteiligung bzw. im EZ-Kontext die politische Teilhabe von »Zielgruppen« an Entscheidungsprozessen maximiert werden.

In der Bürgerbeteiligung des Nordens ist der Schritt von der formalen Bürgeranhörung zu kommunikativen Beteiligungsformen z. B. mit folgenden methodischen Ansätzen verbunden: Runde Tische/Foren; Zukunftskonferenz; Zukunftswerkstatt; Bürgergutachten/Planungszelle; »Planning for Real« u. a (vgl. Stiftung Mitarbeit 1998).

In der EZ reichen die Ansätze von RRA, PRA, über GRAAP zu DELTA und werden inzwischen unter dem Label ›Participatory Learning Approaches‹ zusammengefasst (Schönhuth/Kievelitz 1994; Pretty 1995). Allerdings lässt sich aus der Anwendung partizipativer Methoden mit Zielgruppen noch kein Partizipationsanspruch ableiten. Eine Faustregel zur einfachen Bestimmung der Partizipationsform lautet: ›Wer beteiligt wen, wann, woran, in welcher Form und zu welchem Ziel‹ (vgl. Schönhuth 2004c). Eine der wenigen Situationen, in denen die Partizipationsdiskurse im Norden (Bürgerbeteiligung) und für den Süden (EZ-Ansätze) in Deutschland zusammengeführt wurden, war der »Dare to Share Fair« 1995 in der GTZ (vgl. Mabile 1995). ► **Partizipation in der EZ**

**Partizipation in der EZ** Die Begriffe ›Partizipation‹ und ›partizipatorisch‹ tauchten Ende der fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts erstmals im Fachjargon einzelner, eher selbstkritischer Entwicklungsexperten auf. Mit dem weitgehenden Scheitern der Politik der ersten beiden Entwicklungsdekaden verloren die Begriffe ihren subversiven Charakter. Bis in die Weltbankspitze wurde nun von der angemessenen »Teilhabe« (participation) der Armen am Wachstum gesprochen (McNamara 1973, vgl. Rahnema 1993b: 250). Partizipation wurde wahlpolitisch interessant, galt als effektivitätssteigernd und als wirksames Argument für Spenden und Hilfgelder.

In der internationalen EZ wurde noch bis weit in die 1990er Jahre Partizipation von Zielgruppen in erster Linie als Mittel zur Erreichung vorher von Experten definierter Ziele verstanden. Spätestens mit der zweiten Auflage der Weltbankpublikation des Sozialwissenschaftlers Michael Cernea »Putting People First« von 1991 und dem drei Jahre später folgenden Partizipationshandbuch der Weltbank (World Bank 1996) wurde eine programmatische Wende hin zu mehr aktiver Beteiligung von Zielgruppen an Entwicklungsprojekten und -programmen sichtbar. Das darin enthaltene ► **Stakeholder**-Prinzip forderte eindeutig dazu auf, primär die nicht organisierten, nicht artikulationsfähigen Gruppen auf lokaler Ebene in die Entscheidungsfindungsprozesse von Projekten und Programmen einzubinden. Zumindest formell wurde damit ein Wechsel hin zu einem Konzept vollzogen, das Partizipation politisch verstand und dessen Ziel letztlich eine Veränderung machtpolitischer Konstellationen zugunsten Benachteiligter war. Mit der entwicklungspolitischen Konzeption des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) aus dem Jahr 1996 hat auch die deutsche Bundesregierung diesen Anspruch festgeschrieben. ► **Partizipationskonzept** Anspruch und Wirklichkeit klaffen bei diesem Konzept weit auseinander. Heute werden Formen instrumenteller Partizipation, wie die unverbindliche Konsultation von Betroffenen oder materielle Anreize in food-for-work oder cash-for-work-Programmen ebenso unter dem Begriff gefasst wie Ansätze, die auf von außen nur

noch finanziell oder logistisch unterstützte Selbstmobilisierungsprozesse lokaler Gruppen setzen. Partizipation lässt sich begrifflich von jedem einsetzen, andererseits aber praktisch äußerst schwierig einfordern, überprüfen oder sanktionieren. Teilnahme und Teilhabechancen sind bei diesem Begriff deshalb nur unscharf definiert. Im Grenzfall können auch Zwangspartizipation in Massenveranstaltungen (von Einheitsparteien oder Religionsgemeinschaften, Beispiele bei Elwert 2002), Nepotismus (Lauth 1999) oder ► **Patron-Klientstrukturen** (z. B. Teves 2000) als Partizipation bezeichnet und von den Beteiligten auch so empfunden werden. Elwert plädiert deshalb dafür, eindeutig zur Verrechtlichung von Partizipation zu stehen und Partizipation nicht als Ersatz für den Rechtsstaat zu akzeptieren (Elwert 2002). Partizipation in einem politischen Sinne bedeutet (mit)entscheiden. Partizipation wäre deshalb gerade bei der Gestaltung von Länderprogrammen, Schwerpunktstrategien und Projektentwürfen der EZ wichtig. Auch wäre der mögliche Konflikt von nicht demokratisch legitimierter Partizipation und formeller Demokratie (Kommunalparlament versus Bürgergruppen) im Auge zu behalten (► **Zivilgesellschaft**; vgl. Bliss 2003). Ein nur schwer zu lösendes Problem ist die Partizipation dritter entscheidungsrelevanter Gruppen, die nicht Zielgruppen eines Projektes, aber in erheblichem Umfang in eine Maßnahme involviert sind (z. B. Holz verarbeitende Betriebe im Kontext eines Waldschutzprojektes, Großgrundbesitzer in einem Kleinbauernvorhaben, umweltverschmutzende Betriebe in einem Stadtteil-sanierungsvorhaben usw.). Da es sich hierbei z.T. um die Verursacher jener Probleme handelt, die mit EZ-Unterstützung behoben werden sollen, kann Partizipation für sie eigentlich nur Mitwirkung bei der Suche nach Lösungen, nicht aber eine definitive Mitentscheidung beinhalten (vgl. Schönhuth/Bliss 2001).

**Partizipationskonzept** Das deutsche Entwicklungsministerium BMZ hat 1999 in seinem Partizipationskonzept partizipative Entwicklung als einen Prozess definiert, in dem die Menschen eine aktive und maßgebliche Rolle bei allen Entscheidungen spielen, die ihr Leben beeinflussen (BMZ 1999b: 4). Das Partizipationskonzept ist eine entwicklungspolitische Vorgabe für die Gestaltung der bilateralen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit durch das BMZ und die durchführenden Organisationen. Den deutschen Nichtregierungsorganisationen (NRO) soll es als Orientierungshilfe dienen. Es ersetzt die beiden Konzepte »Soziokulturelle Kriterien für Vorhaben der Entwicklungszusammenarbeit« von 1992 und das Sektorübergreifende Zielgruppenkonzept: »Die beteiligten Menschen in der Entwicklungszusammenarbeit« von 1995.

In Anlehnung an die OECD/DAC-Richtlinien von 1995 wird partizipative Entwicklung als Prozess definiert, in dem die Menschen eine aktive und maßgebliche Rolle bei allen Entscheidungen spielen, die ihr Leben beeinflussen. Das vorliegende Partizipationskonzept des BMZ befasst sich in erster Linie mit der partizipativen

Gestaltung der EZ, versteht Partizipation aber auch als ein eigenständiges Ziel der EZ. Partizipation ist auch tragendes Prinzip der Armutsbekämpfung sowie der Forderung nach gleichberechtigter Beteiligung von Frauen und Männern am Entwicklungsprozess. Das Partizipationskonzept steht deshalb in engem Zusammenhang mit den sektorübergreifenden Konzepten zur Armutsbekämpfung und mit dem Gleichberechtigungskonzept (vgl. BMZ 1999c; [http://www.bmz.de/de/service/infothek/fach/konzepte/bmz\\_konzepte/konzept111/a1.html](http://www.bmz.de/de/service/infothek/fach/konzepte/bmz_konzepte/konzept111/a1.html)). ► **Gender.**

Stets wird hierbei ein grundlegender Zusammenhang zwischen handlungsbestimmenden kulturellen Prägungen und Entwicklung betont: »Für die Bewertung und Umsetzung von Entwicklungszielen spielt Kultur eine herausragende Rolle, denn die kulturellen Prägungen der Menschen bestimmen, was ihnen wertvoll und erstrebenswert ist. Kultur ist außerdem Grundlage und Voraussetzung für Innovation und Kreativität (...). In der Begegnung, im Austausch und der gegenseitigen Beeinflussung der Kulturen, spielt die partizipatorische EZ eine wichtige Rolle. Sie leistet damit einen Beitrag zum kulturellen Dialog« (BMZ 1999b; [http://www.bmz.de/de/service/infothek/fach/konzepte/bmz\\_konzepte/konzept102/index.html](http://www.bmz.de/de/service/infothek/fach/konzepte/bmz_konzepte/konzept102/index.html)).

Letztendlich steckt also in diesem Konzept, trotz der starken Stakeholder-Orientierung und des offenen Partizipationsbegriffes noch ein essentialistisches Verständnis von Kultur.

**Patronage** Nach Beer bezeichnet Patronage einen »Austausch zwischen überlegenen (Patron) und unterlegenen (Klient) Partnern, der meist asymmetrisch verläuft, von den Beteiligten jedoch für lohnend gehalten wird. Der Patron verfügt über Ressourcen und Macht, an denen der Klient teilhaben will. Er liefert dafür einen Gegenwert in Form von Dienstleistungen, Gütern und/oder Loyalität. Der Austausch ist nicht formal festgelegt, sondern basiert auf der persönlichen Beziehung zwischen beiden Parteien. Patronageverhältnisse werden aus wirtschaftlichen, politischen und religiösen Gründen eingegangen« (Beer 1999b: 284).

In den Philippinen z. B. treten Patron-Client-Beziehungen vor allem in der Institution der ›geschuldeten Dankbarkeit‹ (›utang na loob‹) auf, die in ein hierarchisches System wechselseitiger und oft lebenslänglicher, nicht kontraktuell abgesicherter Beziehungen von Gunst und Verpflichtungen eingebunden ist. Die Klienten nutzen dieses System als Netz zur Unterstützung und Hilfe in Notzeiten. Neben den lokalen politischen Führern stellen auch andere einflussreiche Gemeinschaftsmitglieder Ressourcen wie Darlehen und Kredite bereit, oder sie verschaffen Zugang zu Patronen, die für die Bereitstellung bestimmter strategischer Ressourcen wichtig sind. In Gemeindeentwicklungsprozessen wird üblicherweise den lokalen politischen Führern die Projektverantwortung zugewiesen. Diese tendieren in der Regel dazu, die Begünstigten von Projekten aus ihrer eigenen Klientel, nach utang



na-loob-Prinzipien auszusuchen. Auch die Motivation von ›beneficiaries‹, in Programmen zu partizipieren, hängt stärker an strategischen Entscheidungen innerhalb des utang-na-loob-Systems, als externen Geldgebern und Experten bewusst ist. Ohne es zu wollen, werden diese als moderne ›patrons‹ in das kulturelle System von Abhängigkeit, geschuldeter Dankbarkeit und lebenslänglicher Verpflichtungen eingebunden – mit all den daraus entstehenden Missverständnissen und Enttäuschungen auf beiden Seiten (vgl. Teves 2000).

## **Pattern ▶ Kulturmuster**

**Pluralismus, kultureller** »Verschiedene Kulturen entwickeln unterschiedliche Lösungen für gleiche oder ähnliche Probleme. Dies erzeugt den kulturellen Pluralismus, wobei jede Kultur davon ausgeht, dass die von ihr gefundene Lösung die natürliche und normale darstellt« (Nicklas 1991: 130).

Der Begriff des kulturellen Pluralismus wurde 2002 von der UNESCO im Rahmen der Deklaration zur Kulturellen Vielfalt in die internationale Entwicklungsdiskussion eingeführt: »In unseren zunehmend vielgestaltigen Gesellschaften ist es wichtig, eine harmonische Interaktion und die Bereitschaft zum Zusammenleben von Völkern und Gruppen mit sehr unterschiedlichen, pluralen und dynamischen kulturellen Identitäten sicher zu stellen. Nur eine Politik der Einbeziehung und Mitwirkung aller Bürger kann den sozialen Zusammenhalt, die Vitalität der Zivilgesellschaft und den Frieden sichern. Ein so definierter kultureller Pluralismus ist die politische Antwort auf die Realität kultureller Vielfalt. Untrennbar vom demokratischen Rahmen führt kultureller Pluralismus zum kulturellen Austausch und zur Entfaltung kreativer Kapazitäten, die das öffentliche Leben nachhaltig beeinflussen« (Artikel 2: Von kultureller Vielfalt zu kulturellem Pluralismus; [http://www.unesco.ch/pdf/deklaration\\_kulturelle\\_vielfalt.pdf](http://www.unesco.ch/pdf/deklaration_kulturelle_vielfalt.pdf)).

**Politikdialog** Laut einer GTZ-Definition allgemein »... die Unterstützung von in der Regel bilateralen Projekten und Programmen auf Regierungsebene über die politischen Grundlagen und Rahmenbedingungen der Zusammenarbeit. Der Politikdialog soll die Voraussetzungen für partnerschaftliche Zusammenarbeit, aber auch für die Durchsetzung von als notwendig erachteten Reformen schaffen (z. B. Einhaltung der ▶ **Konditionalitätskriterien**). In der deutschen EZ: Die deutsche Bundesregierung, vertreten durch das BMZ, führt mit den Kooperationsländern einen partnerschaftlichen Dialog über die Grundlagen sowie über aktuelle Fragen der Zusammenarbeit. Dieser Politikdialog findet meist in Form von Regierungsverhandlungen, Regierungskonsultationen und Arbeitsgesprächen statt. Er zielt vorrangig darauf ab, eine Übereinstimmung beider Seiten hinsichtlich der Ziele und Schwerpunkte ihrer Entwicklungszusammenarbeit herzustellen.

Grundlage des Politikdialoges und des Programms der Zusammenarbeit sind vom BMZ erstellte sogenannte Länderkonzepte, welche die deutsche Position zu den Schwerpunkten und zu den wesentlichen Inhalten der Zusammenarbeit festhalten und auch auf partizipative Fragen eingehen« (GTZ; Die Begriffswelt der GTZ; [http://www.gtz.de/glossar/deutsch/frameset\\_reconstruct.html](http://www.gtz.de/glossar/deutsch/frameset_reconstruct.html) und [http://www.gtz.de/glossar/deutsch/8\\_1.html](http://www.gtz.de/glossar/deutsch/8_1.html)).

Auf der Ebene der Kooperationsländer legt die Bundesregierung Art und Umfang der bilateralen fünf Kriterien fest: Partizipation der Bevölkerung am politischen Prozess, Gewährleistung von Rechtssicherheit, Beachtung der Menschenrechte, marktfreundliche und sozial orientierte Wirtschaftsordnung und Entwicklungsorientierung des staatlichen Handelns. Oft ist mit Politikdialog auch ›kritischer Dialog‹ gemeint, das heißt, es sollen problematische Fragen von Governance, Gender usw. angesprochen werden.

**Politische Kultur** »Der Begriff ist amerikanischer Herkunft und wird in der Forschung wertfrei benutzt. Im allgemeinen Sprachgebrauch hat sich dagegen in Deutschland eine nur positive Verwendung des Begriffs durchgesetzt. Danach beinhaltet politische Kultur einen besonders stilvollen oder moralischen Umgang mit politischer Macht, den man einander zubilligen oder absprechen kann« (Greiffenhagen 2003; [http://www.bpb.de/wissen/02712574004001511332396985392489,0,0,Politische\\_Kultur.html](http://www.bpb.de/wissen/02712574004001511332396985392489,0,0,Politische_Kultur.html)).

Nach Schubert/Klein bezeichnet politische Kultur »...die konkrete Struktur und die tatsächliche Wirkung der politischen Einrichtungen eines politischen Gemeinwesens auf die Einstellungen und Werte, Forderungen und Leistungen der Bürger und Bürgerinnen gegenüber diesen Einrichtungen sowie im Gegenzug die (verantwortungsbewusste) Teilnahme der Bürger und Bürgerinnen an diesen Einrichtungen (z. B. Einstellung gegenüber Radikalismus, Engagement für sozialpolitische Einrichtungen, Wahlbeteiligung, persönlicher Einsatz für die Grundrechte etc.). Umgangssprachlich bezeichnet Politische Kultur den Stil der politischen Auseinandersetzung (Streitkultur)« (Schubert/Klein 2001; [http://www.bpb.de/pop\\_up\\_lemmata.html](http://www.bpb.de/pop_up_lemmata.html)).

**Populärkultur** Populärkultur (engl.: »popular culture«) wird häufig im Gegensatz zu Elite- oder ► **Hochkultur** gebraucht. Im engeren Sinne umfasst sie die Produkte der Kultur- und Unterhaltungsindustrie, in einem weiteren Sinne die nicht streng nach sozialen Milieus unterschiedene ► **Alltagskultur** des ›einfachen Mannes‹. Vor allem die Forschungsrichtung der ► **Cultural Studies** widmet sich der Untersuchung unterschiedlichster Bereiche der Populärkultur als sozial konstruierte Kulturphänomene (von der Verbreitung des Walkman bis zur Rolle der Formel 1 für die Massenfreizeitkultur).

Als Forschungsgegenstand existiert ›Populäre Kultur‹ seit über 40 Jahren. Dennoch ist weder verbindlich geklärt, welche Gegenstände bzw. Aktivitäten dazugehören, noch, wie populäre Kultur zur Gesamtkultur steht. Nach Hügel (2203: 1 ff.) ist das Einzige, worüber Forschung und Teilnehmer an der populären Kultur sich einig sind, dass sie »Spaß macht«. Er plädiert deshalb im Widerspruch zu den ► **Cultural Studies** auch dafür, die ästhetische Seite populärer Kultur, ihre »Unterhaltungsfunktion« und damit die Differenz zur ► **Alltagskultur** wieder stärker zu betonen. Populäre Kultur zeichne sich gerade durch ihren nicht festgelegten »ambigen« sozialen und gleichzeitig ästhetischen Charakter aus. Konzepte einer solchen Populärkultur umfassen neben der Alltags-, Erlebnis- und Freizeitkultur auch die Jugendkultur, ► **Kulturindustrie**, die Massen- und die Volkskultur. Orte der Populären Kultur sind z. B. Ausstellungen, Kino, Museum, Konzert, Stadion oder Zirkus (vgl. Hügel 2003: 13 ff.)

**Polyzentrismus** Polyzentrismus ist das »... Gegenteil von ► **Ethnozentrismus**: Der Versuch, interkulturelle Handlungszusammenhänge nicht vor dem Hintergrund der eigenkulturellen Erfahrungen zu interpretieren; Anerkennen der Eigenständigkeit anderer Kulturen; Bereitschaft, kulturspezifische Wertungen zu relativieren« (Interkulturelle Kompetenz Online: [http://www.ikkompetenz.tbueringen.de/a\\_bis\\_z/index.htm#](http://www.ikkompetenz.tbueringen.de/a_bis_z/index.htm#)).

**Poverty Reduction Strategy Papers (PRSP)** Mit der erweiterten Entschuldungsinitiative für die Highly Indebted Poor Countries (HIPC II) der G7-Länder 1999 in Köln verbindet sich die Verpflichtung der Regierungen, im Dialog mit der ► **Zivilgesellschaft** eine nationale Armutsminderungsstrategie zu erarbeiten und umzusetzen. Der Gegenwert der dabei erlassenen Schulden sollte zugunsten der armen Bevölkerungsmehrheit verwendet werden. Mit Hilfe der von den Ländern selbst zu erstellenden »Poverty Reduction Strategy Papers« (PRSPs) sollte dabei neben der eindeutigen Armutorientierung der eingesetzten Mittel eine »Ownership« der lokalen Regierungen bei der Erstellung und Umsetzung der Strategie, aber auch aller zivilgesellschaftlich relevanter Gruppen und vor allem der Ärmsten selbst erreicht werden.

Das Problem bei den PRSPs ist zum einen der Widerspruch zwischen »Ownership und Donorship«, d. h. die Tatsache, dass PRSPs einerseits als eigenständige Strategiepapiere der betroffenen Länder konzipiert sind, sie aber andererseits der Qualitätskontrolle (»approval« bzw. inzwischen abgeschwächter »endorsement«) durch die Bretton-Woods-Institutionen und anderer teilweise bilateraler Geber unterliegen (vgl. Wollenzien 2004: 160). Auch wird vielfach kritisiert, dass der PRSP-Prozess häufig mit der Vorlage des fertigen Konzepts, d. h. noch vor der Implementierung abgebrochen wird (»implementation gap«), und dass statt klar priorisierter

und operationalisierter Ziele häufig allgemeine »Wunschlisten« die Strategiepa-piere dominieren (vgl. Bliss 2004).

Das vielleicht gravierendste Problem betrifft jedoch die Beteiligung der zivilgesell-schaftlichen Gruppen. Das Fehlen einer qualifizierten zivilgesellschaftlichen Mit-wirkung durch betroffene Armutsgruppen, aber auch legitimer Massenorgani-sationen (»participation gap«), führt dazu, dass die Armutsanalyse auf Symptomen stehen bleibt und die strukturellen Ursachen für Armut, d. h. der Ausschluss von Teilen der Bevölkerung vom Zugang zu produktiven Ressourcen, weitgehend aus-klammert werden (vgl. Bliss 2004). Hier wird sozial- und kulturwissenschaftlicher Sachverstand in zunehmendem Maße wichtig werden, um diesen in vielen PRSP-Prozessen nicht wahrgenommenen Gruppen überhaupt erst einmal zur Artikula-tionsfähigkeit zu verhelfen (»capacity to aspire«, Sen 2004).

**Prägungen, kulturelle** Der Begriff gibt die Vorstellung von im Wesentlichen unveränderlichen »Prägungen« durch kulturelle Sozialisationsinstanzen (Eltern, Erzieher, Schule, Kirche, Medien, Peergroups ...) wieder, denen das Individuum in der Phase des Hineinwachsens in eine kulturelle Umgebung unterworfen ist (► **Enkulturation**). Sie ist in den Kultur-Definitionen aller großen Entwicklungs-hilfegeber (► **BMZ / staatliche EZ und Kultur**; ► **Mondiacult**), aber auch in ► **Orga-nisationskulturtheorien** und in gängigen interkulturellen Managementtheorien (► **interkulturelles Management**; ► **Kulturdimensionen-Modell**; ► **Kulturstandards**) zu finden. Sie legt einen statischen Kulturbegriff zu Grunde, der so heute weder theoretisch noch empirisch mehr aufrechtzuerhalten ist.

► **Kultur**; ► **Kultur als geschlossenes System**; ► **Kultur als Fluxus**; ► **Primordia-lismus**

**Primordialismus** Primordial heißt wörtlich »von der ersten Ordnung, vom frü-hesten Ursprung her, schon immer da gewesen«. In diesem Konzept werden Verwandtschaft, Religion oder Territorium als konstituierende Merkmale für die Ordnung sozialer Beziehungen hervorgehoben. Die mit ihnen verbundenen »Prä-gungen« gelten als ursprünglich an das Individuum gebunden und von ihm nicht willentlich veränderbar (sog. »givens«, vgl. McKay 1982). Diese Prägungen seien der Angelpunkt für das Entstehen von ► **Ethnizität**.

Der primordialistische Ansatz ist mit dem ► **Kugelmodell** einer statischen Kultur verbunden und erklärt nicht die modernen Kulturprozesse im Rahmen von Migra-tion und Globalisierung (► **Kultur als Fluxus**). Ihm steht der situationale Erklä-rungsansatz gegenüber, der davon ausgeht, dass ethnische Symbole von Gruppen mobilisiert werden, um soziale, politische und materielle Ressourcen in Konfliktsituationen mit anderen Gruppen sicherzustellen (vgl. Liebscher 1994; <http://lucy.ukc.ac.uk/lien/Sandra/wald4.html>).

Allerdings lassen sich nicht alle ethnischen Konflikte über divergierende politische und ökonomische Interessen der Akteure erklären. Die Kritik am radikalprimordialen bzw. radikalsituationalistischen Ansatz hat inzwischen zu einer Synthese beider Ansätze geführt. Ethnizität wird jetzt als ein durch Interessen gesteuertes Konstrukt verstanden, bei dem situationsspezifisch und selektiv auf primordiale Attribute der ethnischen Identität zurückgegriffen wird (vgl. Orywal/Hackstein 1993: 596; vgl. Liebscher 1994; <http://lucy.ukc.ac.uk/lien/Sandra/wald4.html>).

► **Ethnizität;** ► **Essentialismus.**

**Projektarena** Das in der Politikwissenschaft und der Politischen Anthropologie gängige Modell der Arena, in der verschiedene Akteure (Individuen, Gruppen), von jeweils unterschiedlichen Handlungslogiken geleitet, miteinander zu tun haben, wurde von den Sozialanthropologen Olivier de Sardan und Bierschenk auf die Beschreibung von Entwicklungsprojekten angewandt. Die in Projekten entstehenden Konflikte führen sie darauf zurück, dass bestimmte, für Entwickler (*développeurs*) selbstverständliche Vorstellungen wie Raum, Zeit, Reichtum, Armut, Partizipation etc., nicht von den Entwickelten (*développés*) geteilt werden. Auch werden Projekte von den NutzerInnen sehr selektiv angeeignet, d. h. sie interessieren sich nur für bestimmte Elemente eines angebotenen Entwicklungspakets, oder sie werden im Sinne eigener, vom Projekt nicht beabsichtigter Interessen »umgewidmet«.

Auch eine strategische Einbeziehung soziokultureller Faktoren im Vorfeld verhindert nach Olivier de Sardan diese Prozesse der selektiven Aneignung und Umwidmung nicht, da sie das notwendige und unbeabsichtigte Ergebnis des Ineinandergreifens der in der Projektsituation aufeinander treffenden Handlungsrationaltäten darstellten. Akteure innerhalb der Entwicklungskonfiguration sind in ihrer Rolle eindeutig festgelegt und damit auch bestimmten Logiken und Handlungsrationaltäten verpflichtet. Jeder Versuch, verschiedenen Rollenanforderungen und damit Regelsystemen gerecht zu werden (also z. B. erfolgreicher Projektmanager und gleichzeitig zielgruppennaher Berater zu sein) beinhaltet danach die Gefahr, in beiden Rollen zu versagen (vgl. Olivier de Sardan 1995; Bierschenk/Olivier de Sardan 2000; für eine kurze Zusammenfassung der Argumente: Hutter 1998).

Der Projektarena-Ansatz überlappt sich mit dem der ► **Schnittstellenanalyse**, hat aber einen anderen, eher auf das »Spiel der Akteure« bezogenen Analysefokus.

# Q

**Queerkultur** Queer bedeutet »vom Gewöhnlichen oder Erwartbaren abweichend«. Eine Queerkultur ist eine ► **Subkultur** von Menschen mit einer emotionalen oder sexuellen Präferenz für das gleiche Geschlecht. Queer ist ein Begriff der 1990er Jahre, er schließt schwul, lesbisch und transsexuell ein.

Wurde der Begriff ursprünglich vom herrschenden öffentlichen Diskurs abwertend (im Sinne von »pervers«) zur Ausgrenzung solcher Präferenzen benutzt, hat die »queer theory« diesen Begriff umgedeutet und verwendet ihn nun als positive Selbstbezeichnung. Sie geht davon aus, dass Sexualität und Identität nicht natürlich, sondern konstruiert sind. Die Queer-Theorie kritisiert die Heteronormativität unserer Gesellschaft, d. h. die Tatsache, dass Heterosexualität privilegiert ist und als Norm gilt. Sie hinterfragt den angenommenen Zusammenhang zwischen anatomischem Geschlecht (sex), sozialem Geschlecht (gender) und Begehren (vgl. Laatsch 2002; <http://leftaction.de/incipito/rechts.php?artikel=86#fn1>; Aufruf Dez. 2004).

# R

**Rasse** Rasse, nach französisch »race«, ist der Wikipedia zufolge ein biologischer Begriff, der darauf verweist, dass es von einer Spezies oder Gattung (z. B. dem Menschen) mehrere verschiedene Arten gibt, die sich durch vererbliche äußerliche Merkmale unterscheiden lassen. Im Vergleich mit vielen anderen Tierarten (etwa Primaten) zeigen Menschen eine sehr hohe genetische Ähnlichkeit. Dies wird dahingehend interpretiert, dass vor etwa 100.000 Jahren die Menschheit nur eine geringe Populationsstärke besaß. Die geringe genetische Variabilität dieser Ausgangspopulation spiegelt sich in der genetischen Ähnlichkeit aller Menschen wider: die DNA zweier beliebiger Menschen ist sich zu 99,9% gleich.

»Die mannigfachen Versuche, Menschen nach äußeren Merkmalen (wie Hautfarbe, Haarfarbe, Körperbau usw.) in Rassen zu klassifizieren, sind nur noch von historischem Interesse. Die Zahl der aufgestellten Gruppen schwankt sehr stark, wobei sich die bereits von Linné angenommenen vier Urtypen (siehe unten, Exkurs über die Geschichte der Rassenforschung) oder dreier großer Rassenkreise Europide (Europa, Naher Osten, Indien), Mongolide (Ostasien und Ureinwohner Amerikas) und Negride (Afrika) besonderer Beliebtheit erfreuen« (Wikipedia 2004: Rassen; <http://de.wikipedia.org/wiki/Rasse>).

Cavalli-Sforza und andere Wissenschaftler sprechen nicht mehr von Rassen, sondern von Populationen (Gruppen, die einen präzise bestimmten Raum bewohnen; vgl. Cavalli-Sforza 1999). Genetische Unterschiede zwischen Populationen lassen sich anhand einzelner Merkmale (z. B. Blutgruppen) erfassen. Dabei liegt etwa 85 % der bei Menschen erkennbaren genetischen Variabilität innerhalb einer Population vor; etwa 8 % betreffen Unterschiede zwischen benachbarten Gruppen und nur 7 % gehen auf Unterschiede zwischen den typologisch definierten Rassen zurück. Genetisch betrachtet können zwei Menschen aus verschiedenen Kontinenten näher miteinander verwandt sein als Individuen einer spezifischen Gruppe, auch wenn sie z. B. eine unterschiedliche Hautfarbe haben.

Populationen sind, in gewissem Sinn, einfach statistische Blöcke, die von der Wahl der jeweiligen Variablen abhängen; wobei es keinen bevorzugten Satz von Variablen gibt. Die ›populationistische‹ Ansicht verleugnet nicht, dass es Unterschiede zwischen Menschen gibt; sie behauptet einfach, dass die historischen Rassekonzepte nicht besonders nützlich sind, um diese Unterschiede wissenschaftlich zu analysieren.

Für moderne Genetiker wie den Genomforscher Craig Venter ist ›Rasse‹ deshalb auch nur noch ein soziales Konzept, kein naturwissenschaftliches. Ob sich allerdings seine damit verbundene Hoffnung ›ohne Rassen kein Rassismus‹ erfüllt, ist äußerst zweifelhaft (► **Rassismus ohne Rassen**; vgl. Wikipedia 2004: Rassen; <http://de.wikipedia.org/wiki/Rasse>).

So bestimmt der Begriff weiterhin die populäre Auseinandersetzung mit dem äußerlich Anderen, weshalb gerade Vertreter ethnischer Minderheiten für seine Beibehaltung argumentiert haben, weil Verschweigen allein das Problem nicht zu lösen vermag (vgl. Schiefenhöfel 1999).

**Rassismus** Rassismus ist eine Konstruktion von (tatsächlichen oder fiktiven Unterschieden), die Diskriminierung legitimiert und immer eigenen Interessen dient. Rassismus setzt sich nach Wikipedia aus drei Annahmen zusammen:

1. der Existenz reiner Rassen,
2. reine Rassen seien andern überlegen,
3. diese Überlegenheit erkläre und legitimiere Herrschaft und Privilegien.

Rassismus ist ein Produkt der Neuzeit und kann durch den vorgeschobenen Biologismus von anderen Formen abgrenzenden und legitimierenden ► **Ethnozentrismus** unterschieden werden. Rassismus ist auch ohne Rassen möglich.

Rassenkonstruktion (racialisation) ist ein dialektischer Prozess: Wenn man realen oder fiktiven biologischen Eigenschaften eine Bedeutung zuschreibt, um den anderen zu definieren, definiert man damit notwendigerweise mittels des gleichen

Kriteriums das Selbst, die je eigene Identität. Alle Formen des Rassismus übersehen (bzw. leugnen), dass die Spezies Mensch zwar über bestimmte erblich erworbene Anlagen verfügt, die aber immer in der (politischen, sozialen, ökonomischen) Umwelt geformt werden.

Gängigerweise werden folgenden Formen von Rassismus unterschieden:

- Rassistische Vorurteile: Vorgefertigte Meinungen über Personen aufgrund ihrer Zuordnung zu einer Rasse. Beispiel: Person A denkt, dass Person B die Eigenschaft X hat, weil sie zur Rasse Y gehört.
- Rassistische Diskriminierung: Die unterschiedliche Behandlung von Menschen aufgrund äußerlicher Merkmale, wie z. B. der Hautfarbe. Beispiel: Person B weigert sich, Person A einzustellen, weil Person A zur Rasse Y gehört.
- Institutioneller Rassismus (strukturelle Diskriminierung): Ungleichbehandlung durch öffentliche Stellen und große Organisationen aufgrund der Rassenzugehörigkeit.
- Kultureller Rassismus: Die Minderwertigkeit anderer Rassen ist Teil des Selbstbildes einer Kultur.  
Der moderne Rassismus bedient sich zudem oftmals des Begriffs verschiedener Kulturen, nachdem der klassische Rassismus als unwissenschaftlich entlarvt wurde. Beispiel: »die Araber sind frauenfeindlich«. Der französische Philosoph Étienne Balibar nennt dieses Phänomen ► **»Rassismus ohne Rassen«**.
- Alltagsrassismus: Ist die Übernahme von Rassismus in alltägliche Situationen durch Denk- und Handlungsformen, die die dahinter liegenden Machtstrukturen stabilisieren und verfestigen. In dieser Form wird Rassismus nicht mehr hinterfragt, sondern von herrschenden Gruppen als »normal« hin genommen. (Vgl. Wikipedia 2004: Rassismus; <http://de.wikipedia.org/wiki/Rassismus>).

**Rassismus ohne Rassen** »Rassismus ohne Rasse bezeichnet rassistische Ansätze, die den Begriff Rasse nicht ausdrücklich verwenden. Dieser Ansatz wurde erstmals von Étienne Balibar beschrieben und bezieht sich begrifflich auf das Phänomen des Antisemitismus ohne Juden, also die Tatsache, dass in Gegenden ohne jüdische Bevölkerung der Antisemitismus fortbesteht und häufig noch ausgeprägter ist als in Regionen mit einer jüdischen Gemeinde.

Häufig werden neurechte Ansätze als Rassismus ohne Rasse beschrieben, da sie in der Regel formal multikulturell argumentieren ohne die Rassismen des Nationalsozialismus zu wiederholen und sich teilweise sogar von diesen distanzieren. Dabei behaupten die neurechten Ideologen eine Differenz zwischen Völkern bzw. Rassen, die erhaltenswert sei. Aus diesen Gründen lehnen sie jede Mischung zwischen den von ihnen konstruierten Gruppen ab und fordern eine Rassen-



trennung« (Wikipedia 2004: Rassismus ohne Rassen; [http://de.wikipedia.org/wiki/Rassismus\\_obne\\_Rassen](http://de.wikipedia.org/wiki/Rassismus_obne_Rassen); Balibar 1992). ► **Ethnopluralismus**

**Recht** ► **Menschenrechte**; ► **Rechte, intellektuelle**; ► **Rechte, kulturelle**; ► **Rechtspluralismus**

**Rechte, intellektuelle** Die 1986–1994 in der Uruguayrunde ausgehandelte WTO-Vereinbarung zu »Trade-Related Aspects of Intellectual Property Rights Agreement«, das sogenannte TRIPs-Abkommen, führte erstmals intellektuelle Eigentumsregeln in das internationale Handelssystem ein (vgl. [http://www.wto.org/english/tratop\\_e/trips\\_e/trips\\_e.htm](http://www.wto.org/english/tratop_e/trips_e/trips_e.htm)). Die American Association for the Advancement of Science definiert folgendermaßen: »Intellectual property rights (IPRs) are the legal protections given to persons over their creative endeavours and usually give the creator an exclusive right over the use of his/her creation or discovery for a certain period of time. Intellectual property protections may include patents, copyrights, trademarks, and trade secrets. To date, intellectual property rights are not adequately extended to the holders of traditional knowledge. The requirements for intellectual property protections under current intellectual property regimes remain largely inconsistent with the nature of traditional knowledge. As a result, this knowledge is neglected, considered part of the public domain with no protections or benefits for the knowledge holders, or often inappropriately expropriated for the financial gains of others, an act often referred to as bio piracy« (<http://sbr.aaas.org/tek/ipr.htm>).

In den letzten Jahren wird vermehrt von traditionellen Ressourcen-Rechten (traditional resource rights, TRR) gesprochen: »Traditional resources include plants, animals, and other material objects that may have sacred, ceremonial, heritage or aesthetic significance. For indigenous peoples and local communities, the term ›property‹ often has an intangible, spiritual meaning. Although worthy of protection, it can belong to no human being. The change in terminology from IPR to TRR reflects an attempt to build on the concept of IPR protection and compensation, while recognizing that traditional resources – both tangible and intangible – are also covered under a significant number of international agreements that can be used to form the basis for a sui generis system« (<http://www.botany.hawaii.edu/bot105/Rainer%20intellectual%20property.pdf>).

An der folgenden Einschätzung von Wolters (1997) dürfte sich bis heute wenig substantiell geändert haben: »In der 1993 verabschiedeten Mataatua-Erklärung der indigenen Völker wird insbesondere auf deren kulturelle und geistige Eigentumsrechte Bezug genommen und damit ein Themenkomplex aufgegriffen, der auch in der neuen Biodiversitätskonvention eine wichtige Rolle spielt (...) Diese deklariert nicht nur die Grundsätze für den Erhalt der biologischen Vielfalt, sondern beschäf-

tigt sich auch mit dem Zugang zu genetischen Ressourcen, mit Fragen der Verwertung von Nutzungskennnissen und der Nutzenaufteilung. Dabei stellt sich natürlich auch die Frage der gerechten Teilhabe indigener Völker an der Verwendung ihrer Kenntnisse der Biodiversität und der natürlichen Ressourcen ihrer Lebensräume. (...)

Gemäß der Biodiversitätskonvention sind alle Zeichnerstaaten verpflichtet, im Planungsrecht, im Abgabe-, Patent- und Urheberrecht die Belange und Ansprüche indigener Völker angemessen zu berücksichtigen. Eine Reihe von Staaten verfügt noch nicht einmal über das gebotene Rechtsinstrumentarium etwa zum Urheber und Patentschutz. Indigene Völker fordern zudem verständlicherweise angesichts jahrhundertelanger Ausbeutung ihres Wissens und ihrer Kulturgüter rückwirkenden Schutz und gemäß ihrem sozialen und kulturellen Verständnis auch einen generationenübergreifenden Schutz von kollektivem geistigem Eigentum. Bestehende Rechtsinstrumente lassen sich darauf im Regelfall gar nicht unmittelbar anwenden (...).

Für die indigenen Völker – und dies darf nicht übersehen werden – stellen mögliche positive Entwicklungen im geistigen Eigentumsschutz natürlich auch große innere Herausforderungen dar. Eine denkbare finanzielle Beteiligung an der Wertschöpfung ihrer Kenntnisse führt nämlich auch zu Kapitalisierungssystemen, die naturgebundene Ökonomie, Gemeinschaftsbesitz und andere kulturelle Charakteristika auf eine große Bewährungsprobe stellen« (Wolters 1997; <http://www.unimuenster.de/PeaCon/wuf/wf97/9710211m.htm>). ► **Rechte, kulturelle;** ► **traditionelles Wissen;** ► **indigenes Wissen;** ► **Kulturerbe, immaterielles;** ► **Menschenrechte.**

**Rechte, kulturelle** Nach der am 2. November 2001 in Paris von der UNESCO verabschiedeten »Allgemeinen Erklärung zur kulturellen Vielfalt« (Art. 5) sind kulturelle Rechte »... integraler Bestandteil der Menschenrechte, die universell gültig, unteilbar und aufeinander bezogen sind. Die Entwicklung kreativer Vielfalt erfordert die vollständige Umsetzung der kulturellen Rechte, die in Artikel 27 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und in den Artikeln 13 und 15 des Internationalen Paktes über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte aufgeführt werden. Deshalb sollte jeder die Möglichkeit haben, sich selbst in der Sprache seiner Wahl auszudrücken und seine Arbeiten zu erstellen und zu verbreiten, insbesondere in seiner Muttersprache; jeder hat Anspruch auf eine qualitativ hochwertige Bildung und Ausbildung unter voller Achtung seiner kulturellen Identität; jeder sollte sich am kulturellen Leben beteiligen und unter Achtung der Menschenrechte und Grundrechte Anderer seine eigenen kulturellen Praktiken ausüben können« (UNESCO heute, 2002: 3; [http://www.unesco.de/pdf/deklaration\\_kulturelle\\_vielfalt.pdf](http://www.unesco.de/pdf/deklaration_kulturelle_vielfalt.pdf)).

Zentrale Forderung der meisten Organisationen indigener Völker ist die verbindliche und uneingeschränkte Anerkennung ihrer Menschenrechte, beginnend mit dem Recht auf Selbstbestimmung, wie es in den ersten Artikeln der Internationalen Pakte über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte sowie über bürgerliche und politische Rechte ausdrücklich anerkannt wird.

Problematisch an den kulturellen Rechten ist die nicht eindeutig geklärte Trennlinie zwischen Individual- und Gruppenrechten. So stehen die kulturellen Rechte den viel härteren (individuell formulierten) bürgerlichen Menschenrechtspakten relativ unverbunden und wirkungslos gegenüber. ► **Rechte, intellektuelle;** ► **Menschenrechte**

**Rechtsppluralismus** Das Konzept des Rechtsppluralismus verweist auf die Tatsache, dass es in einem Staat mehr oder weniger koexistierende Rechtsmechanismen geben kann (vgl. Benda-Beckmann 2002). Meist geht es dabei um das Nebeneinander von staatlichem Recht auf der einen Seite und religiösem Recht, lokaltraditionellem oder neotraditionellem Recht auf der anderen. Auch inter- und transnationales Recht können dazu gezählt werden, ebenso das so genannte »Projektrecht« (vgl. Benda-Beckmann 2004).

Ruenger weist darauf hin, dass Rechtsppluralismus für Kontinentaleuropa ein geschichtliches Phänomen sei, das durch die großen Rechtsvereinheitlichungsprozesse der Vergangenheit (z. B. den Code Napoleon) im westeuropäischen Bewusstsein von heute kaum mehr eine Rolle spielt. Diese Vereinheitlichungsprozesse schafften Rechtssicherheit, sie bedeuteten aber auch eine Monopolisierung der politischen Gestaltungsmacht beim Zentralstaat. »Wir neigen daher dazu, zu vergessen, dass neben der staatlichen Rechtsetzung auch andere legitime Rechtsquellen existieren und als solche anerkannt sind, soweit sie der Verfassung nicht widersprechen. Recht regelt die Verteilung von Macht und Ressourcen. Insofern bedeuten parallel existierende Rechtssysteme auch parallele Machtstrukturen zur Gestaltung lokaler Lebensverhältnisse.« (Ruenger 2004)

»Die weniger gut Gestellten einer lokalen Gemeinschaft haben oft keine Möglichkeit, sich dem traditionellen Recht zu entziehen: in der Regel haben sie keinen Zugang zu Information über ihre neuen Rechte, die sie einfordern könnten. Sollten sie sich über zivilgesellschaftliche Gruppen Rat und rechtliche Unterstützung zur Durchsetzung ihrer (staatlichen) Rechte holen, sind sie nicht selten von den traditionellen Eliten, deren Gestaltungsmacht sie damit herausfordern, in ihrer gesellschaftlichen und möglicherweise ökonomischen Existenz bedroht.« (Ruenger 2004)

Durch die Allianzbildung zwischen modernen, traditionellen und religiösen Eliten wird der politische Handlungsspielraum für externe Berater/innen schwer einschätzbar. Das Ziel von Rechtssicherheit und Verteilungsgerechtigkeit, wie es die

EZ mit dem Ansatz der Armutsminderung anstrebt, ist für die Eliten dabei nur wenig interessant, da sie ihre tatsächlichen oder vermeintlichen Ansprüche mit eigenen Mitteln durchsetzen können. Auch Partnerregierungen von EZ thematisieren Rechtspluralismus eher selten. Gründe dafür sind z. B., dass die vorhandenen religiösen und traditionellen Rechte als politisch unantastbar gelten, weil sie eingespielte Machtverhältnisse reflektieren, die der traditionellen wie der modernen Elite nützlich sind. (vgl. Ruenger 2004)

Alle diese komplexen Prozesse machen eine rechtspolitisch geschärfte, lokal versierte kulturwissenschaftliche Beratung in der EZ eigentlich unabdingbar. Mögliche Schnittmengen, aber auch Hinderungsgründe für eine engere Zusammenarbeit zwischen Rechtspraktikern und zu Rechtspluralismus arbeitenden ForscherInnen sind in einem 2005 erscheinenden Sammelband zu Recht und Entwicklung dokumentiert (Schönhuth et al. 2005).

**Referenzkultur, globale** Das ›babylonische Kauderwelsch‹ (›global babble‹; Abu-Lughod 1997) einer sich globalisierenden Welt wird durch ein globales Referenzsystem eine wachsende Anzahl universeller Kategorien, Konzepte und Standards sowie überall verfügbarer Waren und Geschichten, auf die sich viele Menschen heute beziehen, im Rahmen gehalten (vgl. Breidenbach/Zukriegl 1998: 206). Diese globale Referenzkultur (seien dies ► **Menschenrechte**, Schönheitsideale, Soap Operas, okkultistische Konzepte oder das ursprünglich nur im Westen verbreitete Händeschütteln bei öffentlichen Anlässen) erlaubt und fördert zum einen interkulturelle Verständigung. Mit ihrer Hilfe werden heute aber auch kulturelle Unterschiede artikuliert.

Die Frage der Definitionsmacht über die globalen Kategorien (auf welchen Diskurs beziehen sich z. B. die ► **Menschenrechte**, was bedeutet ›zivilgesellschaftliche Beteiligung‹) tritt dabei zunehmend in den Mittelpunkt. Hegemonie wird nicht mehr durch das Aufzwingen fremder Macht erreicht, sondern indirekt, in der Macht über die Artikulationsmöglichkeiten. Dies gilt für ► **Diskurse** zwischen Staaten und Blöcken, aber natürlich auch im Umgang mit ► **Minderheiten** und Minderheitsmeinungen innerhalb nationalstaatlicher Grenzen.

► **Globalisierung, kulturelle**; ► **Weltgesellschaft**

**Repertoires, kulturelle** Kulturelle Repertoires sind die ›Baukästen‹ aus Gewohnheiten und Ideen, aus denen sich bestimmte menschliche Akteure unter bestimmten historischen Verhältnissen bedienen und die in den konkreten Verhaltensweisen immer wieder zusammengestellt, aufgelöst und neu zusammengestellt werden (vgl. Wolf 1996; nach Kreff 2002).

Bedingt durch das häufige Wechseln der strukturellen Kontexte im Rahmen der heutigen Globalisierung, häufen Menschen im Laufe ihres Lebens verschiedene

Repertoires an. Sie können damit je nach Situation auf unterschiedliche kulturelle Repertoires zurückgreifen. Gerade in Situationen der gesellschaftlichen Umverteilung, in denen es um die kollektive Akquisition von Ressourcen geht, gewinnt der strategische Umgang mit kulturellen Repertoires, die von Gruppen je nach Kontext für sich genutzt, neu interpretiert oder umgeformt werden, enorme Bedeutung (vgl. Pfaff-Czarnecka o. J.; [http://www.unibielefeld.de/soz/iw/pdf/pfaff\\_lokal.pdf](http://www.unibielefeld.de/soz/iw/pdf/pfaff_lokal.pdf)). ► **Essentialismus, strategischer**

Diese flexible Sicht auf Kultur steht in enger Verbindung zu den heute verbreiteten Konzepten von ► **Kultur als Fluxus** und zu modernen Handlungstheorien (vgl. auch ► **Ethnoscapes; Kulturfelder;** und weniger flexibel ► **kulturelle Skripte**).

**Repräsentation (kollektive)** Ein vom französischen Soziologen Emile Durkheim eingeführter Begriff, der die Symbole bezeichnet, die für die Mitglieder einer gesellschaftlichen oder kulturellen Gruppe »... eine gemeinsame kognitive und affektive Bedeutung besitzen und durch die die kollektiven Erfahrungen, Werte und Verhaltensnormen der Gruppe vergegenwärtigt und dargestellt werden. (...) Die kollektive Repräsentation umfasst nicht nur materielle Symbole (wie z. B. eine Fahne), sondern insbesondere auch gemeinsame Begriffe und die gemeinsame Sprache überhaupt, die ausdrückt, wie die Gesellschaft als Ganzes die Welt erfährt« (Lipp 1994: 556). Kollektive Repräsentationen sind Ausdruck der gesellschaftlich geltenden kulturellen Orientierungen und Werte, aber auch der faktischen Machtansprüche und Interessen einzelner einflussreicher Akteure.

**Road Map to Culture** Die Finnische Entwicklungsagentur FINNIDA gibt ihren Programm- und Projektverantwortlichen nicht die richtigen Antworten (Managementtools) zur Bearbeitung des Themas ›Kultur und Entwicklung‹ an die Hand, sondern stellt die ›richtigen‹ Fragen, die von den Beteiligten dann an ihren jeweiligen Schnittstellen selbst beantwortet werden müssen.

Die Fragen der »Road Map to Culture and Development«, die vor jedem Projektzyklus gestellt werden, lauten z. B.: »What cultures do you represent? What cultures does your project represent? What makes a project culture sensitive? How do you ensure that women, men, girls and boys are appropriately involved in project activities? How can the project ensure that the interests of the local people are met? Which local institutions participate in the project? Why? Which ones do not? Why not? How can the project promote local ownership of its activities? What makes a project culturally sensitive?« (vgl. Seppälä 2000)

**Rollendistanz** »Unter ›Rollendistanz‹ versteht man die Fähigkeit, sich gleichsam selbst ›auf den Kopf gucken‹, sich also in seinem eigenen Handeln beobachten zu können. Damit vergegenständlicht man in gewisser Weise natürlich auch den

gesamten (interkulturellen) Handlungskontext, was es erleichtert, die Differenz zwischen Eigenem und Fremdem zu reflektieren. Selbstbeobachtung in diesem Sinne ist letztlich auch eine Grundlage für selbstkontrolliertes Handeln, was keineswegs auf Emotionslosigkeit hinauslaufen soll oder muss.« (Interkulturelle Kompetenz Online 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/))

**Schema** »Kognitive Struktur, die Wahrnehmungen bzw. Wissen organisiert. Vermutlich sind Schemata als Cluster organisiert. Man kann sich dies am Beispiel von Assoziationsketten verdeutlichen: z. B. werden Assoziationen zum Begriff »Einsamkeit« kulturell sehr unterschiedlich ausfallen und auch zu sehr unterschiedlichen Assoziationsnetzwerken weiterleiten. Je differenzierter derartige Schemata ausgeprägt sind, desto geringer ist die Gefahr einer stereotypengeprägten Welt-sicht.« (Interkulturelle Kompetenz Online 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/))

## S

**Schnittstellenanalyse** Die Schnittstellenanalyse baut auf dem Modell der ► **Projektarena** auf. Sie konzentriert sich auf die Untersuchung der Prozesse an den Schnittstellen zwischen den Akteuren (► **Stakeholder**) in der Projektarena. Die Schnittstellenanalyse wurde von Norman Long zunächst für die Untersuchung und Evaluierung entwicklungspolitischer Interventionen entwickelt. Sie ist aber nach Dettmar auch geeignet, um das Zusammenwirken von Machtstrukturen, historisch tradierten Symbolen, Zugehörigkeitsvorstellungen und ökonomischen Interessen in interkulturellen Interaktionssituationen allgemein zu untersuchen (vgl. Dettmar 2000: 202; hier für ökonomische Interaktionen).

Eine soziale Schnittstelle ist nach Long »der kritische Punkt, an dem zwischen verschiedenen sozialen Systemen, Feldern oder Ebenen der sozialen Ordnung aufgrund unterschiedlicher normativer Werte und sozialer Interessen mit hoher Wahrscheinlichkeit strukturelle Diskontinuitäten auftreten« (Long 1993: 218). Teil der Schnittstellenanalyse ist es, zu untersuchen, »wie diese Interaktionen von den sich jenseits der konkreten Schnittstellensituation befindlichen Akteuren, Institutionen und Ressourcen beeinflusst werden und wie diese Interaktionen wiederum die Akteure, Institutionen und Ressourcen jenseits der Schnittstelle beeinflussen«. (Long, 1993, 217 f.; vgl. auch Arce/Long, 2000). Mikro- und Makroebene, divergierende Interessen, Handlungsorientierungen, Lebenswelten und Verhaltensweisen

unterschiedlich mächtiger Akteure greifen an den Schnittstellen ineinander. Dabei bezieht die Analyse nach Long auch solche Akteure mit ein, die zwar nicht anwesend sind, aber dennoch auf das System einwirken.

Während die differenztheoretischen interkulturellen Trainingsansätze von Hofstede (► **Kulturdimensionen**) oder Alexander Thomas (► **Kulturstandards**) Konfliktursachen auf kulturelle Unterschiede zurückführen, interpretiert die Schnittstellenanalyse kulturelle Unterschiede als Ergebnis von sozialen und kulturellen Zuschreibungs- und Aushandlungsprozessen und als Ergebnis von abgelaufenen Konflikten. Dies wird besonders dann relevant, »wenn AkteurInnen kulturelle Zuschreibungen und Reifizierungen kultureller Differenz als Strategie zur Durchsetzung ihrer Interessen instrumentalisieren« (Schlammelcher 2003: 69; ► **Kulturalisierung**). Vor allem in neueren entwicklungsethnologischen und soziologischen Arbeiten wird dieser theoretische Ansatz zur Untersuchung von konkreten Aushandlungsprozessen an den Schnittstellen verstärkt verwendet.

Der Schnittstellenansatz ähnelt dem der ► **Projektarena**, unterscheidet sich jedoch hinsichtlich des Analysefokus. Beim Arena-Begriff liegt die Betonung auf dem gemeinsamen ›Spiel‹ (bzw. dem Kampf um Einsätze und Preise). Der Schnittstellenansatz hebt dagegen auf die Tatsache ab, dass sich die sozialen Akteure in vieler Hinsicht unterscheiden (Werte, Interessen, Macht, Ressourcen). Das Konfliktpotential, das in beiden Konzepten bedeutsam ist, liegt folglich im Arena-Ansatz in der Konkurrenzsituation strukturell ähnlicher Partner, während es im Schnittstellenansatz im Interessenskonflikt strukturell unähnlicher sozialer Akteure liegt (vgl. LONG 1993: 244; vgl. auch Sodeik 1999).

► **Aushandlungsraum**; ► **Kultur als Fluxus**

**Selbst- und Fremdethnisierung** Selbstethnisierung (selbstintendiertes Anderssein) ist der aktive Zugriff auf ethnische Kategorien zur Selbstbeschreibung, meist über den Rückgriff auf spezifische Identitätsmarker (Kleidung, Gesten, Bräuche, Symbole etc.), die einen von anderen unterscheiden. Diese sind in der Regel als erfundene Traditionen zu verstehen, die gerade dann wirksam werden, wenn dieser Akt der Neuschaffung nicht zur Sprache kommen kann, sie damit als authentisch begriffen und ausagiert werden. Selbstethnisierungsprozesse verweisen auf ein Gefüge von Ausgrenzungen, Zuschreibungen, Projektionen und Interessen, das mit der Gruppe, von der sich abgegrenzt werden soll, oft mehr zu tun hat als mit der eigenen Herkunft, stellt Terkessidis (1997) z. B. für die Türken in Deutschland fest.

Fremdethnisierung ist ein sozialer Ausschließungsmechanismus, der Minderheiten schafft, diese negativ etikettiert und dadurch Privilegien einer dominanten Mehrheit zementiert (fremdintendiertes, d. h. durch eine dominante Gruppe definiertes Anderssein).

**Selbstbild / Fremdbild** »Das eine existiert nur in Abhängigkeit vom anderen: Bei Definitionen des Fremden kommen nicht ›objektive‹ Kriterien zur Geltung, sondern die Einschätzung dieses Fremden in Bezug auf einen selbst. Unsere Beziehung zum anderen entscheidet darüber, wie ›fern‹ oder ›fremd‹ es für uns ist. (...) Wir definieren uns immer im Verhältnis zu anderen – und umgekehrt. (...) So können sich Selbsteinschätzungen in Abhängigkeit zu unterschiedlichen Fremdbildern vollkommen verändern. Das lässt sich an einem Beispiel gut vorstellen, wenn man überlegt, wie sich z. B. ›wirtschaftliche Stärke‹ aus deutscher Perspektive einerseits in Bezug auf die USA, andererseits in Bezug auf Mali definiert.« (Interkulturelle Kompetenz Online 2004; [http://www.ikkompetenz.tbueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.tbueringen.de/a_bis_z/)).

**Selbstkompetenz** ▶ Empowerment

**Shared Culture** ▶ Kultur als abgeschlossenes System

**Skript, kulturelles** Der Begriff »kulturelle Skripte« (engl. cultural scripts) wurde von Schank & Childers (1977) im Rahmen der Erforschung künstlicher Intelligenz entwickelt. Sie können nach Haller (2004) als Wissensstrukturen oder mentale Repräsentationen aufgefasst werden, die einem Individuum zur Verfügung stehen, um Alltagssituationen zu bewältigen, bzw. Tätigkeiten in einem konkreten kulturellen Kontext sinnvoll zu verrichten. »Vereinfacht gesprochen sind kulturelle Skripte Regiebücher, die einem Mitglied einer kulturellen Gruppe bestimmte Wahrnehmungspräferenzen und Deutungsmuster vorgeben, und ihm einen Handlungsleitfaden für angemessenes Verhalten an die Hand geben.« (Haller 2004; <http://www.user.gwdg.de/~bhaller/vwe.btm>).

Flechsigt weist darauf hin, dass kulturelle Skripte eine wichtige Entlastungsfunktion haben, »... denn man braucht nicht in jeder Situation immer wieder neue Interpretations- und Verhaltensmuster zu entwickeln, sondern kann auf Routinen zurückgreifen. Parallel dazu wird immer auch Hintergrundwissen aufgebaut, das dabei hilft, Situationen daraufhin zu interpretieren, welche Routinen/Skripte sinnvollerweise ›angesagt‹ sind (›Meta-Routinen‹). Und schließlich baut sich allmählich ein ›Weltbild‹ auf, ein kultureller Bezugsrahmen, der es erlaubt, Ereignisse und Routinen, Hintergrundwissen und Meta-Routinen zu ordnen. Bewusst werden diese Routinen, Meta-Routinen und Weltbilder in der Regel erst, wenn Kontrasterfahrungen gemacht werden, d. h. wenn eine Person feststellt, daß sie oder andere mit den erlernten kulturellen Skripten nicht mehr weiterkommt« (Flechsigt 1996; <http://wwwuser.gwdg.de/~kflechs/iikdiaps996.btm>).

Als zentrale Aufgabe interkulturellen Trainings gilt nach Flechsigt »die Aneignung neuer kultureller Skripte, die in kulturell unterschiedlichen Kontexten Gültigkeit besitzen. Im einfachen Falle geht es dabei um neue Skripte des Begrüßens und der



›Etikette‹, die Respekt vor und Akzeptanz von anderen Lebensgewohnheiten ebenso beinhalten wie die Aneignung neuer Wissensselemente und Verhaltensmuster. Im komplexeren Fall ist interkulturelles Training integriert mit längerfristiger Sprachaneignung und ausführlichen Landes- und kulturkundlichen Studien« (Flechsig 1996: <http://www.user.gwdg.de/~kflechsi/itkdiaps996.htm>).

**Social Analysis & Social (Impact) Assessment** Weltbankinstrumente, die auch im engeren Sinne soziokulturelle Sachverhalte thematisieren. **Social analysis** beinhaltet Instrumente bzw. Methoden wie sozioökonomische Umfragen, **stakeholder analysis**, Zielgruppenanalyse, partizipative Strategien, Fallstudien, PRAs und **social audits**. Bei der »social analysis« geht es darum, den soziokulturellen, institutionellen, historischen und politischen Rahmen eines Projekts zu verstehen. Social assessment soll helfen, soziale Schlüsselthemen und Risiken zu identifizieren und den Einfluss verschiedener Stakeholder vorherzusagen. Es ist das Hauptinstrument des Partners für die adäquate Behandlung der soziokulturellen Dimension (»social dimension«) in weltbankgestützten Operationen (vgl. World Bank 2003a; <http://lnweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/61ByDocName/ResourcesOnSocialAnalysisGlossaryofKeyTerms>):

- ›The Bank’s instruments of social analysis include, at the macrolevel,
- (1) Country/Macro Social Analysis done as economic and sector work (ESW) in preparation for a Country Assistance Strategy (CAS), Poverty Reduction Strategy Paper (PRSP), or to support policy formulation and sector strategies; and
  - (2) Poverty and Social Impact Analysis (PSIA), involving the analysis of the distributional impact of policy reforms on the wellbeing of different stakeholder groups, with a particular focus on the poor and vulnerable. At the projectlevel, instruments of social analysis include,
  - (3) Project Social Analysis done during project appraisal to judge whether the likely social benefits of an investment project justify Bank support; and
  - (4) Social Assessment, undertaken by the client for the purpose of incorporating the views of stakeholders into the design of the project and establishing a participatory process for implementation, monitoring and evaluation.

Social analysis methods/tools: include socioeconomic surveys, stakeholder analysis, focus groups, participatory poverty assessments, beneficiary assessments, in-depth case studies, participatory rapid appraisals, social audits« (World Bank 2003a)

**Social Capital** ▶ **Sozialkapital**

**Social Development** ▶ **Entwicklung, soziale** (Weltbankansatz)

**Sozialindikatoren** Nach Holtz »System statistischer Messgrößen, die, in regelmäßigen Abständen erfasst, über soziale Sachverhalte informieren sollen, die für die Qualität des Lebens in einer Gesellschaft von Bedeutung sind. Die Forderung nach einer Berücksichtigung der Mehrdimensionalität des Entwicklungsstandes ergab sich vor allem aus den Unzulänglichkeiten des (eindimensionalen) Indikators ›Pro-Kopf-Einkommen‹, die ›Qualität des Lebens‹ eines Landes zu erfassen. (...)

Beim UN-Entwicklungsprogramm (UNDP) gibt es Bemühungen, ›Entwicklung‹ in mehreren Dimensionen zu erfassen. In dem 1990 erstmals von UNDP veröffentlichten und zukünftig regelmäßig erscheinenden ›Bericht zur Lage der menschlichen Entwicklung‹ wird ein ›Index der menschlichen Entwicklung‹ (Human Development Index-HDI) vorgestellt. Der HDI ist eine umfassende Messgröße und schließt neben dem realen Einkommen auch die Lebenserwartung und den Grad der Alphabetisierung ein. Die UNDP-Bestandsaufnahmen zu mehr als 170 armen und reichen Ländern der Welt haben ergeben: So manche Länder mit durchaus positiven Wirtschaftsdaten haben einen vergleichsweise schlechten Entwicklungsindex, und einige Entwicklungsländer mit einem vergleichsweise niedrigen Pro-Kopf-Einkommen weisen einen relativ hohen HDI-Rang auf.« (Holtz 2003).

Allerdings muss der HDI auch kritisch betrachtet werden. So haben die zentralasiatischen Nachfolgestaaten der Sowjetunion extrem niedrige Einkommen (Tadschikistan z. B. auf Niveau von Benin auf Platz 161), sind aber wegen der guten Bildungsdaten 50 Plätze im HDI höher positioniert. Das macht Vergleiche bzw. Ranglisten zunehmend problematisch.

**Sozialkapital** Der Begriff wurde von Pierre Bourdieu (1983) geprägt und von James Coleman 1987 in die EZ eingeführt. Er bezeichnet die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit der Teilhabe an dem Netz sozialer Beziehungen gegenseitigen Kennens und Anerkennens verbunden sind. Im Gegensatz zum ► **Humankapital** bezieht sich das soziale Kapital nicht auf natürliche Personen, sondern auf die Beziehungen zwischen ihnen. Die Beziehungen sind die eigentlichen Träger dieser Kapitalform.

»In der amerikanischen Soziologie wurde das Konzept Anfang der 1990er Jahre von Coleman und Putnam (Putnam 1995) aufgenommen und soziales Kapital als Schlüsselmerkmal von Gemeinschaften charakterisiert. (...) Soziales Kapital bietet für das Individuum einen Zugang zu den Ressourcen des sozialen und gesellschaftlichen Lebens wie Unterstützung, Hilfeleistung, Anerkennung, Wissen und Verbindungen bis hin zum Finden von Arbeits- und Ausbildungsplätzen. (...)

Für die Gesellschaft verringert soziales Kapital Sozialkosten in dem Maße, wie Hilfeleistungen und Unterstützung im Rahmen der Beziehungsnetzwerke erbracht werden. Umgekehrt steigen die Kosten für Unterstützung und Hilfeleistung für

Kranke, Alte, Behinderte und sonst wie beeinträchtigte Personen in dem Maße, wie in modernen Gesellschaften im Zuge der Individualisierung und steigender Mobilität Beziehungsnetze wie Nachbarschaften, Freundeskreise, Vereinsstrukturen usw. nicht mehr greifen. (...) Geringes soziales Kapital erhöht somit die Transaktionskosten und verringert potentiell die Produktivität« (Wikipedia 2004; [http://de.wikipedia.org/wiki/Soziales\\_Kapital](http://de.wikipedia.org/wiki/Soziales_Kapital)).

Sozialkapital bezeichnet so im Kern ökonomisch relevante Attribute, die die sozialen Beziehungen zwischen Individuen charakterisieren, die einer Gruppe oder Netzwerken angehören: Vertrauen, Normen, soziale Verbundenheit, aber auch das sozialen Beziehungen inhärente Informationspotential.

Braun und Kollegen halten 2000 im Rahmen eines ZEF-Diskussionspapiers kritisch fest: »Eine verbesserte Kooperation durch Sozialkapital kann zu einer verantwortungsbewussteren Nutzung öffentlicher Güter führen, zu einer schnelleren Verbreitung von Innovationen beitragen und Transaktionskosten senken. Ein verbesserter Informationsfluss sowie Vertrauen zwischen Marktteilnehmern kann wiederum zu wirtschaftlichen Aktivitäten führen, die ohne die Existenz von Sozialkapital aufgrund hoher Informations- und Kontrollkosten gar nicht durchgeführt würden. (...) [Daher ist es für die Befürworter dieses Ansatzes im Rahmen der EZ, wie etwa die Weltbank wesentlich,] vorhandenes Sozialkapital zu identifizieren und Synergieeffekte zwischen Staat, privaten Unternehmen und gesellschaftlichen Organisationen, z. B. bei der Bereitstellung öffentlicher Güter, zu fördern. Ob allerdings internationale EZ besonders berufen ist, zur Bildung von Sozialkapital beizutragen, das oft gruppen-, nationen- und standortspezifisch ist, darf bezweifelt werden.« (von Braun et al. 2000: 17; vgl. auch Ostrom 1999; Törnquist 1998).

Andere Autoren kritisieren den Sozialkapitalansatz wegen seiner depolitisierenden Wirkung (Harriss 2001) oder weil soziale Netzwerke im Gegensatz zu Kapital an Personen gebunden sind, weshalb schon der Ausdruck »soziales Kapital« in die Irre führe (Arrow 1999). ► **Wirtschaftsstil**

**Soziokultur** Soziokultur bezeichnet heute im engeren kulturpolitischen Diskurs ein Praxisfeld außerhalb der etablierten Kultur im Überschneidungsbereich von Kultur-, Bildungs-, und Sozialarbeit mit den Kernbereichen Stadtteilkulturarbeit, Kulturwerkstätten, soziokulturelle Zentren (Sievers/Wagner 1992: 17).

Der praxisorientierten Verwendung ging nach Behncke allerdings eine theoriegeleitete Verwendung des Begriffes voraus, die zu definitorischen Unsicherheiten geführt hat: Zum einen bezeichnete der Begriff ›soziokulturell‹ das aus der Ethnologie in gesellschaftspolitische Diskurse der 1960er und 70er Jahre getragene, alle Lebensbereiche umfassende Kulturverständnis (›alles ist Kultur‹).

Zum anderen wurde unter ›Soziokultur‹ im Nachgang der Debatte der Frankfurter Schule eine Art Leitformel für die ›Neue Kulturpolitik‹ der deutschen Sozialdemo-

kratie der 1970er Jahre verstanden. Als kritischer Gegenentwurf zur etablierten Massenkultur (► **Kulturindustrie**) verstand sich Soziokultur als selbstorganisierte, emanzipatorische Gegenkultur außerhalb staatlicher Kulturinstitutionen (Theaterkollektive, Kulturfabriken, Hausbesetzungen). Es ging um die ›Kulturalisierung und Politisierung des Alltags‹ bei gleichzeitiger Veralltäglicung der ► **Hochkultur**, mit dem Ergebnis, dass ›Soziokultur‹ in einem emanzipatorischen Sinne nicht mehr an bestimmte Schichten gekoppelt sein sollte. (Behncke 2003: 61 f.)

Mit dem Niedergang der ›neuen sozialen Bewegungen‹ und dem Aufkommen einer ›Politik der individuellen Lebensstile‹ in den 1990ern geriet der Soziokulturbegriff allerdings in eine Legitimationskrise. »Die Institutionalisierung der Soziokultur wird nun verstanden als ein Schritt der Rationalisierung von der Selbstverwaltung zum Sozialmanagement, von der Wahrnehmung kulturpolitischer Aufgabenstellungen wie ›Kultur für alle‹ zu einem kundenorientierten Anbieter kultureller Dienstleistungen« (Behncke 2003: 64).

Vor dem Hintergrund dieser Ökonomisierung von Soziokultur ist auch das erwachte Interesse an ► **Sozialkapital** als Planungsressource entwicklungs- und kulturpolitischer Maßnahmen zu sehen. Die Rückkehr zur Idee der Nachbarschaftsnetzwerke (die »Kultur in der Nachbarschaft«-Projekte der ► **UNESCO**) oder die Forderung nach einem »Menschenrecht auf Kultur« (Mercer 2002) sind interessante Versuche, Soziokultur in ihrem emanzipatorischen Anspruch wieder zu beleben. Das gleichzeitige Arbeiten mit messbaren ► **Kulturindikatoren** im Rahmen kulturökonomischer Stadtplanungsprozesse (vgl. Mercer 2002; Matarasso 2001) steht allerdings in einem gewissen Widerspruch dazu.

**Soziokulturelle Bedingungen** Laut Begriffswelt der GTZ: »Entwicklungsvorhaben stellen Interventionen in komplexe soziokulturelle Systeme dar. Um die Berücksichtigung der kulturellen und gesellschaftlichen Variablen, die bei der Konzeption und Durchführung von Vorhaben eine Rolle spielen können, zu erleichtern, benennt das sektorübergreifende Konzept »Partizipative Entwicklungszusammenarbeit« des BMZ drei sog. Schlüsselfaktoren: Die soziokulturelle Heterogenität (ethnisch, religiös, sozial ...), die Legitimität (bezogen auf Macht und Entscheidungsstrukturen, die lokale Akzeptanz und die der Projektträger) und den Entwicklungsstand bzw. die Kompatibilität oder gesellschaftliche Organisation (bezogen auf die Anpassung im Sinne bester Nachhaltigkeit).

Die soziokulturellen Bedingungen sind insbesondere bei der Vorbereitung von Vorhaben (Akteurs-/Zielgruppenanalyse, spezielle Studien) zu beachten, da der nachhaltige Erfolg der EZ wesentlich von der Vereinbarkeit der geplanten Maßnahmen mit den vorhandenen und noch mobilisierbaren Ressourcen und Möglichkeiten abhängt. Ferner bilden sie das Gerüst der soziokulturellen Länderkurzanalysen, die in die Länderkonzepte einfließen. Dabei ist die Partizipation der

Bevölkerung von großer Bedeutung. Bisweilen müssen kulturelle Praktiken gegen die übergeordneten Ziele abgewogen werden: So müssen Frauenrechte als Menschenrechte über gewohnheitsmäßige frauenfeindliche Praktiken (wie z. B. der weiblichen Genitalverstümmelung) und historisch oder religiös legitimierte Ungleichheit gestellt werden« (GTZ, o. J.; <http://www.gtz.de/glossar/deutsch/index.html>).

**Soziokulturelle Dimension** Der Ausdruck legt im Gegensatz zu den eher operationell und instrumentell aufgefassten ► **soziokulturellen (Schlüssel)faktoren**, die sich isoliert betrachten und behandeln lassen, das Schwergewicht auf die Durchdringung aller Lebensbereiche mit Kultur. Er ist verbunden mit dem Verständnis von ► **Kultur** als Rahmenbedingung, nicht als Interventionsfeld von EZ. Kritiker monieren allerdings auch bei der soziokulturellen Dimension deren Instrumentalisierbarkeit im Rahmen existierender EZ. Jenseits solcher eher grundsätzlicher Debatten werden soziokulturelle Dimension und soziokulturelle Faktoren in handlungsrelevanten Politik-Papieren häufig äquivalent gebraucht.

**Soziokulturelle Faktoren** ► **soziokulturelle Dimension**; ► **soziokulturelle Schlüsselfaktoren**

**Soziokulturelle Heterogenität** Allgemein: »In Anlehnung an den Begriff der ökonomischen strukturellen Heterogenität der Dependenztheoretiker, das gleichzeitige Neben- und Gegeneinander aufeinander einwirkender und widersprüchlicher struktureller Bedingungen im Bereich der sozialen Organisation, der Wertbestände und Normen einer Gesellschaft an der Peripherie des modernen Weltsystems, so z. B. das in einem Land anzutreffende Nebeneinander eines entwickelten modernen Sektors und eines sog. traditionell rückständigen Sektors« (Holtz 2003). Im BMZ ► **Schlüsselfaktoren**-Konzept ist soziokulturelle Heterogenität eine der drei Schlüsselfaktoren neben »Entwicklungsstand« und ► **Legitimität**. Soziokulturelle Heterogenität erfasst in einem Land oder einer Projektregion die verschiedenen ethnischen, religiösen, sozialen und ökonomischen Gruppen (einschließlich Verwandtschaftsgruppen) und Verbände sowie deren Beziehungen zueinander, um u. a. benachteiligte Gruppen als potentielle Zielgruppen der EZ zu identifizieren und ihre Partizipation sicherzustellen.

**Soziokulturelle Kurzanalysen** Die seit Anfang der 1990er Jahre vor allem vom Überseeinstitut in Hamburg im Auftrag des BMZ angefertigten soziokulturellen Länderkurzanalysen fallen unter »relevante nationale und internationale Armutsstudien« und sollen als Entscheidungs- und Planungsgrundlage für Projekt- und Länderkonzeptionen dienen. Sie werden allerdings als Instrument im Rahmen des

► **Politikdialogs**, in Länderkonzepten oder der Projektplanung bisher so gut wie nicht eingesetzt. Ihre Wirksamkeit ist insgesamt marginal einzuschätzen und wird auch nicht z. B. im Rahmen eines Wirkungsmonitorings überprüft. Ihr Fortbestehen ist fraglich.

**Soziokulturelle Schlüsselfaktoren (SKF)** Ende der 1980er schlug der BMZ-Referent Uwe Simson dem BMZ das Schlüsselfaktoren-Konzept vor. Simson ging von dem »Wollen« und »Können« der Betroffenen aus, zwei Punkte, die er als ► **»Legitimität«** (Wollen) und »Entwicklungsstand« (Können) bezeichnete. Als quer liegendes Kriterium fügte er die ► **»soziokulturelle Heterogenität«** hinzu, um die Aufmerksamkeit der Planer auf Reichweite, Grenzen und potentielle Konflikte um das Projekt hinzuweisen. Zur Operationalisierung wurde ein Wegweiser mit 53 Punkten entwickelt (Müller et al. 1991, 1996 ► **Kulturindikatoren**; ► **Kernkultur**), der jedoch bei der GTZ auf Ablehnung stieß, da er die Berücksichtigung soziokultureller Aspekte nicht garantierte und sich die soziokulturelle Dimension in ihrer Vielfalt sowieso kaum in einzelne Punkte packen ließe.

Der Begriff »Entwicklungsstand« wurde wegen seiner engen Verbindung mit dem Konzept der »nachholenden Entwicklung« kritisiert. Daher schlugen Bliss et al. 1997 vor, ihn durch ► **Kompatibilität** zu ersetzen. In einem Arbeitspapier für die Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) 2003 erweitern Bliss und König den Begriff Kompatibilität um die »Gesellschaftliche Organisation«. Sie erfasst gesellschaftliche Organisationsformen sowie Steuerungsprinzipien und -kapazitäten. Sie bezieht sich insbesondere auf die organisatorischen und ökonomischen Möglichkeiten der Zielgruppen, d. h. es geht um die Frage, wie die EZ gestaltet sein muss, um optimal an diese Organisation der Zielgruppen angepasst zu sein (Aspekt der Nachhaltigkeit). (nach Bliss/König 2003; <http://www.kfwentwicklungsbank.de/DE/Service/OnlineBibl48/AMD31.pdf>)

**Soziokulturelles Rahmenkonzept** Übersektorales Rahmenkonzept des BMZ von 1992, das auf dem Konzept der ► **soziokulturellen Schlüsselfaktoren** aufbaut und 1999 in das ► **Partizipationskonzept** des BMZ eingegangen ist.

**Sozioökonomische Kurzanalysen (SÖK)** »Ein von der GTZ und der KfW gemeinsam verantwortetes und mit der jeweils anderen Organisation abgestimmtes Hintergrundpapier, mit dem beide Organisationen dem BMZ ihre Vorstellungen hinsichtlich der länderbezogenen Schwerpunktbildung näher bringen und so die Länderstrategie des BMZ beeinflussen können. Darüber hinaus bieten die SÖK der GTZ Gelegenheit, ihre Erfahrungen und Vorstellungen zur Gesamtkonzeption der Zusammenarbeit mit einem Land zu artikulieren.« (GTZ o. J.; <http://www.gtz.de/glossar/deutsch/index.html>)

**Stakeholder** Personen, Gruppen oder Institutionen (Akteure), die an Prozessen direkt beteiligt sind, an ihnen Interesse haben und/oder von ihnen betroffen sind. Der Begriff umfasst neben den bisherigen Zielgruppen oder ›Beneficiaries‹ auch deren gesamtes Umfeld und Interaktionspartner, aber auch alle anderen von der Intervention oder ihren Auswirkungen positiv oder negativ tangierten Akteure. ›Primary Stakeholder‹ sind die nicht organisierten, nicht artikulierten Gruppen in der ► **Projektarena**, denen in diesem Ansatz das besondere Interesse gelten soll.

**Stamm** Nach Helbling ein politischer Verband sprachlich und kulturell verwandter Gruppen, die ein gemeinsames Territorium besiedeln und nach einem genealogischem Prinzip (Stammbaum) miteinander verbunden sind. Sie beachten gewisse Rechte und Pflichten (Konfliktregelung, Kompensationszahlung) und können sich zur Verteidigung des beanspruchten Lebensraums zusammenschließen. Ihre Fähigkeit zur Integration, ihre kulturelle Homogenität, territoriale Abgrenztheit und identitätsstiftende Bedeutung wurde jedoch die längste Zeit von der Forschung überbetont (Helbling 1999: 354).

Nach der Definition der englischen Kolonialverwaltung war ein Stamm (›tribe‹) eine durch Abstammung verbundene Bevölkerungsgruppe mit gemeinsamer Sprache und Kultur, die auf einem bestimmten Territorium lebt und in der Regel von einem Häuptling regiert wird. Jeder Mann gehört nur einem ›Tribe‹ an. Frauen werden zum ›Tribe‹ des Mannes gerechnet. Für Afrika konnte inzwischen belegt werden, dass es sich bei dieser Kategorisierung in den meisten Fällen um eine koloniale Erfindung handelte, die es so vor der Zeit der Kolonialverwaltung nicht gab. Vielfach haben sich Stämme erst im Rahmen der Staatenbildung herausgebildet. (Fried 1967; Lentz 1998 am Beispiel von Ghana)

Der bekannteste Fall ist Ruanda, wo die später so verheerende personenbezogene Kategorisierung in Tutsi, Hutu (und Twa-Pygmäen) erst durch die Einführung von Identitätskarten durch die belgische Kolonialverwaltung in den 1930ern fixiert wurde. Vorher waren diese Kategorien z. B. beim Wechsel der Wirtschaftsform (vom feldbauenden Hutu zum viehzüchtenden Tutsi) für Individuen durchaus wechselbar. Lentz resümiert für die afrikanische Situation am Beispiel Nord-Ghanas: ›Man wird eher in Bildern von Netzwerken und Clustern, Zentren und Peripherien denken müssen. Mobilität, überlappende Netzwerke, multiple Gruppenmitgliedschaften und kontextabhängige Grenzziehungen‹ prägen das Bild (Lentz 1998: 629).

Der Begriff Stamm wurde inzwischen von dem der ► **ethnischen Gruppe** abgelöst. Teilweise wird er zur Bezeichnung von Untersegmenten von Ethnien jedoch noch gebraucht (z. B. Afghanistan). Wie die ethnischen Gruppen sind aber auch dort Stämme kaum als ›reale‹ soziopolitische Einheiten greifbar, die gemeinsam handlungsfähig wären. Eher sind sie als ordnende Kategorien zur kognitiven Strukturierung einer größeren Gesellschaft zu verstehen (vgl. Glatzer 2003: 89).

**Stereotype** Stereotype sind »verhärtete« Schemata, mit denen Menschen wahrgenommene Eindrücke, Bilder etc. einordnen und damit ihr Gedächtnis entlasten und Entscheidungsprozesse beschleunigen. Stereotype dienen also der kognitiven Erleichterung. Oft sind sie mit dem Bestreben, zu statushohen Gruppen dazuzugehören, verknüpft und dienen so der positiven Selbstabgrenzung (Quelle: Interkulturelle Kompetenz Online 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/)).

Stereotype, die Realität und Komplexität vereinfachen, haben nach Wille durchaus eine positive Funktion: Sie dienen dazu, unbekannte und unvertraute Informationen unserem Denkkapazität problemlos zugänglich zu machen und demzufolge Handlungsfähigkeit in komplexen Situationen zu gewährleisten. Auch beinhalten die meisten Stereotypen »ein Fünkchen Wahrheit«. Statistiken können zeigen, inwieweit Stereotypen von der Wirklichkeit abweichen oder nicht. Das Stereotyp vom Bier trinkenden Deutschen und vom Wein trinkenden Franzosen stimmt z. B. mit den jeweiligen Spitzenplätzen im europäischen Vergleich tatsächlich überein (vgl. Wille 2003: Stereotype; <http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossarkbiss.htm>).

Man unterscheidet generell zwischen Autostereotyp (Selbstbild) und Heterostereotyp (Fremdbild). Das Autostereotyp spielt bei der ► **Nationenbildung** und allgemeiner bei der Bildung ► **kollektiver Identität** eine wichtige Rolle. Auch der ► **Ethnozentrismus** beruht maßgeblich auf Stereotypenbildung.

**Stigmatisierung** Ein Stigma ist der Sonderfall eines sozialen Vorurteils gegenüber bestimmten Personen, durch das diesen negative Eigenschaften zugeschrieben werden. Es beruht auf Verallgemeinerungen von teils selbst gewonnenen, teils übernommenen Erfahrungen, die nicht mehr überprüft werden. Stigmatisierung heißt dann ein verbales oder nonverbales Verhalten, das aufgrund eines zu Eigen gemachten Stigmas jemandem entgegengebracht wird. Stigmatisierte sind Personen oder Gruppen, denen ein bestimmtes meist negatives Merkmal oder mehrere Merkmale zugeschrieben werden. (vgl. Hohmeier 1975; [http://info.uibk.ac.at/c6/bidok/texte/stigma\\_def.html](http://info.uibk.ac.at/c6/bidok/texte/stigma_def.html))

Erving Goffman hat den Begriff bereits zu Beginn der 1960er Jahre in die Gesellschaftswissenschaften als Form einer »beschädigten sozialen Identität« eingeführt (Goffman 1963).

**Stilforschung, kulturelle** Die kulturelle Stilforschung beschäftigt sich mit der Frage, ob nationale Wissenschaftskulturen auch unterschiedliche wissenschaftliche Schreib- und Argumentationsstile entwickeln, d. h. ob es ähnlich wie bei Fachsprachen (Fachkulturen) kulturspezifische Varianten bzw. eine Nationalcharakteristik des Schreibstils gibt.



So versuchte z. B. der norwegische Sozialwissenschaftler Johan Galtung seine Beobachtungen und Erfahrungen in und mit anderen Kulturen in einer Typologie der ›intellektuellen Stile‹ in unterschiedlichen Wissenschaftskulturen zu systematisieren (vgl. Galtung 1981). Dem ›teutonischen‹ Wissenschaftsstil, dessen Zentrum er in Deutschland und dessen Peripherie er in Osteuropa sieht, misst er z. B. Strenge und Humorlosigkeit der Präsentation und eine Polarisierung im Sinne des ›Entweder – Oder‹ zu. Den sachsonischen Stil (USA, GB als Zentren) hält er unter anderem für faktenorientiert, empirisch, humorvoll und pragmatisch.

Auch wenn Galtung für seine aus seiner subjektiven Erfahrung abgeleitete und außerordentlich hypothetisch argumentierende Darstellung aus Wissenschaftskreisen stark kritisiert wurde (vgl. z. B. Bolten 1999a, 2002), hat er systematischer angelegte Studien in der Folge maßgeblich beeinflusst.

### **Streitkultur** ▶ **Politische Kultur**

**Subkultur** »Eine Subkultur (›Unterkultur‹) bezeichnet in der Soziologie eine bestimmte Untergruppe (Teilmenge) einer Kultur, deren grundsätzlichen Werte und Normen die Mitglieder der Subkultur teilen. Die verschiedenen subkulturellen Gruppierungen einer Kultur unterscheiden sich durch sekundäre kulturelle Elemente voneinander.

Ein typisches Beispiel für Subkulturen sind die sozialen Klassen. Die Mitglieder jeder sozialen Klasse (z. B. Bourgeoisie, Proletariat) kultivieren eigene Werte, Normen und Verhaltensweisen, über die sie sich von der restlichen Kultur differenzieren, ohne jedoch die grundsätzlichen kulturellen Werte und Normen der dominanten Hauptkultur infrage zu stellen (▶ **Gegenkultur**).

Andere Beispiele finden sich in den so genannten Jugendkulturen. Diese unterscheiden sich oft über Kleidung, Musik und bestimmte Verhaltensweisen von der sie umgebenden Hauptkultur, ohne diese jedoch grundsätzlich infrage zu stellen (▶ **Habitus**; dagegen: ▶ **Gegenkultur**)«. Literatur: Rolf Schwendter: Theorie der Subkultur. Hamburg. (Quelle: Wikipedia 2004: Subkultur; <http://de.wikipedia.org/wiki/Subkultur>).

**Synkretismus** »Religionswissenschaftliche Bezeichnung für die Vermischung von Elementen aus unterschiedlichen Religionen, die bei der Anpassung einer Religion an eine fremde Kultur entsteht oder Teil eines allgemeinen kulturellen Wandels ist und zur Veränderung einer bestehenden Religion oder zu völlig neuen Synthesen führt« (Krech 1994: 660).

# T

**Third Culture** Das Konzept der »dritten Kultur« wurde vom Soziologenehepaar Useem in den 1950er Jahren entwickelt und impliziert eine Absage an ›bikulturelle‹ und Multikulturalismus-Konzepte. Danach führt ein Leben zwischen ›Heimatkultur‹ (erste Kultur) und ›Gastkultur‹ (zweite Kultur) zu einem besonderen ›Lebensstil in der Exilantengemeinschaft (► **Diaspora**). Es ist eine ›Zwischenkultur‹ oder eine ›Kultur zwischen den Kulturen‹, eben eine ›Drittkultur‹. Kinder, die in dieser Zwischenkultur aufgewachsen waren, nannten die Useems ›Drittkulturkinder‹ oder Third Culture Kids‹ (vgl.: Griese 2004; <http://www.socialnet.de/rezensionen/1446.php>; Polock 2003).

Nach Polock et al. (2003) ist ein Third Culture Kid »eine Person, die einen bedeutenden Teil ihrer Entwicklungsjahre außerhalb der Kultur ihrer Eltern verbracht hat. Ein Third Culture Kid (TCK) baut Beziehungen zu allen Kulturen auf, nimmt aber keine davon völlig für sich in Besitz (›diffuse kulturelle Identität‹, Griese 2004). Zwar werden Elemente aus jeder Kultur in die Lebenserfahrung des TCKs eingegliedert (► **Akkulturation**), aber sein Zugehörigkeitsgefühl bezieht sich auf andere Menschen mit ähnlichem Hintergrund« (Polock 2003: 31). TCKs sind quasi die ›Prototypen des 21. Jahrhunderts‹. Sie jonglieren mit verschiedenen Kulturen und präsentieren neue Muster der globalen kulturellen Vermischung. Ihre Existenz spiegelt die Ambivalenz der postmodernen Globalisierung wider: Sie haben ungeahnte Vorteile (z. B. Mehrsprachigkeit) und Chancen (z. B. flexible Identität), aber unterliegen auch mannigfachen Problemen, die sie irgendwie ›lösen‹ müssen (vgl. Griese 2004; <http://www.socialnet.de/rezensionen/1446.php>). Als Idealtypen nennen Polock et al. den ›Ausländer‹ (›sieht anders aus und denkt anders‹), das ›Adoptivkind‹ (›sieht anders aus und denkt gleich‹), den ›heimlichen Einwanderer‹ (›sieht gleich aus und denkt anders‹) und den ›Spiegel‹ (›sieht gleich aus und denkt gleich‹). »Das Besondere bei den TCKs ist, dass sie während ihrer Kindheit ständig ihre Kategorie wechseln, je nachdem, wo sie sich gerade befinden«. Mit jedem Ortswechsel erfolgt jedoch auch ein Kulturwechsel, der sich als »Übergangserfahrung« in fünf »vorhersagbaren Stadien« vollzieht: »Eingebundenheit, Abschied, Übergang, Eintritt, Wiedereinbindung« (Polock 2003: 68 f.; 74 f. cit. nach Giese 2004; <http://www.socialnet.de/rezensionen/1446.php>; vgl. auch Giese 2002).

Auf der Ebene der interkulturellen Theoriebildung im Rahmen heutiger Nationalstaaten hat Casmir 1992 seinen Drittkulturansatz entwickelt. Dabei baut er auf die Tatsache, dass erfolgreiche Staatenbildung schon immer mit der Fähigkeit zur Integration unterschiedlichster kultureller Identitäten und Traditionen einherging. Er charakterisiert den Drittkulturansatz als »the natural outgrowth of non-threatening co-operation« und fordert in diesem Zusammenhang die Abwendung von west-

lichen Dominanzmodellen und eine Hinwendung zu transkultureller, dialogorientierter Kommunikation« (Casmir 1992, 1999).

► **Interkulturalität; ► Transkulturalität**

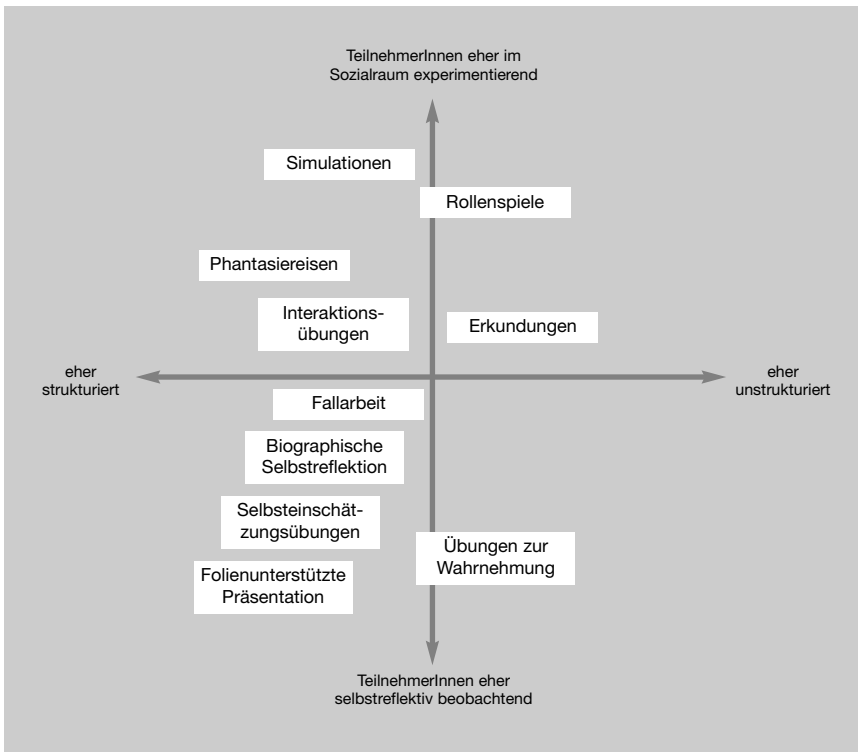
**Toleranz** Toleranz besteht darin, kulturelle Andersheit nicht zu bewerten (► **Othering**), sondern als Andersheit zu akzeptieren und nach Möglichkeit zu verstehen suchen. Toleranz geht nicht so weit wie Akzeptanz. Bei letzterer wird ein Zustand als von den eigenen Wünschen zwar abweichend, aber als dem Gemeinut dienlich anerkannt. Ein toleranter Mensch ist sich im sokratischen Sinne über die Grenzen des eigenen Wissens bewusst, insbesondere lässt er eine intuitive Gefühlsreaktion, die oft auf Grund von allgegenwärtigen Vorurteilen oder Stereotypen ins Bewusstsein gelangt, nicht als Grundlage für eine abschließende Bewertung gelten. (...)

Toleranz im positiven Sinn (deshalb auch »Aktive Toleranz« genannt) schließt die Fähigkeit ein, zu erkennen, wann eine Urteilsfassung und das Zum-Ausdruck-Bringen derselben geboten ist. Dieses schließt die Fähigkeit zur Non-Akzeptanz und ihrer angemessenen Äußerung ein; damit unterscheidet sie sich wesentlich von der Ignoranz. (weitgehend nach: Wikipedia 2004: Toleranz; <http://de.wikipedia.org/wiki/Toleranz>). ► **Intoleranz**

**Training, interkulturelles** Interkulturelle Trainings haben die Erlangung oder Erweiterung ► **interkultureller Kompetenz** zum Ziel. »Interkulturelles Training kann während einer Arbeitsphase im Ausland wie auch im Inland erfolgen. Es kann kulturspezifisch sein oder kulturübergreifend, eher kognitiv orientiert, affektiverfahrungsbezogen oder verhaltensorientiert sein. Welche der Trainingstypen im Einzelfall gewählt werden, hängt nicht zuletzt von der Zielgruppe und den Trainingsbedingungen ab. So werden beispielsweise Rollenspiele mit fiktiven Handlungskontexten von Führungskräften erfahrungsgemäß weniger akzeptiert als von Jugendlichen, während letztere nicht unbedingt für kulturtheoretische Fragestellungen zu begeistern sind« (Interkulturelle Kompetenz Online 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/)).

Der Anfang interkultureller Trainings geht auf den Anthropologen Edward T. Hall zurück, der in den 1950er Jahren Kulturtrainings für Angestellte des Foreign Service Institutes in den USA entwickelte. Heute werden in über 70 % der großen amerikanischen Firmen interkulturelle Trainings durchgeführt (Breidenbach/Nyíri 2004). Es hat sich eine ganze Industrie professioneller Interkulturexperten herausgebildet (vgl. dazu Dahlen 1997 und Hüsken 2003, 2004). Sowohl ihre Verkaufsargumente (interkulturelle Trainings von ins Ausland entsandten Experten erspare hohe Transaktionskosten und Versagensquoten) als auch ihre Konzepte werden von Kritikern zunehmend in Frage gestellt.

In der Auslandsvorbereitung von Entwicklungsfachleuten findet sich neben der landeskundlichen Vorbereitung meist auch ein kulturspezifisch orientiertes interkulturelles Trainingsmodul. Dabei erweisen sich in der Regel Trainings durch Rückkehrer (»Returnees«) ebenso wie Tandemlösungen mit einheimischem Co-Trainer, als besonders hilfreich. Die eingesetzten Methoden sind vielfältig und umfassen neben dem bekannten ► **Cultural Assimilator** und dem ► **Contrast Culture**-Ansatz auch komplexe Simulationen wie das ► **Fünf-Kulturen-Spiel**. Auch das gesamte Set sonstiger teilnehmerorientierter Trainingsmethoden wie Rollenspiele, Phantasie-reisen, Interaktionsübungen, Fallarbeit, Wahrnehmungs- und Selbsteinschätzungs-übungen kommt zum Einsatz. Seit einigen Jahren finden auch computergestützte interkulturelle Lernprogramme bzw. internetbasierte Angebote (E-learning) wie der »Cross-Cultural Assessor« oder das Lernprogramm »Gulliver« (vgl. Kölling 2000) Eingang in interkulturelle Trainings.



Methodenüberblick zu interkulturellen Trainings (aus Leenen 2001)

Interkulturelle Trainings beziehen sich implizit oder explizit auf einen Mix bekannter theoretischer und methodischer Ansätze. Häufig spielt dabei das kultur-differenzialistische Modell des holländischen Managementgurus Geert Hofstede eine tragende Rolle (► **Kulturdimensionen**). Die Kritik an dessen Kulturdimensionen-Modell lässt sich dabei auf fast alle mit standardisierten Kategorien arbeitenden Kulturerfassungs- und interkulturellen Trainingsansätze übertragen (für einen Überblick über solche Ansätze und Alternativen vgl. Köppel 2002).

In den letzten Jahren wird die Effektivität auslandsvorbereitenden interkulturellen Trainings für den Erwerb von ► **interkultureller Kompetenz** zunehmend in Frage gestellt. Alternativen sind das begleitende interkulturelle Coaching vor Ort oder, weiterführend, die interkulturelle Mediation durch einen neutralen, unparteiischen Vermittler (vgl. Clement/Clement 1999; Barmeyer 2000; Zülch 2004: 61 f.; mit kritischen Untertönen Bolten 1999b). ► **Lernen, interkulturelles**

**Transdifferenz / Transidentität** Die beiden Begriffe werden in der postmodernen Debatte im Zusammenhang mit der Auflösung des klassischen Kultur- und Identitätsbegriffes verwendet: »Im Zeitalter der Globalisierung einerseits und der Rückbesinnung vieler Gruppen auf ihre kulturelle Eigenart andererseits sind Differenz und interkulturelle Kommunikation wissenschaftliche Standardthemen geworden. Differenz lässt sich synchron, aber auch diachron, mit Blick auf sich verändernde oder ablösende Entwicklungsstufen von Individuen und Gruppen, verfolgen. Mit dem neuen Begriff Transdifferenz bezeichnet man die aus der tatsächlichen Vielfalt von Differenz und Interaktionsphänomenen resultierenden Vorgänge der Überlagerung von Zugehörigkeiten, die grenzüberschreitende Kombination von Loyalitäten und damit von Identitätsaspekten. Transdifferenz wird als Sammelbegriff für Phänomene wie ► **Hybridität**, ► **Transkulturalität** oder Transidentität gebraucht«. (Ulrich 2004; <http://www.kulturbermeneutik.uni-erlangen.de/>)

**Transkulturalität** Der Begriff wurde von Wolfgang Welsch in den 1990ern geprägt. Welsch reagiert mit dem Begriff Transkulturalität auf den Anachronismus, dass der im 17. Jahrhundert von Samuel von Pufendorf gefasste Kulturbegriff letztlich noch immer Einheiten beschreibt, in denen biologische (»Rasse«), geographisch-territoriale (»Land«), ethnische (»Volk«), historische (»Tradition«), linguistische (»Sprache«), moralische (»Werte und Normen«) und politische (»Staat«) Grenzen zusammenfallen. Diese Separiertheit und Homogenität sei heute vor dem Hintergrund von Migrationsbewegungen, der Zunahme regionaler und globaler Vernetzung, dem Einfluss der Massenmedien und der Binnendifferenzierung moderner Gesellschaften so nicht mehr vorhanden. Es komme deshalb künftig darauf an, »die Kulturen jenseits des Gegensatzes von Eigenkultur und Fremdkultur zu denken« (Welsch 2002; [http://www.ifa.de/zfk/themen/02\\_1\\_islam/dwelsch.htm](http://www.ifa.de/zfk/themen/02_1_islam/dwelsch.htm)).

Welschs Konzept ist als normativer Entwurf einer vernetzten globalen Gesellschaft sicher wünschenswert, aber er reflektiert kaum die Tatsache, dass trotz weltweiter Mobilität und Migration die meisten Menschen nach wie vor nicht als ›Global Player‹ durch die Welt jetten, sondern einen starken Bezug zum (Herkunfts-)Raum haben (► **Heimat**), und die heterogene Binnenstruktur heutiger Gesellschaften Grenzen nicht aufhebt. Nicht umsonst sind seine Beispiele erfolgreicher Transkulturalität zeitgenössische Schriftsteller, also Vertreter einer transkulturellen Elite.

► **Kultur** (dort auch weitere Kritik); ► **Kugelmodell von Kultur**; ► **Kultur als Fluxus**; ► **Integration**; ► **Third Culture**

**Translokale soziale Praxis** Kultur als translokale Praxis steht für die »gefilterte (Wieder-)einbettung« (re-embedding) einer bereits deterritorialiserten Lokalität im Zeitalter der Globalisierung; sie steht für die Gleichzeitigkeit und wechselseitige Durchdringung dessen, was traditionellerweise als das Globale und das Lokale bezeichnet wurde, und folgt damit Robertsons Idee der Globalisierung als ► **Glokalisierung**. (Reuter 2004: 4).

Translokale Praxis identifiziert den Ort der Grenzüberschreitung und nicht die Grenze als den eigentlichen Ort der Kultur (vgl. Hetzel 2002: 10). Sie betont, so Reuter weiter, eine Kultur der Anschluss- und Übergangsfähigkeit zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Theorien der Translokaltät haben normative Implikationen: Sie stellen die Dichotomie von traditionell/unterentwickelt versus modern/zivilisiert in Frage, decken (mit der Dependenztheorie) die lange Geschichte der machthaltigen Beziehungen zwischen Europa und der Peripherie heraus, betonen damit aber auch – in fast konservativkulturalistischer Manier die Beharrungskraft der inkorporierten und damit niemals rationalistisch einholbaren machtdurchtränkten Wissensbestände (Reckwitz 2001).

Andererseits werden gerade in empirischen Studien immer wieder die kreativen und subversiven Kompetenzen, die Unberechenbarkeit kultureller Akteure gegenüber den machthaltigen westlich-kolonialen Wissensbeständen betont. Kultur als translokale soziale Praxis bedeutet auch eine neue Form von Eingliederung, von sozialer Integration. Zum Ausdruck kommt dies in so genannten ► **»Diaspora-Lebensstilen«** mit eigenen Orientierungs- und Handlungsmustern, einem neuen System von Zugehörigkeiten und neuartigen Lebens- und Erwerbsverläufen. Diese werden durch globale Vernetzungstechniken, Interaktionsnetze, aber auch neue Ökonomien (Mitfahrzentralen, Call Center, Nahrungsmittelindustrie, Musik-Medienangebote für Migrant\*innen) auf Dauer gestützt (Reuter 2004: 10).

Für Zygmunt Bauman (1999) gibt es nur noch zwei translokale Kulturen: globalisierte Reiche (die erste Welt) und lokalisierte Arme (die zweite Welt). Die letzteren sind an den Raum gebunden und müssen dort ihre Zeit totschiagen, die ersteren

überwinden den Raum, haben aber zu wenig Zeit! (vgl. auch ► **Transmigration/ Transnationalisierung**) ► **Third Culture**

**Transnationaler sozialer Raum** Das Konzept des transnationalen sozialen Raums entspringt nach Wille der Migrationsforschung. »Es versucht, die durch Wanderung und Kulturtransfer bedingte aufgebrochene Ortsgebundenheit soziokultureller Phänomene und ihrer Mischformen vor der Denkfigur einer nationalstaatlichen Weltordnung theoretisch zu erfassen. Das Konzept fügt also das zusammen, was als unvereinbar gilt: zugleich hier und dort leben und handeln. Dabei wird davon ausgegangen, dass transnationale soziale Räume etwas Neues, etwas Drittes generieren: Neue Lebens- und Handlungszusammenhänge entstehen, die für ein Hier-wie-dort bzw. Sowohl-als-auch stehen. In der Migrationsforschung können somit soziale Räume beschrieben werden, die sich zwischen getrennten und geordneten Welten herausbilden« (vgl. Pries in Beck 1999, S. 55 ff., cit. in Wille 2003; Transnationaler sozialer Raum; <http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossartbisz.htm>).

► **Transnationalisierung**

**Transnationalisierung** Breidenbach/Zukrigl schildern die Vor- und Nachteile der Transnationalisierung sowie die Bildung transnationaler ethnischer Gemeinschaften eindrücklich: »Früher pflegten die meisten Migranten nur symbolisch die Zugehörigkeit zu ihrem Herkunftsland. Ob Hugenotten in Preußen oder Schwaben in den USA, die Einwanderer gliederten sich in ihre neue Heimat ein, lernten deren Sprache und Tischmanieren. Heute jedoch halten immer mehr Migranten wichtige Beziehungen zu ihren Herkunftsorten aufrecht. Sie sind zweifach an ihrem alten und neuen Wohnsitz verankert und pflegen aktiv verwandtschaftliche, wirtschaftliche, religiöse oder politische Bande über nationale Grenzen hinweg. Diese transnationale Orientierung ist durch moderne Kommunikations- und Transporttechnologien ermöglicht und vereinfacht worden. Aber sie resultiert ebenso aus der wirtschaftlichen und politischen Unsicherheit, die viele Migranten im Zuge der ökonomischen Umstrukturierung und des weit verbreiteten Rassismus empfinden. Wie sollten sie in einer solchen Situation auf ein Land allein setzen? Aus der Perspektive von Migranten kann Transnationalisierung zu einer instabilen »Weder-hier-noch-da«-Lebenssituation führen, in der sie den schnell wechselnden globalen Wirtschaftstrends schutzlos ausgeliefert sind. (...)

Beziehungen zu mehreren Staaten zu unterhalten ermöglicht den Migranten aber auch, zwischen den Vor- und Nachteilen einzelner nationaler Regime abzuwägen, als vorteilhaft empfundene Regeln zu befolgen und andere zu umgehen. (...)

Transnationale Gemeinschaften finden sich unter Marokkanern und Senegalesen in Italien, Polen, Türken und Kurden in Deutschland, Südasiaten in Großbritannien und Auslandschinesen weltweit. Die Intensivierung der Beziehungen zwi-

schen Herkunftsland und Diaspora manifestiert sich auch im so genannten ›Langstrecken-Nationalismus‹ (Benedikt Anderson). So spielen in ursprünglich lokalen Konflikten in Sri Lanka, im Kosovo, in Algerien, Mexiko oder auf den Philippinen immer mehr im Ausland lebende Bürger dieser Staaten eine wichtige Rolle (...).

Von den Medien als Trend weitgehend noch unentdeckt, stellt Transmigration Nationalstaaten vor neuartige Herausforderungen. Wie werden Loyalitäten jenseits von Steuerabgaben gesichert oder sogar aktiviert? Für welche Seite entscheiden sich die mobilen Bürger, wenn Konflikte dies erfordern? Gibt es Korrelationen zwischen der Integrationsbereitschaft der Transmigranten und dem Grad ihrer Mobilität? Für einige Migrantengruppen stellt wiederum die weltweit verstreute transnationale ethnische Gemeinschaft einen dritten Orientierungspunkt dar. So sind die im letzten Jahrzehnt aus der Volksrepublik China ausgewanderten Migranten durch ein dichtes Netz aus Printmedien, Satelliten-TV, Websites, Auslandschinesen-Organisationen und persönliche Beziehungen miteinander verbunden. Die in diesem Geflecht zwischen Herkunftsland, Wohnort und transnationaler Gemeinschaft entstehenden Lebens- und Identitätsformen sind noch weitgehend unerforscht.« (Breidenbach/Zukrigl 2002b; <http://www.dasparlament.de/2002/12/Beilage/004.html>). ► **Transnationaler sozialer Raum**

**Tribalismus** Wörtlich: Stammesorientierung. Tribalismus wurde erstmals in den 40er und 50er Jahren des letzten Jahrhunderts im Rahmen der Arbeitsmigration und Ausbildung urbaner Ethnizität in südafrikanischen Städten untersucht. Hatten frühere Studien eine ›Detribalisierung‹ in den Städten festgestellt, so zeigte sich zunehmend, »dass Stadt und ländliche ›tribal homes‹ unterschiedliche soziale Felder darstellten, in denen Migranten jeweils verschiedene, situationsangemessene Verhaltensweisen und Organisationsformen entwickelten« (Lentz o.J.: 6). Bisweilen konnte dies sogar zu einer Kreation neuer ethnischer Gruppierungen in der Stadt führen. ► **Ethnisierungsprozesse**

Heute wird der Ausdruck gelegentlich abwertend für Re-Ethnisierungsprozesse in Staaten mit schwachem Staatsapparat gebraucht. Bei schwachem Staat suchen die Bürger nach Alternativen des Zugangs zu staatlich verteilten Ressourcen, der Konfliktschlichtung und zum Schutz vor Gewalt. Eine Möglichkeit ist der Bezug auf ► **Wir-Gruppen**. ► **Ethnizität** bzw. Tribalismus mit seinen naturalisierenden Ideologien von Abstammung, ► **Rasse** etc. kann solche Wir-Gruppen-bezogenen klientelistischen Netzwerke stabilisieren (Elwert 1999a: 384).



**Überschneidungssituationen, kulturelle** Der Begriff wird vor allem im Rahmen der interkulturellen Pädagogik gebraucht, um Situationen zu beschreiben, in denen Mitglieder verschiedener Kulturen aufeinander treffen. Kontexte solcher Überschneidungssituationen sind nach Kiel (2001) Übergangsgesellschaften, multikulturelle Gesellschaften, die vielfältigen Formen von Kulturaustausch und insgesamt die vielfachen kulturellen-, staaten- und regionenübergreifenden Verflechtungen im Rahmen des Globalisierungskontextes. »Manifestationen solcher Verflechtungen sind internationale Organisationen wie UNO oder UNESCO, regionenübergreifende Verträge wie etwa das Welthandelsabkommen der Gatt-Verträge, weltweit agierende Wirtschaftsunternehmen wie etwa IBM, aber auch internationale Organisationen wie Greenpeace oder World-Watch, die sich bemühen, drohenden globalen Umweltkatastrophen entgegenzuwirken.« (Kiel 2001; [http://www.friedenspaedagogik.de/themen/globalern/gl\\_20.btm](http://www.friedenspaedagogik.de/themen/globalern/gl_20.btm))

**UNESCO** Auf ihrer 31. Generalkonferenz, an der 185 Delegationen von Mitgliedsstaaten, 57 zwischenstaatliche Organisationen und über 300 NROs teilnahmen, verabschiedete die UNESCO am 2. November 2001 in Paris die »Allgemeine Erklärung zur kulturellen Vielfalt«. (UNESCO 2001; <http://unesdoc.unesco.org/images/0012/001271/127160m.pdf>)

In zwölf Artikeln und 20 Leitlinien wird das Verhältnis zwischen Kultur und Entwicklung neu gefasst, ► **kulturelle Vielfalt** dabei in bewusster Analogie zur biologischen Vielfalt der Natur als gemeinsames Erbe der Menschheit und als eine der Voraussetzungen für Entwicklung beschrieben.

Die UNESCO hat inzwischen eine »Strategie für den Dialog der Kulturen« verabschiedet, die die Globale Agenda implementieren soll (»intensifying the dialogue among communities, cultures and civilizations«, Mai 2002). Ebenfalls im Zusammenhang mit der Weltdekade entstand das »Kultur in der Nachbarschaft«-Projekt, das heute als europäisch-afrikanisches Partnerschaftsprojekt weitergeführt wird. Hier verschiebt sich das bisherige UNESCO-Verständnis von Kultur im Sinne von »cultural diversity« zur sozialen Integration und Partizipation unterschiedlicher Gruppen in multikulturellen Nachbarschaften auf lokaler Ebene und damit zum Anspruch des ► **kulturellen Pluralismus** (»from diversity to pluralism«). Vgl. zur Geschichte auch ► **Mondiacult**.

# V

**Verwaltungskultur** Verwaltungskultur leitet sich aus dem Konzept der ► **Organisationskultur** ab. Sie bildet nach Wille (2003) ein Subsystem der Landeskultur und ist von ihr geprägt: »Die in einschlägiger Fachliteratur diskutierte Kontroverse, ob Organisationen von Landeskulturen geprägt sind, wird begrifflich mit ›culture bound‹-These vs. ›culture free‹-These gefasst. Ausgehend von der Kulturgebundenheit des Menschen sind auch Organisationen, an denen Menschen partizipieren, geprägt von der sie umgebenden Kultur. Im Gegensatz dazu betrachten Verfechter der ›culture free‹-These Organisationen völlig frei von kulturellen Einflüssen: Sie gehen davon aus, dass Organisationen universalen Bedingungen unterliegen, die keine kulturspezifischen Ausprägungen erfahren. Die skizzierten Auffassungen repräsentieren Extrempositionen, die in ihrer Reinform kaum haltbar sind. Laut Köppel liegen vor allem in den Wirtschaftswissenschaften empirische Belege dafür vor, dass universale Ähnlichkeiten eher im Makrobereich (Organisationsstrukturen, Technologien) und Unterschiede eher auf der Mikroebene (bspw. Verhalten von Mitarbeitern) zu finden sind (vgl. Köppel 2002: 35 ff.)« (Wille 2003; Verwaltungskultur; <http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossartbisz.btm>).

**Vielfalt, intrakulturelle** »Im Gegensatz zu ›inter‹ verweist die Vorsilbe ›intra‹ nicht auf ein drittes ›Dazwischen‹, sondern auf ein ›Innerhalb‹. Im Sinne des weiten ► **Kulturbegriffs** ist damit folglich die Interaktion zwischen Angehörigen von ► **Subkulturen** innerhalb eines Lebenswelt-Netzwerkes als intrakulturell zu bezeichnen. Diese Differenzierung ist allerdings notwendig unscharf und muss es auch bleiben, weil die Grenzen zwischen Inter- und Intrakulturalität fließend sind. Erklärbar wird aber, dass und warum z. B. oberflächenstrukturell ein deutscher und ein chilenischer Bäcker mehr Gemeinsamkeiten aufweisen und sich eventuell besser verstehen als der gleiche deutsche Bäcker mit seinem Nachbarn, einem deutschen Mathematiker« (Interkulturelle Kompetenz Online 2004; [http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thueringen.de/a_bis_z/)).

Gerade die binnenkulturellen Differenzen werden von den an Nationalstereotypen orientierten Ansätzen (► **Kulturdimensionen**; ► **Kulturstandards**) meist völlig ausgeblendet. Aber auch in der EZ wird intrakulturelle Vielfalt oft vernachlässigt; man denkt in Kategorien, früher in Rassen, dann in Ethnien und Gemeinschaften. Dennoch ist es gerade für EZ-Vorhaben wichtig, die Heterogenität zu beachten. Die Vielfalt bezieht sich z. B. auf unterschiedliche Sprachen oder Dialekte, unterschiedliche Religionen, Traditionen etc., aber auch auf verschiedene Schichten und Generationen.

**Vielfalt, kulturelle / Social Diversity / Cultural Diversity** Taylor Cox Jr., einer der führenden Diversity-Wissenschaftler in den USA, fasst den Begriff als den Mix von Menschen innerhalb eines Sozialsystems, die erkennbar unterschiedliche, sozial relevante Gruppenzugehörigkeiten haben (vgl. Cox/Beale 1997: 1). Wird die Unterscheidung auf der Basis von Sprache, Verhaltensnormen, Werten, Lebenszielen, Denkstilen oder Weltanschauungen vorgenommen, hat sie also kulturelle Relevanz, sprechen die Autoren von kultureller Diversität (vgl. Cox/Beale 1997: 2).

Ethnologische Studien zur Vielfalt in Kulturen können für das Verständnis und die Verbesserung formaler Organisationen fruchtbar gemacht werden. »Diversität ist nicht einfach größer oder kleiner: Gesellschaften und Organisationen sind unterschiedlich verschieden! In der öffentlichen Debatte über Kultur wie auch in der Organisationsforschung steht ›Kultur‹ meist für Unterschiede, für Differenz. Die Betonung der Unterschiede zwischen Kulturen führt jedoch zu blinden Flecken. Erstens bleiben die Gemeinsamkeiten zwischen Kulturen unbeachtet. Zweitens übersieht man die Unterschiede innerhalb von Kulturen« (Antweiler 2003c).

► **Vielfalt, intrakulturelle**

›Diversity‹ wird fast immer bewertet, meistens positiv (während z. B. ›Heterogenität‹ oft als negativ gilt). Der englische Begriff umfasst ein Bedeutungspaar, das ganz unterschiedliche normative Setzungen erlaubt: einerseits Unterschiedlichkeit im Sinne von Andersartigkeit (differentness), andererseits Mannigfaltigkeit (biodiversity) im Sinne von Typen- oder Artenvielfalt. Einigkeit besteht in der neueren Diversity-Forschung über folgende Aussagen:

1. dass jedes Attribut /jede Kategorie, die in einer Gruppe unterrepräsentiert ist, potentiell zur Basis für Kategorisierung werden kann;
2. dass bestimmte demografische Charakteristika (phys. Erscheinung, Geschlecht, Alter) auffälliger sind und deshalb leichter zur sozialen Kategorisierung herangezogen werden;
3. dass Rasse/Ethnizität, Gender, Klasse und sexuelle Orientierung institutionell wie kulturell konstruiert und deshalb prinzipiell veränderbar sind;
4. dass jede dieser Dimensionen sozialer Organisation dichotom konstruiert ist (weiß/nichtweiß; Frauen/Männer; usw.);
5. dass sich jede Dimension auch aus Anteilen der anderen konstituiert (›ungeschlechtliche weiße Person‹);
6. dass die Ideen und Regeln, durch die soziale Identitäten im Westen konstruiert werden, Teil eines größeren, dem Aufklärungsparadigma verpflichteten Denk- und Organisationsmusters sind (vgl. Cox/Beale 1997; auch Schönhuth 2003).

Die UNESCO-Deklaration zur kulturellen Vielfalt von 2001 ([http://www.unesco.de/pdf/deklaration\\_kulturelle\\_vielfalt.pdf](http://www.unesco.de/pdf/deklaration_kulturelle_vielfalt.pdf)) betrachtet sie als ebenso wichtig wie die Biodiversität; sie stellt einen Nutzen gegenwärtiger und künftiger Generationen dar. Kulturelle Vielfalt wird als eine der Wurzeln von Entwicklung betrachtet, wobei diese nicht allein im Sinne des wirtschaftlichen Wachstums gefasst werden soll, sondern als Weg zu einer erfüllteren intellektuellen, emotionalen, moralischen und geistigen Existenz.

Pragmatischer geht die Betriebswirtschaftslehre an den Begriff heran. Aus ihrer Sicht stellt Diversität noch keinen Wert an sich dar. Denn meist müssen für vielfältigere Möglichkeiten auch höhere Kosten kalkuliert werden. Andererseits kann es aus strategischen Gründen für ein Unternehmen auch wichtig sein, über mehrere Handlungsalternativen zu verfügen. Im Vordergrund stehen für die Betriebswirtschaftler deshalb die Fragen: Wozu wird Vielfalt benötigt? Was kostet Vielfalt? Welcher Zusatznutzen ergibt sich?

► **UNESCO/Kultur**; ► **Entwicklung**; ► **Intrakulturelle Vielfalt**; ► **kultureller Pluralismus**

**Volk** »Volk ist ein emotional hoch aufgeladener Ausdruck mit stark schwankendem Inhalt. Mal ist er eher ► **Ethnie**, mal eher ► **Nation**, dann gar die ›breite Masse‹, die ›einfachen‹ Mitglieder einer Gesellschaft [›wir sind das Volk ...‹ ms], oder sind Träger der bäuerlichen Kultur gemeint. Der Terminus hat insbesondere im deutschen Sprachraum eine Karriere als asymmetrischer Gegenbegriff zu Staat hinter sich« (Elwert 1999b: 400).

Für Hansen (2000) besteht die Kollektivität eines Volkes aus dem Repertoire seiner gemeinsamen geistigen Ressourcen, aus dem sich die Individuen bedienen, unbeschadet der Rasse oder ethnischen Herkunft, Schicht, Geschlecht oder Individualität. Im Gegensatz zur ► **Nation**, die als eine rein politische im 19. Jahrhundert entstandene staatliche Organisationsform bezeichnet werden könne, fasst er Volk als ein Kollektiv mit »belastbarer innerer Kohäsion« auf, das auch ohne äußeren politischen Zwang zusammenhält. Dieser innere Zusammenhang gründet vor allem auf dem Faktor Zeit, der ein Mehr an kommunikativ entwickelten und dem Mitglied als Verhaltensangebot unterbreiteten Verhaltensweisen ermöglicht. Es bilden sich Gemeinsamkeiten heraus (Sprache, Rituale, Bräuche, Umgangsformen, gemeinsame Diskurse, Mentalitäten), die eine eigene Lebenswirklichkeit schaffen und transgenerationell weitergegeben werden. Dieses kulturelle Gedächtnis ist die Voraussetzung für ein Selbstbild, das bei Solidaritätsbedarf (Abgrenzung gegenüber Fremdbildern) zur Volksidentität heranreifen kann, mit entsprechend konstruierten Mythen der Volksgründung, Geschichte etc. (vgl. Hansen, 2000: 225 ff.)

**Völker, indigene** Indigene Völker (im Englischen auch: ›indigenous peoples,‹ ›indigenous ethnic minorities,‹ ›tribal groups,‹ ›scheduled tribes‹) ist eine relativ junge Lehnübersetzung, wahrscheinlich vom spanischen ›Pueblos indígenas‹. In internationalen politischen Zusammenhängen ist ›Indigene Völker‹/›Indigenous Peoples‹/›Pueblos Indígenas‹ die übliche Sammelbezeichnung für Ureinwohner-völker aller Kontinente, während in nationalen Zusammenhängen oft andere Sammelbegriffe verwendet werden (z. B. Aborigines, Native Americans, First Nations, Adivasi). Die heute meistgebrauchte Definition dieses Begriffs geht auf UN-Sonderberichtersteller José Martínez-Cobo zurück, der diesen 1986 an vier Kriterien knüpfte (hier in der präzisierten Form der Working Group on Indigenous Populations; WGIP 1996):

1. Zeitliche Priorität in Bezug auf die Nutzung oder Besiedlung eines bestimmten Territoriums: Indigene Völker sind relativ die ›ersten‹ Bewohner eines Gebiets.
2. Die freiwillige Bewahrung kultureller Besonderheit (voluntary perpetuation of cultural distinctiveness), die die Bereiche Sprache, Gesellschaftsorganisation, Religion und spirituelle Werte, Produktionsweisen und Institutionen betreffen kann: Indigene Völker sind kulturell deutlich von der Mehrheitsgesellschaft unterschieden.
3. Selbstidentifikation und Anerkennung durch andere als eine distinkte Gemeinschaft: Die Betroffenen müssen selbst mehrheitlich der Ansicht sein, dass sie einer distinkten Gruppe (einem Volk) angehören und dass dieses als ›indigen‹ anzusehen ist. Gleichzeitig muss diese Ansicht von anderen, etwa von Angehörigen anderer indigener Völker in nennenswertem Umfang geteilt werden.
4. Eine Erfahrung von Unterdrückung, Marginalisierung, Enteignung, Ausschluss oder/und Diskriminierung, wobei diese Bedingungen fortbestehen oder nicht: Der Grad der heute fortbestehenden Unterdrückung kann höchst unterschiedlich sein, von struktureller Benachteiligung bei Aufstiegsmöglichkeiten bis hin zu Zwangsvertreibung und Ausrottung. Als Gruppe erfahrene Unterdrückung ist in jedem Fall konstitutiv für das politische Selbstverständnis indigener Völker.

Eine exklusive, ›harte‹ Definition des Begriffs ›Indigene Völker‹ kann und soll es nach Ansicht ihrer VertreterInnen, aber auch der UNO-Arbeitsgruppe über indigene Bevölkerungen nicht geben. Ein zentrales Element der Unterscheidung indigener Gemeinschaften von der nicht-indigenen Mehrheitsgesellschaft ist oftmals die besonders enge Bindung indigener Kulturen an ihr jeweiliges Territorium sowie die besonders enge Beziehung zu diesem, die zumeist auch spirituelle

Dimension besitzt. (Text leicht gekürzt nach Wikipedia 2004: Ureinwohner; <http://de.wikipedia.org/wiki/Ureinwohner>).

Die Gruppe indigener Völker umfasst etwa 350 Millionen Menschen in mehr als 70 Ländern der Welt und repräsentiert mehr als 5000 Sprachen und Kulturen. Viele von ihnen leben heute am Rande der Gesellschaft und sind von grundlegenden Menschenrechten und speziell kulturellen Rechten abgeschnitten. International beschäftigen sich Organisationen wie die 1969 gegründete Survival International um die Belange indigener Gruppen (<http://www.survivalinternational.org/>). In Deutschland und der Schweiz ist dies vor allem die Gesellschaft für bedrohte Völker (<http://www.gfbv.de/>; bzw. <http://www.gfbv.ch/>).

EZ mit indigenen Völkern setzt oft eine Analyse des rechtlichen Rahmens (etwa den Rechten der Indigenen an dem von ihnen bewohnten Land) voraus. Indigene Völker unterscheiden sich von ► **ethnischen Gruppen** oder ► **Minderheiten** durch den historischen Raumbezug, den letztere nicht notwendigerweise haben. (vgl. dazu auch das BMZ-Konzept zur Entwicklungszusammenarbeit mit indianischen Bevölkerungsgruppen in Lateinamerika 1996; BMZ-Konzepte Nr. 73). ► **Indigene Völker oder indigene Menschen**

**Volksgemeinschaft** Nach einer Definition des Nordrhein-westfälischen Innenministeriums wird darunter »... ein streng hierarchisch gegliedertes Gemeinwesens verstanden, in dem der Staat und ein ethnisch homogenes Volk zu einer Einheit verschmelzen und in dem alle Klassen und Standesschranken aufgehoben sind. Die staatliche Führung handelt intuitiv nach dem einheitlichen Willen des Volkes, der Einzelne ordnet seine Interessen dem Wohl der Volksgemeinschaft unter. (...)

Bereits Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Volksgemeinschaft als gesellschaftliches Ideal den damaligen sozialen Gegensätzen entgegengehalten. Der individualistischen und allein von wirtschaftlichem und politischem Nutzen dominierten Gesellschaft wurde die durch gewachsene Strukturen gekennzeichnete Gemeinschaft von Familie, Nachbarschaft oder Volk gegenübergestellt (Ferdinand Tönnies, 1887). (...)

Zur nationalsozialistischen Volksgemeinschaft konnte nur zählen, wer der ›arischen Rasse‹ angehörte und sich uneingeschränkt zur nationalsozialistischen Weltanschauung bekannte. Somit waren ›fremdvölkische‹ Menschen vor allem Juden von vornherein ausgeschlossen. (...)

Das wirkliche Ziel dieser Ideologie war aber nicht eine Gemeinschaft freier Individuen, sondern eine ›opferbereite Volks und Leistungsgemeinschaft‹, die mechanisch den Befehlen ihres Führers gehorcht. Bis heute berufen sich Teile des Rechtsextremismus auf die Ideologie der Volksgemeinschaft: (...)

Unverändert gewinnt die Ideologie der Volksgemeinschaft ihre Attraktivität aus dem Bedürfnis nach Geborgenheit und Zusammenhalt vor allem dann, wenn vorhandene gesellschaftliche Strukturen als anonym und seelenlos empfunden werden. Ein Gemeinwesen nach dem Prinzip der Volksgemeinschaft wäre jedoch zwangsläufig durch eine autoritäre Führung der Eliten ohne hinreichende demokratische Legitimation und die Ausgrenzung von Menschen anderer Ethnien und Andersdenkender gekennzeichnet.« (Innenministerium Nordrheinwestfalen 2004; <http://www.im.nrw.de/sch/334.btm#>).

**Vorurteile** Im Alltagsverständnis bezeichnet ein Vorurteil ausgeprägte positive und negative Urteile oder Einstellungen eines Mitmenschen, wenn diese für nicht realitätsgerecht gehalten werden und der Betreffende trotz Gegenargumenten nicht von seiner Meinung abrückt (vgl. Bergmann 2001: 3; [http://www.bpb.de/publikationen/06326183875113700648751910550387,0,0,Was\\_sind\\_Vorurteile.html](http://www.bpb.de/publikationen/06326183875113700648751910550387,0,0,Was_sind_Vorurteile.html)).

In der wissenschaftlichen Vorurteilsforschung (v.a. Psychologie, Sozialpsychologie und Soziologie) werden darunter nur solche soziale Urteile subsumiert, die gegen anerkannte menschliche Normen verstoßen, insbesondere Normen der Rationalität (d. h. vorschnelles Urteilen), der Gerechtigkeit (Gleichbehandlungsgrundsatz nicht eingehalten) und der Mitmenschlichkeit (Intoleranz und Ablehnung des Anderen als Mitmensch, Fehlen von Empathie). »Vorurteile sind demnach stabile und konsistent negative Einstellungen gegenüber einer anderen Gruppe bzw. einem Individuum, weil es zu dieser Gruppe gerechnet wird« (Bergmann 2001: 3; [http://www.bpb.de/publikationen/06326183875113700648751910550387,0,0,Was\\_sind\\_Vorurteile.html](http://www.bpb.de/publikationen/06326183875113700648751910550387,0,0,Was_sind_Vorurteile.html)).

Gordon W. Allport hat in seiner klassischen Arbeit »The nature of prejudice« von 1954 das Vorurteil durch folgende Merkmale charakterisiert:

1. Es ist ein voreiliges Urteil, d. h. ein Urteil, das überhaupt nicht oder nur sehr ungenügend durch Reflexionen oder Erfahrungen gestützt oder sogar vor jeglicher Erfahrung/Reflexion aufgestellt wird.
2. Es ist meist ein generalisierendes Urteil, d. h. es bezieht sich nicht nur auf einen Einzelfall, sondern auf viele Urteilsgegenstände.
3. Es hat häufig den stereotypen Charakter eines Klischees und wird vorgetragen, als sei es unwiderlegbar.
4. Es enthält neben beschreibenden oder theoretisch erklärenden Aussagen direkt oder indirekt auch richtende Bewertungen von Menschen, Gruppen oder Sachverhalten.
5. Es unterscheidet sich von einem Urteil durch die fehlerhafte und vor allem starre Verallgemeinerung.

Allport empfiehlt, Vorurteile gegenüber Personen durch gemeinsame Tätigkeiten zu überwinden. Seiner Ansicht nach reicht es nicht, nur Informationen über die betreffende Person einzuholen, da Vorurteile stärker als »Voreingenommenheit« seien. (Wikipedia 2004: Vorurteil; <http://de.wikipedia.org/wiki/Vorurteil>)

Bergmann betont, dass die heutige Vorurteilsforschung weniger nach der Struktur und dem Inhalt von Vorurteilen, als vielmehr nach den Funktionen dieses »falschen« Denkens fragt. Nach Schmalz-Jacobsen/Hansen (1997: 246 ff.) haben Vorurteile folgende Funktionen. Sie dienen:

- der Orientierung in unübersichtlichen Situationen und Verhältnissen. Damit erlauben sie Verhaltenssicherheit; sichern die Herstellung und Aufrechterhaltung von Selbstwertgefühl.
- der Gruppenbildung durch Ein- und Ausgrenzungen. Sie ermöglichen Diskriminierung ohne Gewissenskonflikt. Vorurteile erlauben Aggressionsverschiebung auf Fremdgruppen zur Sicherung der Eigengruppe. Mit diesen Eigenschaften als Ausgangspunkt kommt es zu Ungleichbehandlung.
- der Legitimation und Rechtfertigung von Herrschaftsausübung. Sie helfen, den Status quo der Machtverteilung zwischen Minderheiten und Mehrheiten zu erhalten.
- der Stabilisierung von Herrschaftsverhältnissen durch Bereitstellung von »Sündenböcken«. Sie führen zu Solidaritätserwartungen innerhalb von Gruppen.

Vorurteile werden insbesondere auch im Umgang mit ethnischen Minderheiten im eigenen Land relevant. Sie können durch Aufklärung, Information oder Begegnungen und konkrete Erfahrungen in Urteile verändert werden. Allerdings betonen Schmalz-Jacobsen/Hansen auch, dass einmalige Schulungen oder Trainings zu Vorurteilen nur zu Teilnehmern führen, die keine Vorurteile mehr zugeben. »Die dauerhafte Überwindung eines Vorurteils setzt voraus, dass eine als positiv erlebte Erfahrung mit Angehörigen einer Fremdgruppe nicht als Ausnahme interpretiert, sondern als Erwartung an alle Angehörigen dieser Fremdgruppe gerichtet werden kann« (Schmalz-Jacobsen/Hansen 1997, 246 ff.).



**Welt(kultur)erbe** »Die UNESCO-Liste des Welterbes besteht aus dem Weltkulturerbe und dem Weltnaturerbe. Insgesamt umfasst sie 788 Denkmale in 134 Ländern (Stand 2004). Davon sind 611 Kulturdenkmale (K) und 154 Naturdenkmale (N), weitere 23 Denkmale gehören sowohl dem Kultur- als auch dem Naturerbe an (K/N). Die UN-Sonderorganisation unterstützt bei den auf der Liste geführten Objekten, deren Schutz und/oder die Restaurierung durch fachliche und materielle Hilfe.

Grundlage dafür ist eine 1972 in Stockholm verabschiedete UNESCO-Konvention zum Schutz des Kultur und Naturerbes der Welt. Sie ist 1975 in Kraft getreten. Um in die Liste aufgenommen zu werden, genügt das Vorhandensein mindestens eines von sechs definierten Merkmalen. Das schutzwürdige Objekt muss: von einzigartigem künstlerischeM Wert sein; starken kulturellen Einfluss auf eine Region oder Epoche ausüben; von großem Seltenheitswert oder Alter sein; für eine bestimmte künstlerische Entwicklung beispielhaft sein; für eine bestimmte Architekturepoche stehen; bedeutungsvoll im Zusammenhang mit herausragenden Ideen oder historischen Gestalten sein.

Den Anstoß zum Übereinkommen gab zuvor der Aufruf der UNESCO vom 8. März 1960, die durch den Bau des Assuan-Staudammes vom Nil bedrohten Denkmäler in Nubien für die Nachwelt zu retten. Einmal im Jahr, normalerweise Anfang Juli, trifft sich das UNESCO World Heritage Committee, um über die Aufnahmeanträge der Staaten für neue Denkmäler zu entscheiden. Bei diesen Sitzungen wird auch über den Zustand bereits aufgenommener Denkmäler beraten. In die Rote Liste des Welterbes werden besonders gefährdete Objekte aufgenommen und zwar selbst dann, wenn der zuständige Unterzeichnerstaat keinen Antrag an die UNESCO stellt.

Seit 2004 befinden sich 35 Denkmäler auf dieser Liste. So ist beispielsweise der Kölner Dom im Juli 2004 auf die Rote Liste des Welterbes genommen worden, nachdem die Stadt Köln entschieden hatte, ihre Hochhauspolitik, die den Blick auf den Dom einschränkt, fortzusetzen.« (vgl. für den gesamten Eintrag: Wikipedia 2004: Welterbe; <http://de.wikipedia.org/wiki/Welterbe>)

**Weltanschauung** Philosophisch auf Wilhelm von Humboldt zurückgehender, seit der Romantik vielfach verwendeter Begriff, der heute »eine in sich einheitliche, nicht notwendig vollständig bewusste Gesamtauffassung von Struktur und Wesen, Ursprung und Sinn der Welt und des menschlichen Lebens in ihr darstellt« (Höffe 1997: 328).

Weltanschauungen sind das charakteristische, umfassende Bezugssystem des Erkennens für Kulturen, aber auch für Gruppen und Bewegungen. In Absetzung zum ► **Weltbild** einer Gesellschaft ist Weltanschauung eher vorwissenschaftlich und beinhaltet auch immer eine wertende Stellungnahme. Sie hat also normativen Charakter und ist rationalen Argumenten oder Kritik gegenüber nicht unbedingt zugänglich. Sie kann dann leicht zur dogmatisch verteidigten Doktrin werden (vgl. Höffe 1997: 328 f.).

Eine Weltanschauung gibt einen Begriff davon, wie die Welt funktioniert und strukturiert ist (was ist die Natur der Welt, welches Menschenbild haben wir). Sie gibt eine Erklärung dafür, warum die Welt so funktioniert und strukturiert ist, und sie gibt eine Extrapolation in die Zukunft (wie wird sich die Welt entwickeln, was geschieht nach dem Tod?). Weltanschauungen beinhalten ethische Werte, die Vorstellung von einem guten Leben und eine Erkenntnistheorie (vgl. Wikipedia 2004; Weltanschauung; <http://de.wikipedia.org/wiki/Weltanschauung>). ► **Weltbild**

**Weltbank** Soziokulturelle Aspekte im Sinne eines »Social development« spielten bei der Weltbank schon seit den 1980er Jahren eine, wenn auch bescheidene, Rolle. Aktivitäten der Weltbank im Bereich ›Kultur und Entwicklung‹ bezogen sich in den letzten Jahren unter anderem auf den Respekt für Kulturen und indigene Gruppen, auf ► **»social capital«**, auf den wachsenden Gebrauch partizipativer Forschung in länderbezogenen Armutsanalysen und auf Kultur als »wichtigen Aspekt« des Entwicklungsprozesses. Wichtige Meilensteine waren der groß angelegte partizipativ erhobene Baseline Survey »Voices of the Poor« (Narayan 2001 a+b; ► **Armut**) und der Millenniums-Entwicklungsbericht der Weltbank zu Armut (World Bank 2000), der erstmals den ► **Empowerment**-Begriff als maßgeblichen Pfeiler für eine armutsorientierte Entwicklung einführte.

Trotz dieser zahlreichen Aktivitäten ist die ausgesprochen optimistische Conclusio von Rao/Walton (2004) in ihrem Sammelband zur Weltbankkonferenz zu Kultur und Armut von 2002 nicht nachzuvollziehen, dass Kultur im Design von Entwicklungsstrategien in der Weltbank ebenso bedeutenden Stellenwert einnehmen könnte wie die Ökonomie (Rao/Walton 2004: 13). So verfügt die Weltbank weder über ein einheitliches Konzept zum Verhältnis von Kultur und Entwicklung noch gibt es zu einem spezifischen Thema »culture and development« zentrale Ansprechpartner oder Fachleute in den Sektor- und Fachabteilungen. Elemente dessen, was in Deutschland unter soziokulturellen Kriterien der EZ und in der EZ subsumiert wird, werden unter verschiedenen, sich laufend ablösenden Schlagworten behandelt, von denen gegenwärtig »cultural heritage« und »social capital« am häufigsten Verwendung finden.

Die Weltbank kann bezüglich der konzeptionellen Arbeit und ihrer Außenwirkung durchaus als ›Keyplayer‹ im Bereich Kultur und Entwicklung betrachtet wer-

den. Sie hat jedoch andererseits bezüglich der soziokulturellen Qualifikation ihrer Mitarbeiter/innen und der Verankerung des Themas in der konkreten Projekt- und Programmarbeit für die deutsche EZ letztlich keinen Vorbildcharakter. Die Berücksichtigung (sozio)kultureller Faktoren bei der Weltbank dient weniger der Adaptation von Vorhaben an kulturelle Gegebenheiten, sondern ist primär dem Safeguard-Gedanken untergeordnet. Da unterstellt wird, dass die Weltbank selbst keine Projekte durchführt, spielt auch die soziokulturelle Kompetenz von Projektmanagern und Sektorfachleuten innerhalb der Weltbank eine eher untergeordnete Rolle.

Mit dem Social Analysis Sourcebook der Social Analysis Thematic Group von 2002 versucht die Weltbank seit neuestem, komplexere soziale Zusammenhänge (»what goes into making a society function well?«; »what makes for countries that have a history of inclusivity and equity?«) zu erfassen. Ob mit diesem Instrument soziale Wirklichkeit in weltbankfinanzierten Projekten und Programmen besser abgebildet werden kann, steht noch offen. Das Instrument befindet sich gerade in der Erprobungsphase (vgl. Schönhuth 2004b).

**Weltbild** Philosophisch der im Gegensatz zur ►**Weltanschauung** für Kritik und rationale Argumente zugängliche Teil der Weltdeutung. In der kulturwissenschaftlichen Literatur aber weitgehend synonym mit Weltanschauung verwandt, als meist nicht bewusst reflektiertes erkenntnis- und handlungsleitendes Weltdeutungsmodell. In demographisch kleinen und isoliert lebenden Gemeinschaften entwickeln sich vergleichsweise geschlossene Weltbilder mit interner Logik (common sense), die allgemein unhinterfragt bleibt. (Vgl. Illius 1999: 407)

Mit dem Weltbild bestätigt sich eine Gesellschaft den eigenen rechten Weg und richtigen Standort. Die damit häufig verbundene positive Verabsolutierung des Eigenen führt vor allem in agrarischen Gesellschaften zum Phänomen des »konzentrischen Dualismus«: Im Zentrum herrscht ein Höchstmaß an Ordnung und positiven Werten. An der Peripherie wohnen Mängelwesen oder Unterentwickelte, dahinter droht das Chaos (»Barbarei«).

Bewusst gemacht und in einer Art Horizonterweiterung relativiert werden Weltbilder erst in Kulturkontaktsituationen (vgl. Streck 2000: 291 ff.; Illius 1999: 407).

#### ► **Weltanschauung**

**Weltethos** Die Frage nach einem »Weltethos« geht zurück auf eine Programmschrift von Hans Küng, 1990. In ihr wird programmatisch die Idee entwickelt, dass die Religionen der Welt nur dann einen Beitrag zum Frieden der Menschheit leisten können, wenn sie sich auf das ihnen jetzt schon Gemeinsame im Ethos besinnen: auf einen Grundkonsens bezüglich bestehender verbindender Werte, unverrückbarer Maßstäbe und persönlicher Grundhaltungen.

1993 verabschiedete das Parlament der Weltreligionen die »Erklärung zum Weltethos«, mit der sich Vertreter aller Religionen über Prinzipien eines Weltethos verständigt und sich auf vier unverrückbare Weisungen verpflichtet haben:

1. Verpflichtung auf eine Kultur der Gewaltlosigkeit und der Ehrfurcht vor allem Leben,
2. der Solidarität und eine gerechte Wirtschaftsordnung,
3. der Toleranz und ein Leben in Wahrhaftigkeit,
4. der Gleichberechtigung und Partnerschaft von Mann und Frau.  
(vgl. <http://www.weltethos.org/index.htm>).

Der UNESCO-Report formuliert als »Global Ethics«:

1. Human rights and responsibilities,
2. democracy and the elements of civil societies,
3. the protection of minorities,
4. commitment to peaceful conflict-resolution and fair negotiations,
5. equity within and between generations.

Er orientiert sich damit, ähnlich wie die Positivliste des BMZ, weitgehend an der Essenz der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte.

**Weltgesellschaft** Politisch ist die Weltgesellschaft mit dem Modell einer globalen Gesellschaftsordnung (Weltföderalismus) und einer tragfähigen Weltinnenpolitik verbunden (vgl. z. B. Mögle-Stadel, 1996; Gosepath/Merle 2002).

Kulturell wird die sich globalisierende Welt zwar durch ein globales Referenzsystem einer wachsenden Anzahl universeller Kategorien, Konzepte und Standards sowie überall verfügbarer Waren und Geschichten im Rahmen gehalten (vgl. Breidenbach/Zukrigl 1998: 206; ► **Globalkultur**), eine uniforme Weltgesellschaft entsteht dabei aber nicht. ► **Glokalisierung**

So ist es nach Neubert »zweifelhaft, ob Verwaltungsbeamte in China, Viehzüchter in Niger, Bauern in den Anden, europäische Industriearbeiter und Börsenmakler an der Wallstreet sich als Teil einer »Weltgesellschaft« begreifen und dies in irgendeiner Weise auf ihr Handeln Einfluss nimmt. Der Verweis auf Nationalstaaten übergreifende Netzwerke hebt diese Fragmentierung nicht auf. Es gibt zwar Gruppen, die weltweit agieren, sich als Teil einer Weltgesellschaft begreifen, aber sie stellen bislang nur eine Minderheit dar. Die Weltgesellschaft ist bislang eine Utopie« (Neubert 2004; [www.vad-ev.de/2004/download/01tagung/020papers2004/Section\\_2/vad2004\\_Neubert.pdf](http://www.vad-ev.de/2004/download/01tagung/020papers2004/Section_2/vad2004_Neubert.pdf)). ► **Globalisierung, kulturelle**

**Weltkultur** Mit dem Begriff der ► **Weltgesellschaft** ist auch die Vorstellung einer gemeinsamen Weltkultur verbunden. Je nach ideologischer Grundausrichtung oder wissenschaftlichem Lager, wird diese entweder als bedrohliches Szenario kulturkritisch bekämpft oder modernistisch euphorisch begrüßt. Auch wird offen diskutiert, ob sie schon da ist, oder ob sie sich erst noch entwickeln muss. Mehrheitlich wird heute jedoch das Konzept einer ► **globalen Referenzkultur** favorisiert, die unterschiedlich stark auf lokale Konzepte einwirkt, diese aber nicht ersetzt, bzw. auch Gegenentwürfe (► **Glokalisierung**) generiert.

Nach Kiel (2001; [http://www.friedenspaedagogik.de/themen/globlern/gl\\_20.htm](http://www.friedenspaedagogik.de/themen/globlern/gl_20.htm)) lassen sich grob fünf Grundkonzepte von Weltkultur unterscheiden:

1. Dominanzkonzepte: Weltkultur wird hier als die Ausdehnung von Herrschaft verstanden, als Unterdrückung von Einzelkulturen. In vielen Übergangsgesellschaften, aber auch zunehmend in Europa (vor allem Frankreich) bestehen Befürchtungen vor und Strategien gegen eine Ausbreitung einer »US-amerikanischen Dominanzkultur«.
2. Konvergenzkonzepte: Konvergenzkonzepte haben als Fernziel eine Weltkultur, auf die sich andere Kulturen im Zuge der Modernisierung oder auch im Zuge einer umfassenden Antimodernisierung zwangsläufig hinentwickeln.
3. Integrationskonzepte: Weltkultur wird hier als ein System verstanden, in dem verschiedene Einzelkulturen miteinander in Kontakt treten. Sie erscheint als eine regional nicht begrenzte multikulturelle Gesellschaft, in der Kulturen auf der Basis und Bewahrung ihrer kulturellen Eigenarten miteinander kommunizieren und interagieren.
4. Transkulturelle Konzepte: Weltkultur erscheint in diesen Konzepten ebenfalls als ein Kommunikations- und Interaktionsideal. Allerdings ist hier die Bedingung der Möglichkeit von Interaktion und Kommunikation zunächst die Betrachtung der Gemeinsamkeiten zwischen Kulturen. Lebensformen, so die Grundannahme, sind heute zu einem erheblichen Teil nicht mehr regional und kulturell gebunden (► **Transkulturalität**).
5. Kulturökologische Konzepte: Weltkultur wird hier als Notwendigkeit verstanden, global zu kooperieren, um globale Probleme wie etwa eine Klimakatastrophe oder die Verschmutzung der Weltmeere zu lösen. Weltkultur ist in diesem Sinne nicht nur eine Problemlösegemeinschaft, sondern auch ein Biotop, in dem die Einzelkulturen selbstverständlich ihre Existenzberechtigung haben. Eine so verstandene Weltkultur schafft einen einheitlichen Rahmen für die Existenz der kulturellen Vielfalt. Solche Konzepte finden sich mit verschiedenen Akzentsetzungen beim Club of Rome (Grenzen des Wachstums), bei global agierenden Umweltorganisationen, aber auch im Nachhaltigkeitskonzept der UNESCO (Brundtlandreport).

**Weltsystem** Weltsystem ist ein Begriff aus der Weltsystemtheorie von Immanuel Wallerstein. Aus der Perspektive der Weltsystemtheorie »stellt sich Globalisierung als langfristiger Prozess der kapitalistischen Penetration der Welt dar, der im 16. Jahrhundert beginnt und im einheitlich integrierten kapitalistischen Weltsystem der Gegenwart kulminiert« (Sucharewicz 2004; <http://www.weltpolitik.net/print/1751.html>). Kultur wird hier vor allem als ideologisches Feld begriffen, das sich in den Dienst der globalen Kapitallogik stellt. Für den Anthropologen Eric Wolf, so Fernand Kreff »... liegt das Verdienst der Weltsystemtheorie darin, dass sie es erlaubt, die ökonomische und politische Bedingtheit des Verknüpftseins von Kulturen zu verstehen (...) Wichtig an den Arbeiten von Frank und Wallerstein sei, dass sie ›die fruchtlosen Modernisierungs-Debatten überwunden haben durch eine differenzierte, theoretisch orientierte Darstellung, wie sich der Kapitalismus herausgebildet und ausgebreitet hat: als Entstehung und Ausbreitung untereinander verflochtener und doch voneinander unterscheidbarer Beziehungen.« (...)

An Wallerstein kritisiert Wolf, »... dass es in dem von ihm konzipierten Weltsystem scheinbar getrennte Gesellschaften gibt, die im Zuge gegenseitiger Aktion und Reaktion geformt und umgeformt werden. (...) Angesichts des neuen flexiblen Kapitalismus sei es Aufgabe einer globalen Anthropologie einen Weg zu finden, Kultur so zu konzipieren, dass es möglich wird, sich mit den Realitäten einer politischen Ökonomie zu befassen, innerhalb der diverse und sich verändernde kulturelle Arrangements immer neue Verknüpfungen miteinander eingehen. Diese Arrangements sind ihrerseits bedingt und schaffen neue Macht- und Produktionskonstellationen.« (Kreff 2002; [http://www.univie.ac.at/alumni.ethnologie/zipd/wnld/F\\_Kreff%20Vortrag%20E\\_Wolf.doc](http://www.univie.ac.at/alumni.ethnologie/zipd/wnld/F_Kreff%20Vortrag%20E_Wolf.doc) ► **Repertoires, kulturelle**

Im Rahmen der nationalen Desintegration und globalen Fragmentierung nehmen gleichzeitig kulturelle Ähnlichkeiten nach bestimmten Milieus oder professionellen Zugehörigkeiten über nationale Grenzen hinweg zu. So klaffen zwischen einem deutschen Entwicklungsexperten und seiner Zeitungsfrau unter Umständen Welten, während er mit seinen Kollegen aus Entwicklungsagenturen in Schweden, Kanada oder USA große kommunikative Schnittmengen hat. ► **Globalisierung, kulturelle**

**Werte** Neben Kultur kommt kaum ein Wort in diesem Glossar häufiger vor. Das hängt damit zusammen, dass eine Vielzahl von Autoren Kultur mit der »Gesamtheit der Werte, Normen, Einstellungen, Glaubensüberzeugungen und Orientierungen einer Gesellschaft« gleichsetzen (► **Kultur als geschlossenes System**).

Nach Kuckhohn sind Werte die von der Mehrheit der Gesellschaftsmitglieder verinnerlichten Orientierungsmaßstäbe, die Individuen Verhaltenssicherheit geben und Rollennormen für das Alltagshandeln begründen. Diese relativ stabilen »Wertorientierungen« bestimmen, was »gut« ist, und sie geben die Richtung für »das

Wahre« und »das Schöne« (vgl. Pfeffer 1999: 409). Die Integration in ein soziales Gebilde (Gemeinschaft, Gesellschaft, soziale Gruppe, Staat) hat die Anerkennung eines Minimalkonsenses bezüglich der gemeinsamen Grundwerte, Verhaltens- und Orientierungsmuster zur Voraussetzung. Werte leiten Identität, Bewertungen und das Handeln von der gesellschaftlichen, über die Gruppen- bis zur Personenebene. Der Wertebegriff ist derzeit in der öffentlichen Debatte mit Attributen wie »Verfall der Werte«, ► **Wertewandel** oder Werteppluralismus verbunden. Im Zusammenhang mit der ► **Leitkulturdebatte** streiten sich politische Vertreter über die Frage, ob ausländische Mitbürger einen deutschen/europäischen Wertekonsens mit vertreten müssen oder ob es genügt, sich unter die Verfassung des Landes zu stellen.

#### ► **Werthaltungen**

### **Werteorientierungen** ► **Werte**

**Wertewandel** Der Begriff des Wertewandels beschreibt den Prozess der Veränderung der Wertvorstellungen im Laufe der Zeit. Wertewandel ist kein neues Phänomen. Er hat im Laufe der historischen Entwicklung zu allen Zeiten stattgefunden. Bei der wissenschaftlichen Untersuchung des Wertewandels werden unterschiedliche Positionen vertreten: Nach Ronald Inglehart findet heute eine begrüßenswerte Gewichtsverlagerung von materiellen (Streben nach materiellem Wohlstand, Sicherheit, hohes Einkommen, Karriere) zu immateriellen Werten statt (Selbstverwirklichung, Selbstentfaltung). Andere Autoren konstatieren im Westen einen kontinuierlichen Werteverfall. Als Symptome werden Bedeutungsverluste von Kirche und Religion, Autoritätsverluste, Erosion der Sekundärtugenden, abnehmender Gemeinsinn und sinkendes politisches Engagement genannt (vgl. Hepp 2001).

Als Gegenbewegung auf Globalisierungsprozesse ist lokal oft eine Rückbesinnung zu beobachten: Gerade weil weltweit die Kulturangebote immer ähnlicher zu sein scheinen, erleben kulturelle Werte eine Renaissance. Lokale Bezüge und nationale Traditionen werden aufgewertet und dienen der Identitätswahrung. (► **Glokalisierung**)

Das In-Frage-Stellen der eigenen Werte ist ein zentrales Element von ► **interkulturellem Dialog**. Der Erfolg des Dialogs hängt von der Bereitschaft zu Veränderungen auf beiden Seiten ab. Die gegenwärtige Entwicklungszusammenarbeit zielt allerdings eindeutig auf die Förderung und Sicherung gemeinsamer Werte und Überzeugungen einer internationalen Zivilgesellschaft. (► **Good Governance**; ► **Menschenrechte**)

**Werthaltungen** Werthaltungen beschreiben relativ stabile Präferenzen in den ► **Werten**. Es gibt nach Rokeach (1973) grundlegende »Zielwerte«, von denen sich eine Person nur wenige als »Lebensziele« auswählt und daneben instrumentelle

Werte oder »Sekundärtugenden« (wie Ehrlichkeit, Pünktlichkeit etc.), die zum Erreichen der Zielwerte beitragen sollen. Werthaltungen sind gegenüber »Einstellungen« abstrakter, stabiler und situationsübergreifend. Zu Einstellungen gehört immer ein »Einstellungsobjekt«; d. h. Personen haben positive oder negative Einstellungen jeweils zu einer konkreten politischen Idee, einem Produkt, einer sozialen Gruppe oder zu sich selbst. Werte beeinflussen Einstellungen und Einstellungen beeinflussen Verhalten. (vgl. Fassheber 2004; *www.psych.uni-goettingen.de/abt/5-alt/lebre/Mo\_Fol040614?lang=de*; *Aufruf: Jan. 2005*)

**Wir-Gruppe** Sozialtypus, der seine Identität aus der (subjektiven) Zuschreibung von Eigen- und Fremdbildern schöpft, also erst in Abgrenzung zu Mitmenschen, den »Anderen«, zu gemeinschaftlichem bzw. solidarischem Wesen findet. Wir-Gruppen-Formulierungen bezeichnen weniger eine soziale Realität, sondern fordern vielmehr vom Einzelnen ein Verhalten, das seiner Zugehörigkeit zur Wir-Gruppe würdig sei (Elwert 1999c: 414).

**Wirtschaft** Gängige Wirtschaftstheorien lassen sich bezüglich Kultur grob vereinfachend in zwei Grundströmungen einteilen: die klassischen oder neoklassischen »kulturfreien« Theorien, die allen Menschen kulturunabhängig als Grundeinstellung eine ökonomische Rationalität unterstellen wie die formalistischen, aber auch die marxistischen Ansätze; andererseits die innerhalb der Wirtschaftswissenschaft in der Minderheit befindliche substantivistische Richtung, die kulturelle Aspekte mit in ihre Modelle einbezieht.

- Für die Formalisten ist die kleinste wirtschaftliche Handlungseinheit der »homo oeconomicus«. Losgelöst von kulturellen und sozialen Bindungen nimmt er »Wahlakte im Sinne ökonomischer Rationalität« vor und strebt vor dem Hintergrund unbegrenzter Ziele und knapper Mittel nach der Maximierung des eigenen Vorteils. Mit einem Minimum an Aufwand versucht er ein Maximum an Nutzen zu erreichen. Da dies nach Auffassung der Formalisten eine menschliche Grundeinstellung darstellt, sind strukturelle Unterschiede zwischen vorkapitalistischen und marktwirtschaftlichen Wirtschaftsformen eher marginal, Kultur eine Folge von Wirtschaft. Sie spielt in den Wirtschaftsmodellen höchstens als Randbedingung eine Rolle. (► **Kultur als Restkategorie**)
- Auf der anderen Seite stehen Substantivisten und Vertreter der institutionellen Wohlfahrtsökonomie wie der Nobelpreisträger Amartya Sen. Sie sehen das Individuum als moralisch und kulturell gebundenen Sinnsucher, dessen ökonomische Handlungen in ein Netz von Bedeutungen und Regeln eingebettet sind, welche nicht ausschließlich ökonomischer Gewinnmaximierung



folgen. Sie untersuchen Produktion, Zirkulation und Distribution materieller Güter im jeweiligen sozialen und kulturellen Kontext. Ökonomie ist ein institutionalisierter Prozess. Wirtschaftliches Handeln folgt kulturspezifischen Wertökonomien.

Der Streit zwischen den Formalisten und den Substantivisten geht schon auf Mitte des 20. Jahrhunderts zurück, als der Ökonom Polanyi die Frage aufwarf, ob die klassische ökonomische Theorie auf nichtwestliche Gesellschaften übertragbar ist. Polanyi kam in seinem Werk »The great transformation« 1944 zu dem Schluss, dass nur im Kapitalismus die formalen Prinzipien über Markt und Geldfluss unauflöslich an das ökonomische System gekoppelt sind. In traditionellen Gesellschaften sind sie in andere soziale Institutionen eingebunden. Sie funktionieren deshalb nicht nach Marktprinzipien, sondern folgen Regeln der Reziprozität (Gegenseitigkeit) und Redistribution (Umverteilung).

Auch wenn in etlichen Definitionen dieses Glossars entsprechend der gegenwärtigen konzeptionellen Debatte bezüglich Kultur tendenziell eine substantivistische Grundtendenz erkennbar ist, müssen Vertreter einer modernen Institutionen-Ökonomie z. B. folgende Fragen beantworten:

- Menschen maximieren nicht nur mittels Geld oder Markt. Auch weniger materiell tauschbare Güter wie »Liebe« oder »Sicherheit«, ja selbst »Fitness«, also die Investition in die Chancen der nächsten Generation (»nachhaltiges Denken«) können im Prinzip maximiert werden.
- Alle Gesellschaften haben rationales Verhalten sowie Ziele und Mittel, die sie dafür einsetzen. Sonst hätten sie die Herausforderungen dramatischer Umweltveränderungen (Umweltkatastrophen, Kriege etc.) nicht überlebt. Auch wäre eine Kommunikation oder gar Handel zwischen Markt und Nichtmarktgesellschaften ohne eine gemeinsame »ökonomische Sprache« (und das dazu gehörige Denken) nicht vorstellbar.
- Das Individuum ist nicht ausschließlich Funktionsträger eines nach unsichtbaren Gesetzen funktionierenden kulturellen oder ökologischen Regelsystems. Es ist Akteur mit freien Willensakten, auch wenn seine Durchsetzungschancen durch das System und seine Position darin eingeschränkt sind.
- Der Austausch über einen gemeinsamen Markt depersonalisiert Beziehungen und lockert Gruppenidentitäten. Prinzipiell erhöht dies die Wahlfreiheit des Individuums.
- Selbst wenn für vormarktliche Tauschgesellschaften andere Regeln gelten sollten, wäre die Diskussion heute überflüssig, da alle heutigen Gesellschaften, zentral oder peripher, in die globale Geldökonomie eingebunden sind.

Jüngere Studien, wie die Arbeit von Erika Dettmar (2000) zu deutsch-nigerianischen Wirtschaftskooperationen zeigen, dass wir mit beidem rechnen müssen: dem »rational man« auf der einen *und* seinem Eingebundensein in historisch-kulturelle Deutungssysteme auf der anderen Seite; mit dem vorhandenen strukturellen Korsett *und* den Institutionen, die die Strukturen lokalisieren und handelbar machen. Dettmar zeigt in ihrer Studie insbesondere, dass der Austausch über einen gemeinsamen Markt vorhandene Gruppenidentitäten nicht zum Verschwinden bringt, sondern im Gegenteil Prozesse der symbolischen Abgrenzung bewirkt, und dass nicht die rein ökonomische Ausbeutung das größte Entwicklungshindernis für Afrika darstellt, sondern der Verlust der kulturellen Identität, das Auseinanderfallen und der Widerstreit der das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben regulierenden Institutionen.

Dettmar schlägt am Ende ihrer Untersuchung drei Stufen der Verwirklichung eines integrierenden soziokulturellen Rahmens vor (2000: 430 ff.):

- 1. Stufe: »Integrative Persönlichkeiten« auf beiden Seiten, die aus vor allem zweckrationalen Erwägungen langfristige soziale Bindungen, kulturelle Anpassungen und Reziprozitätsbeziehungen in so genannten personalisierten Handelspartnerschaften eingehen.
- 2. Stufe: Darauf aufbauend vermittelte Unternehmenskulturen. Sie entstehen dann, wenn Erfahrungen in der interkulturellen Vermittlung sich in Verfahren der Personalauswahl und Personalentwicklung niederschlagen (interkulturelle Kompetenzentwicklung) oder wenn firmenübergreifende Kommunikations- und Informationskanäle eingerichtet werden, die soziale Integration, Vertrauen und Loyalität fördern.
- 3. Stufe: Die Schaffung institutioneller Rahmenbedingungen für symmetrische Wirtschaftsbeziehungen zwischen Staaten und Staatengemeinschaften, z. B. über Abkommen zwischen der EU und den AKP-Staaten.

**Wirtschaftskultur** Die moderne Wirtschaftswissenschaft kommt auf den ersten Blick ohne Kultur aus. Kultur spielt außer im ► **Organisationskulturansatz** kaum eine Rolle. Die Erfahrungen mit den Transformationsländern in den letzten Jahren haben allerdings gezeigt, dass die Einführung privatwirtschaftlicher Institutionen, Marktliberalisierung und monetäre Stabilisierung nicht ausreichen. Es geht nach Prisching (1996; [www.wang.kfunigraz.ac.at/~prischin/sbg06wirtschaftstil.doc](http://www.wang.kfunigraz.ac.at/~prischin/sbg06wirtschaftstil.doc)) inzwischen auch wieder um Kultur als Vorbedingung des Wirtschaftens.

Von einer Verbindung zwischen Kultur und Wirtschaft kann nach Triebel (2004: 77) zwar mit Sicherheit ausgegangen werden; die Art ihrer Korrelation jedoch und die Richtung der Abhängigkeit sind alles andere als geklärt. Im Alltagssprachegebrauch wird eine Verbindung von Kultur und Wirtschaft klischeehaft ständig hergestellt.

So gilt aus einer westlichen Perspektive »der liberale Konkurrenzkapitalismus – womöglich gepaart mit protestantischer Arbeitsethik – als Ideal und Modernisierungsnorm für erfolgreiches Wirtschaften schlechthin« (Triebel 2004: 77).

#### ► **Wirtschaftsstil**

In Anlehnung an den Begriff der ► **Politischen Kultur** definiert Prisching Wirtschaftskultur als »... Glaubenshaltungen, Symbole und Werte, welche die Art und Weise bestimmen, in der die Menschen innerhalb des Rahmens wirtschaftlicher Institutionen handeln; sie inkludiert wirtschaftliches Wissen: also Art und Umfang wirtschaftlicher Kenntnisse der Individuen; Legitimität: also die emotionale Bindung an das Wirtschaftssystem und die Bewertung der Vorgänge und Resultate dieses Systems; die Art und Intensität des wirtschaftlichen Handelns selbst. (...) Wirtschaftskultur« verweist somit auf den soziokulturellen Kontext, in dem wirtschaftliche Tätigkeiten und Einrichtungen existieren. Man erkundet hierbei den sozialen, politischen und kulturellen Nährboden für wirtschaftliche Aktivitäten, die Verhältnisse, unter denen sich wirtschaftliche Prozesse vollziehen. Der Begriff setzt keine feste Relation zwischen Gesellschaft oder Kultur einerseits und der Wirtschaft andererseits voraus, insbesondere kein einseitiges Determinationsverhältnis. Er lenkt vielmehr die Aufmerksamkeit auf die zu erforschenden Zusammenhänge.« (Prisching 1996; [www.wang.kfunigraz.ac.at/~prischin/sbg06wirtschaftstil.doc](http://www.wang.kfunigraz.ac.at/~prischin/sbg06wirtschaftstil.doc))

Vertreter einer institutionellen Wohlfahrtsökonomie wie der Nobelpreisträger Amartya Sen wenden sich gegen die simplifizierenden »culture matters«-Aussagen vieler Interkultureller Experten (► **Interkulturalisten**). Sen zeigt in seinen Studien, dass sich Gesellschaften mit ganz unterschiedlichem kulturellem Hintergrund erfolgreich an die neuen Erfordernisse des Globalisierungsprozesses angepasst haben. Kultur spielt auch für Sen eine wichtige Rolle. Da er aber Kultur als dynamisches Produkt des Handelns unterschiedlicher Akteure und ihrer Umfeldbedingungen sieht, kann sich dasselbe kulturelle Setting je nach Konstellation positiv oder negativ auf Entwicklung auswirken. Das gilt für Investitionen im Bereich der Bildung prinzipiell ebenso wie für die Rolle von Kulturgütern. (vgl. Sen 2004; vgl. auch Wagner 2000). ► **Wirtschaftsstil**; ► **Kultur als Fluxus**

**Wirtschaftsstil** Wirtschaftsstil ist wie ► **Wirtschaftskultur** ein im Rahmen der Modernisierungsdebatte im 19. Jahrhundert in den Sozialwissenschaften entstandener Begriff, der heute eine Renaissance erlebt. Die Idee ist, dass der Stil des Wirtschaftens eng mit dem Erfolg in einer bestimmten Umwelt zusammenhängt.

Der deutsche Soziologe Max Weber (1864–1920) versuchte um die Jahrhundertwende nachzuweisen, dass besonders der calvinistische Protestantismus in seiner Selbstdisziplinierung eine neue ökonomische Ethik geschaffen habe, die die Voraussetzung für den abendländischen rationalen Kapitalismus darstellte. Weber

erkannte eine Art »Wahlverwandtschaft« zwischen einer nicht auf Konsum bzw. Anhäufung von Kapital ausgerichteten Glaubenshaltung und der kapitalistischen Berufsethik. Webers Idee, wie auch die in den 1980er Jahren propagierte Idee von der »konfuzianischen Arbeitsethik« der zu dieser Zeit am Weltmarkt erfolgreich operierenden Japaner sind bis in die heutige Zeit in vielen Alltagstheorien stilbildend, obwohl beide inzwischen wissenschaftlich fragwürdig geworden sind (vgl. Prischin 1996; [www.wang.kfunigraz.ac.at/~prischin/sbg06wirtschaftstil.doc](http://www.wang.kfunigraz.ac.at/~prischin/sbg06wirtschaftstil.doc) für Weber; und Conrad 2004 für den Konfuzianismus). Auch der in der netzwerkartigen Familienbindung gesuchte Erfolg vieler Auslandschinesen (gewissermaßen das Substitut für die protestantische Ethik) lässt sich nach Prischins nicht verallgemeinern: der ebenfalls ausgeprägte mexikanische Familiensinn führt nicht annähernd zu gleichen Wirtschaftserfolgen.

Polanyi (1944) hat die »Einbettung« des Wirtschaftslebens in kulturelle und soziale Beziehungen beschrieben. Allerdings bezog er sich dabei auf vorindustrielle, traditionelle Gesellschaften, in denen eine solche Einbettung noch gegeben gewesen sei. Mark Granovetter hat diesen Gedanken der »embeddedness« aufgegriffen und für die jüngste Wirtschaftssoziologie populär gemacht. Er betonte: »... dass Märkte grundsätzlich nur auf einer starken sozialkulturellen Grundlage funktionieren. Die Leute suchen sich ihre Arbeitsplätze über soziale Kontakte; Firmen brauchen und nützen ein Netz von sozialen Beziehungen und Kommunikationskanälen; Märkte sind keine anonymen Austauschstätten, sondern »soziale Orte« (...) In allen diesen Fällen geht es nicht, entsprechend dem reinen Marktmodell, nur um Preis und Mengeninformationen, sondern um Informationen, die von Freunden, Kollegen, Verwandten, Kontaktpersonen und Massenmedien bezogen werden, um Unternehmen und Geschäftspartner, die man kennt und deren Ratschläge, Güter oder Dienstleistungen man akzeptiert« (Prisching 1996; [www.wang.kfunigraz.ac.at/~prischin/sbg06wirtschaftstil.doc](http://www.wang.kfunigraz.ac.at/~prischin/sbg06wirtschaftstil.doc)). In diesen Argumenten ist schon die Nähe zum ► **Sozialkapitalansatz** zu erkennen, der in den 1990er Jahren in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit – allerdings nicht unwidersprochen – für Furore sorgte.

**Wissen, indigenes** Die Wissenssysteme, die um die spezifischen Konditionen von in einer Region ursprünglich beheimateten Frauen und Männern herum aufgebaut wurden. Indigenes Wissen ist lokal und meist mündlich weitergegeben. Es ist eher empirischer als theoretischer Natur, funktional und in die Kultur eingebettet (zur Rolle von indigenem Wissen in der EZ z. B. Antweiler 2003a; <http://www.univrier.de/uni/fb4/ethno/know.pdf>).

Mit Ellen (1998) können wir indigenes Wissen als Wissen beschreiben, »... that is local, orally transmitted, a consequence of practical engagement, reinforced by experience, empirical rather than theoretical, repetitive, fluid and negotiable, shared

but asymmetrically distributed, largely functional, and embedded in a more encompassing cultural matrix« (Ellen 1998: 238; Ellen/Harris 1997).

In Bezug auf Umsiedlungen ist ► **kulturelle Identität** manchmal an spezifische symbolische Plätze in der alten Region gebunden, d. h. Betroffene sind unter Umständen nicht bereit, sich an eine vergleichbare physische Umgebung anzupassen (vgl. Sillitoe 1998 für indigenes Wissen in Situationen rapiden Wandels). ► **Lokales Wissen**.

Jürgen Wolters, Geschäftsführender Vorstand und Referent für Indigenenfragen der Arbeitsgemeinschaft Regenwald und Artenschutz in Bielefeld, ergänzt zur ökonomischen Bedeutung indigenen Wissens: »Die aktuelle politische Diskussion von Indigenenfragen beschränkt sich (...) längst nicht mehr auf originäre Menschenrechtsanliegen, sondern schließt zunehmend auch komplizierte ökonomische Fragen ein. Dass es sich hierbei nicht um Marginalien handelt, verdeutlicht die Tatsache, dass derzeit weltweit allein im Pharmabereich über 40 Milliarden Dollar mit den Ursprungskenntnissen indigener Völker verdient werden. Zwei Drittel der Welternährung hängt nach wissenschaftlichen Schätzungen von indigenem Wissen über die Nutzung genetischer Ressourcen ab. Die Internationale Ethnobotanische Gesellschaft schätzt gar, daß sich mehr als 99 Prozent des gesamten Wissens der Menschheit über die Nutzung biologischer Ressourcen im Besitz indigener Völker befinden« (Wolters 1997; <http://www.unimuenster.de/PeaCon/wuf/wf97/9710211m.htm>). ► **Rechte, intellektuelle**; ► **traditionelles Wissen**; ► **indigene Völker**

**Wissen, traditionelles** Traditionelles Wissen entspricht in etwa ► **indigenem Wissen**«. Der Begriff wird in letzter Zeit vor allem im Rahmen der Biodiversitätskonvention und der Debatte um ► **intellektuelle Rechte**, bzw. traditionelle Ressourcenrechte benutzt.

Hansen/van Fleet haben in einem einschlägigen Handbuch traditionelles Wissen wie folgt definiert: »Traditional knowledge (TK) is the information that people in a given community, based on experience and adaptation to a local culture and environment, have developed over time, and continue to develop. This knowledge is used to sustain the community and its culture and to maintain the genetic resources necessary for the continued survival of the community. Traditional knowledge includes mental inventories of local biological resources, animal breeds, and local plant, crop and tree species. It may include such information as trees and plants that grow well together, and indicator plants, such as plants that show the soil salinity or that are known to flower at the beginning of the rains. It includes practices and technologies, such as seed treatment and storage methods and tools used for planting and harvesting (...).

TK also encompasses belief systems that play a fundamental role in a people's livelihood, maintaining their health, and protecting and replenishing the environ-

ment. TK is dynamic in nature and may include experimentation in the integration of new plant or tree species into existing farming systems or a traditional healer's tests of new plant medicines. The term ›traditional‹ used in describing this knowledge does not imply that this knowledge is old or untechnical in nature, but ›tradition based‹. It is ›traditional‹ because it is created in a manner that reflects the traditions of the communities, therefore not relating to the nature of the knowledge itself, but to the way in which that knowledge is treated, preserved and disseminated. Traditional knowledge is collective in nature and is often considered the property of the entire community, and not belonging to any single individual within the community. It is transmitted through specific cultural and traditional information exchange mechanisms, for example, maintained and transmitted orally through elders or specialists (breeders, healers, etc.), and often to only a select few people within a community« (Hansen/van Fleet 2003; <http://sbr.aaas.org/tek/handbook/handbook.pdf>).

**Writing Culture-Debatte** In den späten 1970er Jahren begann innerhalb der Ethnologie eine Debatte, die 1986 in dem Sammelband »Writing Culture« kulminierte. Problematisiert wurde der Anspruch in Ethnographien, wie in den Naturwissenschaften objektives Wissen zu produzieren, ebenso die Methode, dieses Wissen zu erheben und vor allem die autoritative Darstellungsform im Rahmen einer Monographie.

Writing Culture bezieht sich dabei auf die Betrachtung von Ethnografien als literarische Gattung, die mit Hilfe stilistischer Hilfsmittel Bilder produziert, die uns das Gefühl, die dortige Realität zu kennen, objektiv vermitteln sollen. Die Reduktion einer Kultur auf die vom Autor geschaffenen Bilder ist nach Clifford (1986) jedoch eine subjektive Repräsentation, nie ein objektives Abbild einer Kultur.

## X

**Xenophobie** Der Ausdruck Xenophobie (v. griech.: xenos = fremd, Gast / phobos = Furcht) bezeichnet die Furcht vor dem Fremden. Xenophobie hat kulturelle ebenso wie biologische Wurzeln. Kulturell: alles menschliche Verhalten ist kulturell überformt, d. h. kollektive Feindseligkeit ist erworbene Grundstimmung. Ländliche, sehr stark auf fixierte Regeln abstellende, auf Traditionen beruhende Gesellschaften sind meistens Neubürgern gegenüber eher zurückhaltend bis ablehnend eingestellt. Auch die vor Ort vorherrschende Religion hat nachweislich großen Einfluss auf die beobachtbare »ortsübliche« Haltung gegenüber Fremden. Auch in der

Gegenwart ist Xenophobie unter diversen Namen wie Ausländerfeindlichkeit, Fremdenhass und Rassismus präsent (Wikipedia 2004: Xenophobie; <http://de.wikipedia.org/wiki/Xenophobie>).

»Xenophilie« (Fremdenfreundlichkeit) als Gegenstück ist aus rein pragmatischen Gründen z. B. für die gesamte Tourismusbranche und ihre Mitarbeiter notwendig; schließlich hängt der eigene Lebensunterhalt, Karrierechancen sowie nicht zuletzt Trinkgelder von der eigenen »Fremdenfreundlichkeit« ab. Ob das immer die »echten« Gefühle den Fremden gegenüber sind, steht auf einem anderen Blatt. Für gewöhnlich ist die Chance auf gegenseitige »herzliche« Kontakte zwischen Einheimischen und Touristen dort am besten, wo kein touristischer Massenbetrieb vorherrscht. Individualurlauber werden nicht selten als hochwillkommenes »Fenster zur Welt« betrachtet, wenn es an einem Ort wenige von ihnen gibt und sie sich landesangemessen verhalten.« (vgl. <http://www.lexikondefinition.de/Xenophilie.html>)

## Z

**Zeit** Im Prinzip ist Zeit grenzenlos, kontinuierlich, unveränderlich, unteilbar. Trotzdem erfahren wir sie je nach Situation ganz unterschiedlich. Die Hopisprache in Nordamerika hat für Zeit noch nicht einmal ein Wort, und sie bietet keine grammatische Struktur für die Darstellung und Unterscheidung von Zeitebenen an. Vorindustrielle Gesellschaften waren ganz allgemein viel mehr auf die Beachtung natürlich vorgegebener Zyklen wie Tag und Nacht, Mondzyklus, jahreszeitliche Wechsel angewiesen. Zeiterfahrung hängt eng mit über lange Zeiträume entwickelten und angepassten, manchmal auch durch die Mächtigen für ihre Zwecke manipulierten, kulturellen Zeitstandards zusammen, die von den Mitgliedern einer Kulturgemeinschaft übernommen werden.

Industrialisierte Gesellschaften sind der Logik der Zeitakkumulation unterworfen. Zeit folgt hier einem ökonomischen Verwendungsimperativ. Ein Großteil der neuen Managementkonzepte der letzten Jahre wie »just-in-time-Produktion«, »schlanke Produktion« oder »business re-engineering« sind auf die Beschleunigung von Arbeitsprozessen, bzw. auf die Verringerung von Pufferzeiten ausgerichtet. Wie irrelevant vor der industriellen Revolution ökonomisch akkumulierende Zeit für die meisten war, zeigt sich an den Erzwingungsmechanismen, die die ersten Generationen von Manufakturbesitzern einsetzen mussten, um die »Arbeiter« zu Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit anzuhalten. (vgl. Rinderspacher 1985). Das gleiche Problem beschäftigte die Kolonialherren vor hundert Jahren bei der

»Zivilisierung« der einheimischen Arbeitskräfte in den Kolonialgebieten (die sog. »Arbeiterfrage«).

Auch Entwicklungsprojekte tun sich schwer, die Effizienzansprüche der Geld- und Auftraggeber und die mitunter anderen Prioritäten und Zeitlogiken folgenden Vorstellungen ihrer »Zielgruppen« im Partnerland zu vereinbaren. So stand bei einer Untersuchung über die Ursachen des ►»Kulturschocks« bei Rückkehrern des amerikanischen Peace Corps durch die Ethnologen Spradley und Phillips 1972 »das allgemeine Tempo des Lebens im Gastland« und »die Frage der Pünktlichkeit« beim Treffen mit Einheimischen ganz oben.

Es gibt auch im postindustriellen Zeitalter Prozesse, die sich nicht verkürzen lassen, die Ereigniszeit benötigen. In Organisationen sind dies kommunikative Prozesse der Vertrauensbildung, Entscheidungsfindung, Konfliktregelung, außerhalb davon alle Prozesse die mit Muse, Kreativität und zwischenmenschlichen Beziehungen zu tun haben. Kurse und Bücher zum Zeitmanagement beschäftigen sich deshalb in den letzten Jahren auffällig häufig mit der Frage einer »Entschleunigung« von Zeit im beruflichen und privaten Alltag (vgl. z. B. den Erfolg von Sten Nadolnys: »Die Entdeckung der Langsamkeit« oder Zusammenschlüsse wie der »Verein zur Verzögerung der Zeit« in Klagenfurt; <http://www.zeitverein.com/>; allg. zu Kultur und Zeit im interkulturellen Kontext Hall 1989; Levine 1995; Payer 2003; Schönhuth 2001)

**Zielgruppenanalyse** Aus der Begriffswelt der GTZ: »Die Zielgruppenanalyse ist ein methodischer Ansatz, um die Problemsicht, die Veränderungsvorstellungen und die Handlungsbeschränkungen der i. d. R. heterogenen Zielgruppen (Endbegünstigten) zu erfassen, um so die Zielgruppenorientierung eines Vorhabens zu ermöglichen. Die Zielgruppenanalyse ist zur Beurteilung der Ausgangssituation eines Vorhabens erforderlich, aber keineswegs auf die Vorbereitung eines Vorhabens beschränkt. Zielgruppenanalysen ersetzen nicht die aktive Beteiligung der Zielgruppen an Entscheidungen. Sie liefern aber relevante Informationen für die Gestaltung einer beteiligungsorientierten sowie sozial- und geschlechterdifferenzierten Vorgehensweise. Je nach Informationsstand, Zeitpunkt und Vorhabenstyp kann die Zielgruppenanalyse als eigenständige qualitative, auf Dialog und teilnehmender Beobachtung aufbauende Studie durchgeführt oder aber als integrierter Bestandteil der Situations- und Beteiligtenanalyse behandelt werden.« (GTZ 2003). Der Begriff der »Zielgruppe« wurde wegen seiner Konnotationen (militärstrategischer Hintergrund, Passivität der so bezeichneten Gruppen) immer wieder kritisiert. Allerdings lösen auch Ersatzbegriffe wie »Betroffene« oder »direkt Beteiligte« das Problem nicht grundsätzlich.

Die von Bliss und König 2003 für die KfW erstellten Arbeitsmaterialien zur Zielgruppen- und Beteiligtenanalyse in der Finanziellen Zusammenarbeit (<http://www.>



*kfentwicklungsbank.de/DE/Service/OnlineBibl48/AMD31.pdf*), stellen derzeit in der deutschen EZ-Landschaft das wohl umfassendste Dokument zur Zielgruppenanalyse dar. Das Zielgruppenkonzept des BMZ ist 1999 zusammen mit dem ›Soziokulturellen Rahmenkonzept‹ im ► **Partizipationskonzept** aufgegangen.

**Zivilgesellschaft** Der Begriff der Zivilgesellschaft wurde vor dem Hintergrund einer liberalen Demokratie entwickelt. Er ist eng mit der Vorstellung verbunden, dass staatliche Macht kontrolliert werden muss, weil das Konzept der Gewaltenteilung (Trennung von Legislative, Exekutive und Judikative) allein zur dauerhaften Entwicklung und Stärkung von Demokratie nicht ausreicht (Neubert 2004; Messner 2004). Alexis de Toqueville bezeichnete schon 1830 die Assoziationen der amerikanischen zivilen Gesellschaft als ›Schulen‹ und ›Keimzellen‹ der Demokratie.

Zivilgesellschaft bezeichnet heute den von einer Vielzahl von freiwilligen Vereinigungen gefüllten Raum zwischen Staat und Markt, »zwischen großen staatlichen Bürokratien und wirtschaftlichen Einheiten auf der einen und der privaten Lebenswelt von Familien und Freundesgruppen auf der anderen Seite« (Holtz 2003). Neben dem Staat (mit den Parteien und parteiähnlichen Organisationen, die nach Regierungsgewalt streben) und dem Markt, bildet die Zivilgesellschaft eine der drei Sphären, die demokratische Gesellschaften miteinander verbinden. Zu Ansprechpartnern der Zivilgesellschaft werden gemeinhin neben Nichtregierungsorganisationen (► **NROs**) auch Gewerkschaften, Frauen-, Jugend- und Arbeitgeberverbände, Kirchen und berufsständische Einrichtungen gerechnet.

Auf europäischer Ebene kennt man bereits erste partielle Organisationsansätze der Zivilgesellschaft, so u. a. als Plattform der auf sozialem Gebiet wirkenden NGOs das Ständige Forum der Zivilgesellschaft, in dem mehr als 100 NGOs der verschiedenen Ebenen zusammenwirken; das Europäische Bürger-Netzwerk EUROPA JETZT!; ATTAC, das auf internationaler wie nationaler Ebene gegen die unmenschlichen Auswirkungen der Globalisierung und des Neoliberalismus wirkt, und das Europäische Netzwerk der Umweltschutzverbände. (vgl. Grützke/Boual 2001; [http://www.europajetzt.org/SPIPd/article.php?id\\_article=13%22](http://www.europajetzt.org/SPIPd/article.php?id_article=13%22)). Trotzdem ist die Vorstellung einer »internationalen Zivilgesellschaft« und der daraus abgeleiteten Forderung einer besonderen Rolle der NROs eher eine politische Kategorie als eine empirische soziale Realität, wie Neubert (2004) kritisch anmerkt.

Während sich NRO in den letzten Jahren politisch zunehmend als »Stimme der internationalen Zivilgesellschaft« (Neubert 2004) etabliert haben, ist in der EZ festzustellen, dass gerade die legitimen (weil gewählten) Vertreter von Massenorganisationen in zivilgesellschaftlichen Beteiligungsprozessen wie z. B. den Poverty Reduction Strategy-Prozessen (PRSP) entweder vergessen oder sogar bewusst ausgegrenzt werden (vgl. Bliss 2003). Andererseits stellt sich für etliche Länder des

Südens mit gering ausgeprägter demokratischer Tradition die Frage, inwieweit überhaupt von ausgebildeten Institutionen einer Zivilgesellschaft oder einer »artikulierten Bürgerkultur« (Erdmann) gesprochen werden kann (vgl. für Afrika Comaroff 1999; Erdmann 1998; Kasfir 1998; Molt 2004).

Gerade für diese Fragen ist eine kulturelle Perspektive wichtig (was ist Zivilgesellschaft, wie stellt sie sich lokal dar, welche Legitimität und welches Mandat in der Vertretung nichtorganisierter oder nichtartikulierten Gruppen haben zivilgesellschaftlich in Erscheinung tretende Gruppen, wer bleibt ausgeschlossen: Frauen, Jugendliche, ethnische, religiöse oder sprachliche Minderheiten, Kasten ...?).

Eine starke Zivilgesellschaft als Korrektiv staatlichen Handelns ist wichtig, aber die Unterscheidung zwischen repräsentativen und nichtrepräsentativen Vertretern der Zunft ist nicht immer leicht (für NROs vgl. Bliss 2003). Die Übernahme von politischen Forderungen durch Gruppen »mit mehr Leidenschaft als Repräsentativität« (Rao/Walton 2004: 24) ist dabei ein Phänomen von reichen wie armen Ländern. (Vgl. zum Zusammenhang zwischen Zivilgesellschaft, ► **NROs** und Entwicklung auch das VENRO-Themenheft: VENRO 2004).

**Zusammenarbeit, internationale** Kultur wird bei bi- und multilateralen Gebern häufig als Querschnittsthema angesehen und findet damit in zahlreichen Bereichen Berücksichtigung. Im Gegensatz zum Genderkonzept, wo klare theoretische, fachliche und ethische Positionierungen eine Zuordnung und Operationalisierung des Themas in den Häusern erleichtern, scheint beim Querschnittsthema »Kultur und Entwicklung« allerdings weniger klar zu sein, wo das Thema zu verorten ist, bzw. wo genau die Kompetenz liegt.

Neben der Schulung von Mitarbeitern im Sinne einer Sensibilisierung für das Thema »Kultur und Entwicklung« ist eine weitergehende Überlegung die Einrichtung einer eigenen Kultur-Abteilung mit gelernten Sozialwissenschaftlern, die planerische, beratende und evaluierende Funktionen übernimmt (Weltbank, DFID) bzw. zumindest die Einrichtung der Position eines sociocultural advisers, wie ihn viele bilaterale und multilaterale Geber haben (alle skandinavischen Agenturen, aber auch die FAO). Eine alternative Lösung ist die auf vertraglicher Basis festgezurte Kooperation mit beratenden sozialwissenschaftlichen Einrichtungen (SIDA, Schweden; DFID, Großbritannien).

SIDA verfolgt mit seiner »Perspectives on Poverty«-Leitlinie (2002) die Synthese von ethnischer und kultureller Vielfalt hin zu einer allgemeinen ► **Diversity**-Perspektive innerhalb eines Armutsansatzes. Diese Perspektive setzt die soziokulturelle Dimension immer in Beziehung zu anderen Ungleichheit produzierenden Faktoren, wie Gender, Alter, Behinderung und Zugang zu Ressourcen. Auf der Instrumentenebene gibt es nur wenig dezidierte Operationalisierungsversuche zu kultureller

Entwicklung, will man sie nicht unter die Erfassungsansätze der ›sozialen Dimension‹ subsumieren (in der z. B. für die Weltbank oder die britische DFID neben der sozioökonomischen die kulturelle mit enthalten ist).



# Literatur

- Abu Lughod, Janet (1997): Going Beyond Global Babble. In: Anthony D. King (ed.): Culture, Globalization and the World System. Contemporary Conditions for the Representation of Identity. Minneapolis: University of Minnesota, S. 131–137.
- Agrawal, Arun (1996): Poststructuralist Approaches to Development. Some Critical Reflections. *Peace & Change* 21, S. 464–477.
- Altmayer, Claus (2002): Kulturelle Deutungsmuster in Texten. Prinzipien und Verfahren einer kulturwissenschaftlichen Textanalyse im Fach Deutsch als Fremdsprache. In: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*. Jg. 6 (3), 2002.
- Amin, Samir (1974): Zur Theorie von Akkumulation und Entwicklung in der gegenwärtigen Weltgesellschaft. In: Dieter Senghaas: Peripherer Kapitalismus. Analysen über Abhängigkeit und Unterentwicklung. Frankfurt a. M., S. 71–97.
- Ammann, M. (1995): Kommunikation und Kultur. Dolmetschen und Übersetzen heute. Eine Einführung für Studierende. Frankfurt a. M.: IKO.
- Andersen, Uwe und Wichard Woyke (Hg.): Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland. 4., völlig überarbeitete und aktualisierte Auflage, Bonn 2000. <http://www.bpb.de/wissen/09191901662830400195611470162156,0,0,Nation.html> (Aufruf: Okt. 2004).
- Antweiler, Christoph (2002): Interkulturalität und Kosmopolitismus in Indonesien? Ethische Grenzen und ethnienübergreifende Identität in Makassar. In: *Anthropos* 96: S. 433–474
- Antweiler, Christoph (2003a): Local Knowledge and Local Knowing. An Anthropological Analysis of Contested »Cultural Products« in the Context of Development. <http://www.univie.ac.at/ethno/ethno/fb4/ethno/know.pdf> (Aufruf: Okt. 2004).
- Antweiler, Christoph (2003b): Anthropologie gewaltsamer Konflikte. Konfliktmotoren und Gewaltmotive. In: *Entwicklungsethnologie* 12(1+2), S. 26–73.
- Antweiler, Christoph (2003c): Kulturelle Vielfalt. Ein ethnologischer Forschungsüberblick zu inter- und intrakultureller Diversität. In: Helmut Wächter, Günther Vedder & Meik Führung (Hg.): Personelle Vielfalt in Organisationen. München und Mering: Rainer Hampp Verlag (Trierer Beiträge zum Diversity Management, 1), S. 45–69.
- Antweiler, Christoph (2004): Ethnisierung und Ethnozentrismus. Konzentrischer Dualismus als ubiquitäres Toleranzhindernis. In: Hamid Reza Yousefi & Klaus Fischer (Hg.): Interkulturelle Orientierung: Grundlegung des Toleranzdialogs, Teil I: Methoden und Konzeptionen. Nordhausen: Verlag Traugott Bautz, S. 261–287.
- Appadurai, Arjun (1996): *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Appadurai, Arjun (1998): Globale ethnische Räume. In: Ulrich Beck (Hg.): *Perspektiven der Weltgesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 11–40.
- Arce, Alberto and Norman Long (ed.): *Anthropology, Development and Modernities: Exploring discourses, countertendencies and violence*. London: Routledge 2000.
- Arrow, Kenneth J. (1999): Observations on social capital. In: P. Dasgupta and I. Serageldin: *Social Capital. A Multifaceted Perspective*. Washington, D.C.: The World Bank.
- Ärzte ohne Grenzen / Médecins Sans Frontières (1995): *Völker in Not*. Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachfolger, und Paris: Éditions La Découverte.
- Ashforth, A. (2001): *AIDS, witchcraft and the problem of power in postapartheid South Africa*. Princeton: Institute of Advanced Study, School of Social Science, Occasional Paper Nr. 10.
- Assmann, Jan (1992): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. 4. Aufl., München 2002.
- Auernheimer, Georg (2003): *Einführung in die interkulturelle Pädagogik*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Babka, Anna (2003a): Alterität. In: *Produktive Differenzen*. Forum für Differenz- und Genderforschung. Stand: 6.10.03. <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php?sp=7> (Aufruf: 3.1.2005).
- Babka, Anna (2003b): Diskurs. In: *Produktive Differenzen*. Forum für Differenz- und Genderforschung. Stand: 6.10.03. <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php?sp=15> (Aufruf: 3.1.2005).
- Babka, Anna und Posselt, Gerald (2003): *Essentialismuskritik*. In: *Produktive Differenzen*. Forum für Differenz- und Genderforschung. Stand 6.10.2003. <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php?sp=16> (Aufruf: 3.1.2005).
- Balibar, Etienne und Immanuel Wallerstein (1992): *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*. Hamburg: Argument.
- Barber, Benjamin (1996): *Coca-Cola und Heiliger Krieg. Wie Kapitalismus und Fundamentalismus Demokratie und Freiheit abschaffen*. Bern. (Orig: *Jihad versus McWorld*. New York 1995).
- Barmeyer, Christoph I. (2000): *Wege zeigen – Wege gehen. Interkulturelles Coaching als Form beratender Intervention*. In: *Personal*, Heft 9, S. 464–468.

- Barth, Frederick (ed.): *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Cultural Difference*. Boston: Little, Brown 1969.
- Baskerville, R. F. (2003): Hofstede never studied culture. In: *Accounting, Organizations and Society*. January 2003, vol. 28, no. 1, pp. 114 (14) Elsevier Science.
- Baumann, Zygmunt (1999): *Culture as Praxis*. London: Sage.
- Baumer, Thomas (2004): *Handbuch Interkulturelle Kompetenz. Band 2: Anforderungen, Erwerb und Assessment*. Zürich: Orrell Füssli.
- Bausinger, Hermann (1984): Auf dem Wege zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis. In: Hans Georg Wehling (Hg.): *Heimat heute. (Landeszentrale für politische Bildung Baden Württemberg / Kohlhammer Tb: Bd. 1065) Stuttgart: Kohlhammer 1984, S. 11–27*.
- Beats Biblionetz (2004): *Akkomodation*. <http://beat.doebe.li/bibliothek/w00119.html>
- Beck, Ulrich (1997): *Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf die Globalisierung*. Frankfurt a. M.: skt.
- Beck, Ulrich (Hg.): *Perspektiven der Weltgesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. Edition Zweite Moderne, 1998.
- Beer, Bettina (1999a): Stichwort: Kulturmateri- alismus. In: *Neues Wörterbuch der Völkerkunde*. Berlin: Reimer, S. 224.
- Beer, Bettina (1999b): Stichwort: Patronage. In: *Neues Wörterbuch der Völkerkunde*. Berlin: Reimer, S. 284.
- Behncke, Christoph (2003): *Soziokultur*. In: Hans-Otto Hügel (Hg.): *Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, S. 61–66.
- Benda-Beckmann, Franz von (2002): Who's Afraid of Legal Pluralism? In: *Journal of Legal Plualism* 47, S. 37–82.
- Benda-Beckmann, Franz von (2005): *Recht und Entwicklung zwischen Forschung und Entwicklungspraxis*. In: Benda-Beckmann, Franz et al. (Hg.): *Recht und Entwicklung, Recht als Entwicklung*. Saarbrücken: Verlag für Entwicklungspolitik (im Erscheinen).
- Berger, Peter L. (1998): *Die vier Gesichter der globalen Kultur*. In: *Europäische Rundschau*, 1.
- Bergmann, Werner (2001): *Was sind Vorurteile?* In: *Informationen zur politischen Bildung (Heft 271, 2. Quartal)*. [http://www.bpb.de/publikationen/06326183875113700648751910550387,1,0,Was\\_sind\\_Vorurteile.html#art1](http://www.bpb.de/publikationen/06326183875113700648751910550387,1,0,Was_sind_Vorurteile.html#art1) (Aufruf: Oktober 2004).
- Berry, John (1989): *Psychology of Acculturation*. In: Richard Brislin (ed.): *Applied Cross-Cultural Psychology*. London: Sage, S. 232–253.
- Berry, John and Kim Uichol (1988): *Acculturation and mental health*. In: P. Dasen, J. W. Berry and N. Sartorius (eds.): *Health and cross-cultural psychology*. London: Sage, S. 207–236.
- Bierschenk, Thomas (2003a): *Bresprechung von Richard Rottenburg. Weit hergeholtte Fakten für Paideuma*. [http://www.uni-mainz.de/~ifeas/ethno/kultur\\_gesell/Folien/1bBegriff/ethno/kultur\\_gesell/Folien/Rottenburg.pdf](http://www.uni-mainz.de/~ifeas/ethno/kultur_gesell/Folien/1bBegriff/ethno/kultur_gesell/Folien/Rottenburg.pdf) (Aufruf: Nov. 2004).
- Bierschenk, Thomas (2003b): *Dimensionen des Begriffs Entwicklung*. [http://www.uni-mainz.de/~ifeas/ethno/kultur\\_gesell/Folien/1bBegriff/EntwicklungFolie.pdf](http://www.uni-mainz.de/~ifeas/ethno/kultur_gesell/Folien/1bBegriff/EntwicklungFolie.pdf) (Aufruf: Dez. 2004).
- Bierschenk, Thomas und Georg Elwert (Hg.): *Entwicklungshilfe und ihre Folgen*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag 1993.
- Bierschenk, Thomas, Jean-Pierre Chaveau und Jean-Pierre Olivier de Sardan (Hg.): *Courtiens en développement. Les villages africains en quête de projets*. Paris: Karthala 2000.
- Bischof, Norbert (1992): *Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonfliktes von Intimität und Autonomie*. München, Zürich: Piper.
- Bittner, Andreas und B. Reisch (1994): *Interkulturelles Personalmanagement: Internationale Personalentwicklung, Auslandsentsendungen, interkulturelles Training*. Institut für Interkulturelles Management. Wiesbaden: Gabler.
- Bleek, Wilhelm und Christian Balla (2000): *Stichwort: Nation*. In: Andersen, Uwe und Wichard Woyke (Hg.): *Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland*. 4., völlig überarbeitete und aktualisierte Auflage, Bonn. <http://www.bpb.de/wissen/09191901662830400195611470162156,0,0,Nation.html> (Aufruf: Okt. 2004).
- Bliss, Frank (2001): *Kultur und Entwicklung. Ein zu wenig beachteter Aspekt in Entwicklungstheorie und Praxis*. In: Reinhold E. Thiel (Hg.): *Neue Ansätze zur Entwicklungstheorie*. Deutsche Stiftung für Internationale Entwicklung (DSE). 2. Aufl., Bonn, S. 70–81. (erstm. veröff. in E+Z 1997). <http://www.dse.de/zd/publik/themendienst10/bpbliss.pdf> (Aufruf: Okt. 2004).
- Bliss, Frank (2003): *Was ist Zivilgesellschaft? Zu wenig Aufmerksamkeit für den Aspekt der Legitimität*. E+Z 44(5): S. 195–199. [www.inwent.org/E+Z/content/archivger/052003/schwer\\_art2.html](http://www.inwent.org/E+Z/content/archivger/052003/schwer_art2.html).
- Bliss, Frank (2004): *PRSP und Armutsbekämpfung: Eine generelle Bewertung der PRS-Prozesse unter besonderer Berücksichtigung gesellschaftlicher Partizipation und der Armen*. In: *Entwicklungsethnologie* (13) 1+2, S. 167–182.
- Bliss, Frank und Eva König (2003): *Zielgruppen und Beteiligtenanalyse in der Finanziellen Zusammenarbeit*. In: *Diskussionsbeiträge; Arbeitshilfe*.

- KfW, Auslandssekretariat. <http://www.kfwentwicklungsbank.de/DE/Service/OnlineBibl48/AMD31.pdf> (Aufruf: Okt. 2004).
- Bliss, Frank und Michael Schönhuth (2002): »Ethische Leitlinien« für die entwicklungspolitische Praxis. Entwicklungsethnologen rufen zur Selbstverpflichtung auf. In: E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit, 43. Jg., 2002: 1, S. 45.
- Bliss, Frank; Karin Gaesing; Stefan Neumann (1997): Die soziokulturellen Schlüsselfaktoren in Theorie und Praxis der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit. München, Köln, London: Weltforum Verlag (Forschungsberichte des Bundesministeriums für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung; 122).
- Blomert, Reinhard, Helmut Kuzmics und Annette Triebel (Hg.): Transformationen des WirGefühls. Studien zum nationalen Habitus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp TB 1993.
- BMBF (Bundesministerium für Bildung und Forschung) (Hg.): Expertise. Zur Entwicklung nationaler Bildungsstandards. Bonn: BMBF 2003. [http://www.ganztagsschulen.org/\\_downloads/zur\\_entwicklung\\_nationaler\\_bildungsstandards.pdf](http://www.ganztagsschulen.org/_downloads/zur_entwicklung_nationaler_bildungsstandards.pdf) (Aufruf: 23.1.2005).
- BMZ (1999a): Konzept zur Entwicklungszusammenarbeit mit indianischen Bevölkerungsgruppen in Lateinamerika. BMZ Konzepte Nr. 73. Bonn: BMZ.
- BMZ (1999b): Übersektorales Konzept Entwicklungszusammenarbeit. Partizipationskonzept. BMZ Konzepte. [http://www.bmz.de/de/service/infotehk/fach/konzepte/bmz\\_konzepte/konzept102/index.html](http://www.bmz.de/de/service/infotehk/fach/konzepte/bmz_konzepte/konzept102/index.html) (Aufruf: Oktober 2004).
- BMZ (1999c): Gleichberechtigungskonzept. Konzept für die Förderung der gleichberechtigten Beteiligung von Frauen und Männern am Entwicklungsprozess. [http://www.bmz.de/de/service/infotehk/fach/konzepte/bmz\\_konzepte/konzept111/a1.html](http://www.bmz.de/de/service/infotehk/fach/konzepte/bmz_konzepte/konzept111/a1.html).
- BMZ (2000): Langfristige Wirkungen deutscher Entwicklungszusammenarbeit und ihre Erfolgsbedingungen. Eine Expost-Evaluierung von 32 abgeschlossenen Projekten. Vol. 19, BMZ Spezial. [www.bmz.de/infotehk/fachinformationen/spezial/spezial1/spezial90.pdf](http://www.bmz.de/infotehk/fachinformationen/spezial/spezial1/spezial90.pdf).
- BMZ (2001a): Gleichberechtigungskonzept. Konzept für die Förderung der gleichberechtigten Beteiligung von Frauen und Männern am Entwicklungsprozess. [http://www.bmz.de/de/service/infotehk/fach/konzepte/bmz\\_konzepte/konzept111/](http://www.bmz.de/de/service/infotehk/fach/konzepte/bmz_konzepte/konzept111/) (Aufruf: Okt. 2004).
- BMZ (2001b): Eifter Bericht zur Entwicklungspolitik der Bundesregierung. Bonn 2001..
- BMZ (2001c) Hg.: Armutsbekämpfung – eine globale Aufgabe. Aktionsprogramm 2015. Der Beitrag der Bundesregierung zur weltweiten
- Halbierung extremer Armut. Bonn 2001. [http://www.bmz.de/infotehk/fachinformationen/materialien/ap2015\\_lang.pdf](http://www.bmz.de/infotehk/fachinformationen/materialien/ap2015_lang.pdf) (Aufruf: Okt. 2004).
- BMZ (2002): Erläuterungen zum BMZ-Evaluierungsrastrer für Gutachterinnen und Gutachter. Bonn. [www.bmz.de/themen/erfolgskontrolle/fachinfo\\_zept/evaluierungsrastreranlage.pdf](http://www.bmz.de/themen/erfolgskontrolle/fachinfo_zept/evaluierungsrastreranlage.pdf).
- Bohler, Karl Friedrich (2004): Region und Mentalität. Welche Rolle spielen sie für die gesellschaftliche Entwicklung? In: Sozialer Sinn 1/2004.
- Bohnet, Michael (2001): Zur wirtschaftlichen Bedeutung von Kultur. In: Wippel, S. und I. Cornelissen (Hg.): Entwicklungspolitische Perspektiven im Kontext wachsender Komplexität. München: Weltforum Verlag.
- Bohnet, Michael (2002): The possibility of integrating the issues of culture more firmly in German Development Cooperation, German Foundation for International Development, International Policy Dialogue: Development of Cultures – Cultures of Development, Issue Note, Plenary Session III: What are the consequences of development policy?
- Bolten, Jürgen (1999b): Interkultureller Trainingsbedarf aus der Perspektive der Problemerkundungen entsandter Führungskräfte. In: Klaus Götz (Hg.), Interkulturelles Lernen – Interkulturelles Training. München: Mehring, S. 61–80.
- Bolten, Jürgen (1997): Interkulturelle Wirtschaftskommunikation. In: Walter: Wirtschaftswissenschaften, S. 467–497.
- Bolten, Jürgen (1999a): Kommunikativer Stil, kulturelles Gedächtnis und Kommunikationsmonopole. In: H.K.Geißner (Hg.), Wirtschaftskommunikation in Europa. Tostedt 1999, S. 113–131. <http://www2.unijena.de/philosophie/iwkl/forschung/Publikationen/KOMSTIL.pdf>.
- Bolten, Jürgen (2001): Interkulturelles Coaching, Mediation, Training und Consulting als Aufgaben des Personalmanagements internationaler Unternehmen. In: Alois Clemont et al. (Hg.): Strategisches Personalmanagement in Globalen Unternehmen. München: Vahlen, S. 909–926.
- Bolten, Jürgen (2002): Kann man Kulturen beschreiben oder erklären, ohne Stereotypen zu verwenden? Einige programmatische Überlegungen zur kulturellen Stilforschung. In: Interculture Online (1) 2001; [http://www.intercultureonline.info/info\\_dlz/Kulturbeschreibung.pdf](http://www.intercultureonline.info/info_dlz/Kulturbeschreibung.pdf) (Aufruf: November 2004).
- Bolz, Peter (1999). Stichwort: Ethnozid. In: Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Reimer, S. 112.
- Bosse, Hans (1979): Diebe, Lügner, Faulenzer. Zur Ethno-Hermeneutik von Abhängigkeit und Verweigerung in der dritten Welt. Frankfurt a. M.: Syndikat Verlag.

- Bourdieu, Pierre (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu, Pierre (1983): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 2. Aufl. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, Pierre (1993): Ökonomisches Kapital Kulturelles Kapital Soziales Kapital. In: ders. Die verborgenen Mechanismen der Macht, S. 49–80.
- Braun, Hans-Gert (2001): NROs in Afrika – Hoffnungsträger ohne Legitimation. Vorwort in: Internationales Afrikaforum 37 (2), S. 103–104.
- Braun, Joachim von, Ulrike Grote, Johannes Jütting (2000): Zukunft der Entwicklungszusammenarbeit. ZEF – Discussion Papers on Development Policy. Nr. 24. Bonn, März 2000. [http://www.zef.de/download/zef\\_dp/zef\\_dp2400.pdf](http://www.zef.de/download/zef_dp/zef_dp2400.pdf) (Aufruf: Okt. 2004).
- Breidenbach, Joana und Ina Zukrigl (1998): Tanz der Kulturen. Kulturelle Identität in einer globalisierten Welt. München.
- Breidenbach, Joana und Ina Zukrigl (2002a): Vernetzte Diasporas. In: Bundeszentrale für politische Bildung. Spezial: Informationsgesellschaft. Erschienen am 21.2.2002. [http://www.bpb.de/themen/OQJRA7,0,0,Vernetzte\\_Diaspor](http://www.bpb.de/themen/OQJRA7,0,0,Vernetzte_Diaspor). (Aufruf: 15.1.2005).
- Breidenbach, Joana und Ina Zukrigl (2002b): Widersprüche der kulturellen Globalisierung: Strategien und Praktiken. In: Aus Politik und Zeitgeschichte Nr. 12 / 22. März 2002. <http://www.dasparlament.de/2002/12/Beilage/004.html> (Aufruf: Okt. 2004).
- Breidenbach, Joana und Pál Nyíri (2002): Der kulturalistische Diskurs um ‚asiatische Werte‘ und die chinesische Diaspora in Ungarn. In: Alois Moosmüller (Hg.): Interkulturelle Kommunikation in der Diaspora. Die kulturelle Gestaltung von Lebens- und Arbeitswelten in der Fremde. Münster: Waxmann.
- Breidenbach, Joana und Pál Nyíri (2004): Kulturelle Kompetenz im Wochenendseminar? In: Armin Triebel (Hg.): Identitäten und interkulturelle Verständigung im Wirtschaftsleben. SSIP Mitteilungen Sonderheft 2003. Berlin: SSIP, S. 22–29.
- Buhr, Manfred und Georg Klaus (1971): Philosophisches Wörterbuch. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie
- Bürger, C. (2000): AIDS in Simbabwe. Armut oder Tradition als Ursache der raschen Verbreitung? Die Wahrnehmung Professioneller und Betroffener. Münster, Lit.
- Busch, Dominic (2004): Interkulturelle Mediation und kollektive Identität. Ein Statement. In: Armin Triebel (Hg.): Identitäten und interkulturelle Verständigung im Wirtschaftsleben. SSIP Mitteilungen Sonderheft 2003. Berlin: SSIP, S. 46–49.
- Bussmann, Rainer W. (2003): Intellectual property rights. Biodiversity Convention. TRIPS and UPOV. Cav BOTANY 105. Hawaii-University. <http://www.botany.hawaii.edu/bot105/Rainer%20intellectual%20property.pdf> (Aufruf: Oktober 2004).
- Byram, Michael (2003): Interview with Professor Byram 1 – the concept of intercultural competence. Symposium on Intercultural Competence and Education for Citizenship. School of Education, University of Durham, UK, 24–26 March 2003, Teacher's Forum. <http://elt.britcoun.org/pl/forum/byrint.htm> (Aufruf: 9.1.2005).
- Calließ, Jörg 1999 (Hg.): Agenda für den Frieden. Interkulturelle Mediation. Loccum: Ev. Akademie.
- Casmir, Fred (1992): Third-culture-building: A paradigm shift for international and intercultural communication. In: S. Deetz (ed.): Communication Yearbook, 16. Beverly Hills, CA: Sage, S. 407–436.
- Casmir, Fred (1999): Foundation for the study of intercultural communication based on a third culture building model. International Journal of Intercultural Relations, 23(1), S. 91–116.
- Cavalli-Sforza, Luigi L. (1999): Gene, Völker und Sprachen. Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Cernea, Michael (1991): Putting People First. Sociological Variables in Rural Development. 2nd, revised edition (orig. 1985). Washington: World Bank.
- Claus, Burghard (2001): Kultur und Entwicklung in den Partnerländern als Element der Entwicklungszusammenarbeit. In: Wippel, S. und I. Cornelissen (Hg.): Entwicklungspolitische Perspektiven im Kontext wachsender Komplexität. München: Weltforum Verlag, S. 30–324.
- Clement, Ulrich und Ute Clement (1999): Interkulturelles Coaching. In: Klaus Götz (Hg.): Interkulturelles Lernen – Interkulturelles Training. München: Mehring, S. 157–168.
- Clifford, James (1995): Diasporas. In: Cultural Anthropology, 9,3, S. 302–338.
- Coleman, J. S. (1987): Norms a social capital. In: G. Radnitzky and P. Bernholz (eds.): Economic imperialism: The economic approach applied outside the field of economics. New York: Paragon House, pp. 133–155.
- Comaroff, John L. and Jean Comaroff (eds): Civil Society and the Political Imagination in Africa. Critical Perspectives. Chicago: University of Chicago Press, 1999.
- Comedia, the Department of Canadian Heritage and UNESCO, Hg. (o.J.): Recognizing Culture. A Series of Briefing Papers on Culture and Development. [www.comedia.org.uk/downloads/Recognising%20Culture.pdf](http://www.comedia.org.uk/downloads/Recognising%20Culture.pdf).



- Conrad, Sebastian (2004): Tagungsbeitrag. In: Hartmut Berghoff und Jakob Vogel (Hg.). *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte, Marktkulturen und Wirtschaftsstile*. Frankfurt a. M./New York.
- Cox, Taylor and R.L. Beale (1997): *Developing Competency to Manage Diversity. Readings, Cases and activities*. San Francisco: Berrett-Koehler Publishers, Inc.
- Cray, David und Geoffrey R. Mallory (1998): *Making Sense of Managing Culture*. London.
- Dabag, Mihran und Kristin Platt (1993): *Diaspora und das kollektive Gedächtnis. Zur Konstruktion kollektiver Identitäten in der Diaspora*. In: Dabag, Platt (Hg.): *Identität in der Fremde*. Bochum, S. 117–145.
- Dahlen, Tommy (1997): *Among the Interculturalists. An Emergent Profession and Its Packaging of Knowledge*. Stockholm: Almqvist & Wiksell.
- Daun, Ake (2000): *Swedish Mentality*. Pennsylvania State University Press, 2000.
- Deardorff, Darla K. (2004): *In Search of Intercultural Competence*. NAFSA News, Internationalization, Spring 2004:13–15. <http://www.nafsa.org/content/ProfessionalandEducationalResources/Publications/IE/deardorff.pdf> (Aufruf: 9.1.2005).
- Dettmar, Erika (1989): *Rassismus, Vorurteile und Kommunikation: Afrikanisch-europäische Begegnung in Hamburg*. Dissertation, Universität Hamburg. Berlin, Hamburg: Reimer Verlag.
- Dettmar, Erika (1999): *Stichwort: Entwicklungsethnologie*. In: *Neues Wörterbuch der Völkerkunde*. Berlin: Reimer, S. 94.
- Dettmar, Erika (2000): *Markt, Macht, Moral. Interkulturelle Wirtschaftsbeziehungen zwischen Afrika und Europa*. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Deutscher Bundestag (2002): *Begriff der »Kulturverträglichkeit« im Ausschuss kontrovers diskutiert*. Ausschuss für Kultur und Medien/hibMeldung251/2002. Stand: 14.11.2002 [http://www.bundestag.de/bic/hib/2002/2002\\_251/02.html](http://www.bundestag.de/bic/hib/2002/2002_251/02.html) (Aufruf Okt. 2004).
- DEZA (2000): *Die Umsetzung der DEZA-Politik für Soziale Entwicklung*. Bern. [http://www.deza.ch/ressources/deza\\_product\\_d\\_77.pdf](http://www.deza.ch/ressources/deza_product_d_77.pdf) (Aufruf: November 2004).
- DEZA (2004): *Perspektiven für ein Leben in Würde. Grundsätze der DEZA im Engagement gegen Armut*. Bern. [http://www.deza.ch/ressources/deza\\_product\\_de\\_845.pdf](http://www.deza.ch/ressources/deza_product_de_845.pdf) (Aufruf: Nov. 2004).
- DEZA 2003a (Hg.): *Genderoriented entrepreneurship promotion. Strategies and tools along the project cycle. A Manual for Practitioners*. (Claudia Ulrike Gminder Author). 2003: [http://www.deza.ch/ressources/deza\\_product\\_de\\_845.pdf](http://www.deza.ch/ressources/deza_product_de_845.pdf) (Aufruf: Nov. 2004).
- DEZA 2003b (Hg.): *Kultur ist kein Luxus. Kultur in Entwicklung und Zusammenarbeit* (Bearbeiter: Toni Linder). Bern. [http://www.sdc.admin.ch/ressources/deza\\_product\\_d\\_676.PDF](http://www.sdc.admin.ch/ressources/deza_product_d_676.PDF) (Aufruf: Nov. 2004).
- DEZA/Schweizer Tropeninstitut 2003 (Hg.): *Key Issue Paper. The Cultural Approach to HIV/AIDS Prevention*. (Daryl B. Somma, MPH Claudia Kessler Bodiang, MD, MPH. In collaboration with Silvia Mollet and Laurent Ruedin). Bern. [http://www.sdchealth.ch/priorities\\_in\\_health/communicable\\_diseases/hiv\\_aids/the\\_cultural\\_approach\\_to\\_hiv\\_aids\\_prevention](http://www.sdchealth.ch/priorities_in_health/communicable_diseases/hiv_aids/the_cultural_approach_to_hiv_aids_prevention) (Aufruf: Nov. 2004).
- DEZA/SDC 2002: *Culture is not one of life's luxuries. It's life itself. Principles of SDC Policy*.
- DGB Bildungswerk (2001): *Migration Online*. Schlagwort: »Integration«. [http://www.migrationonline.de/schlagwort.\\_cGFnZS5zaWQ9Mjg\\_.html](http://www.migrationonline.de/schlagwort._cGFnZS5zaWQ9Mjg_.html) (Aufruf: Nov. 2004). DGB Bildungswerk, Bereich Migration und Qualifizierung.
- Dittmer, Stephanie (2003): *Die Politisierung der ethnischen Differenz. Ethnische Mobilisierung und Ethnopolitik in Estland seit der Perestrojka*. Dissertation Georg-August-Universität Göttingen. <http://webdoc.sub.gwdg.de/diss/2004/dittmer/dittmer.pdf> (Aufruf: Oktober 2004).
- Dobler, Gregor (2003): *Kurs: Armut – theoretische Konzepte und afrikanische Beispiele. Interne Stichwortsammlung zur Ersten Sitzung: Einige Konfliktlinien in der Beschreibung von Armut. Ethnologisches Seminar der Uni Basel Sommersemester 2003*. <http://www.unibasethno.ch/redakteure/dobler/dokumente/armut.pdf> (Aufruf: Nov. 2004).
- Doppler, Klaus und C. Lauterberg (2002): *Change Management. Den Unternehmenswandel gestalten* Frankfurt a. M.: Campus.
- Dowd, Steven et al. (1999): *Will You fit, if You Move to a Job in Another Culture?* In: *Health Care Manager*, 18 (2), S. 20–27.
- Draganis, Stephan (2004): *Interkulturelle Services. Besteht Bedarf an interkultureller Kommunikation?* In: Armin Triebel (Hg.): *Identitäten und interkulturelle Verständigung im Wirtschaftsleben*. SSIP Mitteilungen Sonderheft 2003. Berlin: SSIP, S. 15–18.
- Dümcke, Cornelia (2002): *Kultur und Tourismus in den neuen Ländern. Eine Untersuchung am Beispiel der kulturellen Leuchttürme und Gedächtnisorte*. Berlin. Elektron. Dokument: [http://www.cultureconcepts.de/files/Duemcke\\_KTStudie\\_2002.pdf](http://www.cultureconcepts.de/files/Duemcke_KTStudie_2002.pdf) (Aufruf: Okt. 2004).
- Dümcke, Cornelia (2003): *Zur kulturellen Dimension der EZ der GTZ. Bericht zur Orientierungsphase der GTZ-Eigenmaßnahme Nr. 20-02.9128.6 (»Kultur und Entwicklung«)*. Berlin: GTZ.

- Eade, Deborah and Jenny Pierce (2000): *Development, NGOs and Civil Society*. Oxford: Oxfam.
- Eckert, Julia (1998): Ethnizität, ethnische Konflikte und politische Ordnung – Theorien und Befunde im Überblick. In: Eckert Roland (Hg.): *Wiederkehr des »Volksgeistes«?* Ethnizität, Konflikt und politische Bewältigung. Opladen: Leske + Budrich, S. 271–312.
- Ellen, R. F. (1998): Comment. *Current Anthropology* 39 (2): S. 238–239.
- Ellen, R. F. and H. Harris (1997) *Indigenous environmental knowledge in scientific and development literature. A critical assessment*. Canterbury: Univ. of Kent at Canterbury.
- Eller, Jack David (1999): *Anti-anti-Multiculturalism*. *American Anthropologist* 99(2): S. 249–260.
- Elwert, Georg (1989): Nationalismus, Ethnizität und Nativismus über Wir-Gruppenprozesse. In: Waldmann, P./ Elwert, G. (Hg.): *Ethnizität im Wandel*. Saarbrücken/ Fort Lauderdale: Breitenbach, S. 21–61.
- Elwert, Georg (1996): *Kulturbegriffe und Entwicklungspolitik. Über soziokulturelle Bedingungen der Entwicklung*. In: ders. und Wolfgang Rudolph (Hg.): *Kulturen und Innovationen*. Festschrift für Wolfgang Rudolph. Berlin, S. 51–87.
- Elwert, Georg (1999a): Stichwort: Tribalismus. In: *Neues Wörterbuch der Völkerkunde*. Berlin: Reimer, S. 384.
- Elwert, Georg (1999b): Stichwort: Volk. In: *Neues Wörterbuch der Völkerkunde*. Berlin: Reimer, S. 400.
- Elwert, Georg (1999c): Stichwort: WirGruppe. In: *Neues Wörterbuch der Völkerkunde*. Berlin: Reimer, S. 414.
- Elwert, Georg (1999d): Stichwort: Minderheit. In: *Neues Wörterbuch der Völkerkunde*. Berlin: Reimer, S. 254 f.
- Elwert, Georg (2002): *Partizipation als Ersatz für den Rechtsstaat. Entwicklungspolitische Diskussionstage 2002*. SLE /HBS. <http://www.agrar.huberlin.de/sle/epdt/Kritische%20Bilanz%20Partizipation.pdf> (Aufruf: Okt. 2003).
- Elwert, Georg (2003): *Hilfe und Intervention in Gewaltmärkten*. In: Uwe Kievelitz und Roman Poeschke (Hg.): *Friedens- und Konfliktarbeit in Forschung und EZ-Praxis und der Beitrag der Entwicklungsethnologie*. Saarbrücken: Verlag für Entwicklungspolitik, S. 96–108.
- Erdmann, Gero (1998): *Demokratie, Kultur und Tradition. Zum Problem vorkolonialer Herrschaft in der afrikanischen Demokratieerdebatte*. Hamburg, Institut für Afrika-Kunde.
- Eriksen, Thomas Hylland (2001): *Small Places, Large Issues: An Introduction to Social and Cultural Anthropology*. London: Pluto Press.
- Ervin, Alexander M. (2000): *Applied Anthropology. Tools and Perspectives for Contemporary Practice*. Boston etc.: Allyn & Bacon.
- Esser, H. (1996): *Ethnische Konflikte als Auseinandersetzung um den Wert von kulturellem Kapital*. In: Heitmeyer, W.; Dollase, R. (Hg.): *Die bedrängte Toleranz. Ethnisch-kulturelle Konflikte, religiöse Differenzen und die Gefahr politisierter Gewalt*. Frankfurt a. M., S. 64–99.
- Esteve, Gustavo (1993): *Entwicklung*. In: Wolfgang Sachs (Hg.): *Wie im Westen, so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*. Reinbek: Rowohlt, S. 89–121.
- Faschingeder, Gerald, Franz Kolland und Franz Wimmer (Hg.): *Kultur als umkämpftes Terrain. Paradigmenwechsel in der Entwicklungspolitik*. Wien: Pro-Media/Südwind, 2003.
- Fauser, Markus (2003): *Einführung in die Kulturwissenschaft*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Fischer, Heinz, Silvia Steffens-Duch (2003): *Der Human-Resources-Beitrag zum Integrationserfolg. Fokus auf Kulturen und Menschen*. [http://www.espritsg.ch/sbr/archiv/2002b\\_interkulturelles\\_management\\_fischer.pdf](http://www.espritsg.ch/sbr/archiv/2002b_interkulturelles_management_fischer.pdf) (Aufruf: Dez. 2004).
- Fischermann, Thomas (2000): *Marken für Milliarden. Ein Produkt, eine Werbung für die ganze Welt – das verspricht die Globalisierung, doch die Konsumenten spielen nicht mit*. In: *Die Zeit* 45/2000: [http://zeus.zeit.de/text/archiv/2000/45/200045\\_globalbranding.xml](http://zeus.zeit.de/text/archiv/2000/45/200045_globalbranding.xml) (Aufruf. Okt. 2004).
- Flechsich, Karl-Heinz (1996): *Kulturelles, interkulturelles und transkulturelles Lernen als Aneignung kultureller Skripte*. <http://www.user.gwdg.de/~kflechs/iikdiaps996.htm> (Aufruf: Dez. 2004).
- Flechsich, Karl-Heinz (2001): *Kulturelle Orientierungen*. <http://www.user.gwdg.de/~kflechs/iikdiaps100.htm> (Aufruf Dez. 2004).
- Flechsich, Karl-Heinz (2002): *Das Fünf-Kulturen-Spiel*. In: *Projekt Arbeit. Projekte, Konzepte, Ideen*. Heft 1, 2002: *Interkulturelle Kompetenz*, S. 50–53.
- Fried, Morton (1967): *The Evolution of Political Society*. New York.
- Fuchs, Max (1998): *Kulturpolitik als gesellschaftliche Aufgabe*. Wiesbaden.
- Galtung, Johan (1981): *Structure, culture and intellectual style. An essay comparing saxon, teutonic, gallic and nipponic approaches*. In: *Social Science Formation*. London: Sage.
- Geertz, Clifford (1987): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ger, Gülüz (1999): *Localizing in the Global Village. Local Firms Competing in Global Markets*. In: *California Management Review*, 41 (4), Summer, S. 64–83.

- Gesiz, Martin / Nina Melchers (2002): Praxisbuch Globales Lernen. Brandes & Apsel.
- Giddens, Anthony (1995): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Giesen, Bernhard (1999): Kollektive Identität. Die Intellektuellen und die Nation 2, Frankfurt a. M.
- Giordano, Christian (1981): Ethnizität. Soziale Bewegung oder Identitätsmanagement? In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 7, 1981, S. 179–198.
- Girtler, Roland (2001): Methoden der Feldforschung. Wien: UTB.
- Glatzer, Bernt (2003): Afghanistan, Studien zur Länderbezogenen Konfliktanalyse. Bonn: FES, Fri-Ent, GTZ.
- Glazer, Nathan und Daniel P. Moynihan (Hg.): Ethnicity: Theory and Experience. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1975.
- Goethe-Institut (2005): Exposé. Zur Internationalen Konferenz in Berlin. Fortschritt – ein Phänomen auf internationaler Ebene. <http://www.goethe.de/lins/vb/prj/fort/berl/exp/deindex.htm> (Aufruf 15.1. 2005).
- Goffman, Erving (1967 [1963]): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt 1967.
- Goffman, Erving (1983): Wir alle spielen Theater. München: Piper.
- Gomez, Ricardo (2003): Capacity Development für nachhaltige Entwicklung – Eine Kernaufgabe der GTZ; Policy Paper No. 1. OE Politik und Strategie. Eschborn. <http://www.gtz.de/de/dokumente/degtz2003capacitydevelopment.pdf> (Aufruf: Dez. 2004).
- Görlitz, Axel (1972): Handlexikon zur Politikwissenschaft. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Gosepath, Stefan und Jean-Christophe Merle (2002): Weltrepublik. Globalisierung und Demokratie. München: C. H. Beck.
- Gramsci, Antonio (1967): Philosophie der Praxis. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Granovetter, Mark (1985): Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness. In: American Journal of Sociology 91, S. 481–510.
- Greiffenhagen, Martin und Sylvia Greiffenhagen (2003): Stichwort: Politische Kultur. In: U. Andersen / W. Woyka (Hg.): Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik. [http://www.bpb.de/wissen/02712574004001511332396985392489,0,Politische\\_Kultur.html](http://www.bpb.de/wissen/02712574004001511332396985392489,0,Politische_Kultur.html) (Aufruf: Okt. 2004).
- Greverus, Ina-Maria (1979): Auf der Suche nach Heimat. München.
- Griese, Hartmut M. (2002): Kritik der ›Interkulturellen Pädagogik‹. Essays gegen Kulturalismus, Ethnisierung, Entpolitisierung und einen latenten Rassismus. Münster.
- Griese, Hartmut, M. (2004): Rezension. David E. Pollock, Ruth van Reken u.a.: Third culture kids. Aufwachsen in mehreren Kulturen. Socialnet: <http://www.socialnet.de/rezensionen/1446.php> (Aufruf: 10.1.2005).
- Gronemeyer, R. (2002): So stirbt man in Afrika an AIDS. Warum westliche Gesundheitskonzepte im südlichen Afrika scheitern. Eine Streitschrift. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Grützke Horst und Jean-Claude Boual (2002): Definition von Begriffen der Zivilgesellschaft. [http://www.europenow.org/forumd/article.php?id\\_article=13](http://www.europenow.org/forumd/article.php?id_article=13) (Aufruf: Okt. 2004).
- GTZ (2004): Jahresthema 2004. Good Governance. <http://www.gtz.de/jahresthema/>.
- GTZ (o.J.): Die Begriffswelt der GTZ; [http://www.gtz.de/glossar/deutsch/frameset\\_reconstruct.html](http://www.gtz.de/glossar/deutsch/frameset_reconstruct.html) und [http://www.gtz.de/glossar/deutsch/8\\_1.html](http://www.gtz.de/glossar/deutsch/8_1.html) (Aufruf: Okt. 2004).
- Gudykunst, William (1994): Bridging Differences: Effective Intergroup Communication. Thousand Oaks, California.
- Gugel Günther und Uli Jäger (o.J.): Grundlagen der friedenspädagogischen Arbeit. Institut für Friedenspädagogik, Tübingen. [http://www.dada-losd.org/frieden/grundkurs\\_3/grundlagen.htm](http://www.dada-losd.org/frieden/grundkurs_3/grundlagen.htm) (Aufruf: Okt. 2004).
- Gurr, Ted Robert (2000): Peoples versus States. Minorities at Risk in the New Century. Herndon, Va.: United States Institute of Peace Press.
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hall Edward T. and Mildred R. Hall (1983): Verborgene Signale. Studien zur internationalen Kommunikation: Über den Umgang mit Amerikanern. Hamburg: Gruner & Jahr.
- Hall Edward T. (1969): The hidden dimension. Garden City, New York: Doubleday.
- Hall Edward T. (1983): The dance of life. The other dimension of time. Garden City, New York: Doubleday.
- Hall, Stuart (1992): The Question of Cultural Identity. In: ders. et al. (eds.): Modernity and its Futures. London, S. 273–325.
- Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument Verlag.
- Hall, Stuart (1999): Kulturelle Identität und Globalisierung. In: Hörning, Karl H. / Winter, Rainer (Hg.): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Haller, Hans-Dieter (2004): Kulturbedingte und individuelle Merkmale der didaktischen Sozialisation von deutschen und ausländischen

- Studierenden. <http://www.user.gwdg.de/~hhaller/wave.htm> (Aufruf: Dez. 2004).
- Hampden-Turner, Charles and Trompenaars, Fons (1997): *Mastering the Infinite Game*. Oxford: Capstone.
- Hannerz, Ulf (1990): *Cosmopolitans and Locals in World Culture*. In: *Theory, Culture and Society*, 7, S. 237–251.
- Hannerz, Ulf (1995): *Kultur in einer vernetzten Welt. Zur Revision eines ethnologischen Begriffes*. In: Wolfgang Kaschuba (Hg.): *Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie*. Berlin, S. 64–84
- Hannerz, Ulf (1996): *Transnational Connections, Culture, People Places*. London, New York: Routledge.
- Hansen, Klaus P. (1993): *Die Herausforderungen der Landeskunde durch die moderne Kulturtheorie*. In: Ders. (Hg.): *Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmawechsel in den Geisteswissenschaften*. Eine Passauer Ringvorlesung. Tübingen, S. 95–114.
- Hansen, Klaus P. (2000): *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage*. Tübingen, Basel: Francke.
- Hansen, S.A. and J.W. Van Fleet, (2003): *Traditional Knowledge and Intellectual Property. A Handbook on Issues and Options for Traditional Knowledge Holders in Protecting their Intellectual Property and Maintaining Biological Diversity*. Prepared for the American Association for the Advancement of Science. <http://shr.aaas.org/tek/handbook/handbook.pdf> (Aufruf: Okt. 2004).
- Harnischfeger, Horst (1999): *Das Ende des Monolithen*. In: *Zeitschrift für Kulturaustausch. Zwischen Hysterie und Utopie*, Ausgabe 3, 1999; [www.ifa.de/zfk/themen/99\\_3\\_hysterie/dharnischfeger.htm](http://www.ifa.de/zfk/themen/99_3_hysterie/dharnischfeger.htm) (Aufruf: 10.1.2005.)
- Harriss, John (2001): *Depoliticizing Development. The World Bank and Social Capital*. New Delhi: LeftWord Books.
- Hartkemeyer, Martina, Johannes F. Hartkemeyer und L. Freeman Dhority (1998): *Miteinander Denken. Das Geheimnis des Dialogs*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hein, Wolfgang (2002): *Andre Gunder Frank (1929– ) Metropolen, Satelliten und das Weltsystem*. In: *E+Z* (3), 2000, S. 80–83; auch <http://www.inwent.org/E+Z/1997-2002/ez300-8.htm> (Aufruf 31.12.2004).
- Hein, Wolfgang (2001): *Autozentrierte Entwicklung – Überlegungen zur Neufundierung eines immer noch wichtigen Konzeptes*. In: Reinold E. Thiel (Hg.): *Neue Ansätze zur Entwicklungstheorie*. Deutsche Stiftung für internationale Entwicklung (DSE). Bonn, S. 218–238; <http://www.inwent.org/imperia/md/content/bereich3intranet/304internet/publik/th10hein.pdf>.
- Heinrich, Wolfgang (1998): *Konfliktforschung, EZ und Konfliktbearbeitung – und die Rolle der Ethnologie*. In: *Entwicklungsethnologie* 7 (2), S. 49–63.
- Helbling, Jürg (1999): *Stichwort: Stamm*. In: *Neues Wörterbuch der Völkerkunde*. Berlin: Reimer, S. 354.
- Herdin, Thomas / Kurt Luger (2001): *Der eroberte Horizont. Tourismus und interkulturelle Kommunikation*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (B 47/2001)*. [http://www.bpb.de/publikationen/OKALOU,0,0,Der\\_eroberte\\_Horizont.html](http://www.bpb.de/publikationen/OKALOU,0,0,Der_eroberte_Horizont.html) (Aufruf: Okt. 2004).
- Hess, Carmen et al. (1998): *Partizipation unter der Lupe: Ethnologische Begegnungen mit partizipativen Methoden im Forschungs- und Aktionszusammenhang (gemeinsam mit M. Schönhuth, E. Sodeik und S. de Vries)*. In: *Entwicklungsethnologie* 7 (2) 1998, S. 11–48. (in leicht veränderter Fassung auch unter: <http://www.unitrier.de/unifb4/ethno/augethn.pdf>).
- Hetzl, Andreas (2002): *Kultur als Grenzüberschreitung. Dialektik*. *Zeitschrift für Kulturphilosophie*, 2, S. 517.
- Hinz-Rommel, Wolfgang (1994): *Interkulturelle Kompetenz: ein neues Anforderungsprofil für die soziale Arbeit*. Münster etc.
- Hirsch, E. D. (1987): *Cultural Literacy. What Every American Needs to Know*. Boston: Houghton Mifflin.
- Hirschberg, Walter (Hg.): *Neues Wörterbuch der Völkerkunde*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag 1999.
- Hobart, Mark (Hg.): *An Anthropological Critique of Development: The Growth of Ignorance*. London: Routledge 1993.
- Hobsbawm, Eric (1991): *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*. Frankfurt a. M.
- Hobsbawm, Eric and Terence Ranger (1983): *The Invention of Tradition*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Höffe, Otfried (1997): *Stichwort: Weltanschauung*. In: Ders. (Hg.): *Lexikon der Ethik*, München: Beck'sche Verlagsbuchreihe. S. 328–329.
- Hofstede, Geert (1980): *Culture's consequences. International differences in workrelated values*. Newbury Park, CA: Sage.
- Hofstede, Geert (1997): *Lokales Denken, globales Handeln. Kulturen, Zusammenarbeit und Management*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Hohmeier, Jürgen (1975): *Stigmatisierung als sozialer Definitionsprozess*. In: Manfred Brusten/ Jürgen Hohmeier (Hg.): *Stigmatisierung 1+2*; [http://info.uibk.ac.at/c/c6/bidok/texte/stigma\\_def.html](http://info.uibk.ac.at/c/c6/bidok/texte/stigma_def.html) (Aufruf: Dez. 2004).

- Holtmann, Everhard (Hg.): Politik-Lexikon. München, Wien: Oldenbourg 1994.
- Holtz, Uwe (2003): Der Beitrag der Entwicklungspolitik zum interkulturellen Dialog. In: Informationsvermerk für die Sitzung des Bundestagsausschusses für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung am 5. November 2003 in Bonn: Deutscher Bundestag: Ausschuss für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung. Ausschuss-Drucksache Nr. 0124.15. Wahlperiode. [hss.ulb.uni-bonn.de:90/uholtz/lehmaterial/EP\\_Kultur](http://hss.ulb.uni-bonn.de:90/uholtz/lehmaterial/EP_Kultur).
- Holtz, Uwe, Detlev Karsten (2003): Entwicklungspolitisches Glossar, Stichwörter zur Entwicklungs- und Nord-Südpolitik. [http://hss.ulb.uni-bonn.de/uholtz/lehmaterial\\_semesteraparaf/EP\\_Glossar.pdf](http://hss.ulb.uni-bonn.de/uholtz/lehmaterial_semesteraparaf/EP_Glossar.pdf) (Aufruf: Okt. 2004).
- Horx, Oona und Matthias Horx (2004): Trendreport 2005. Soziokulturelle Schlüsselrends für die Märkte der kommenden Jahre. Kelkheim. (vgl. [www.zukunftsinstitut.de](http://www.zukunftsinstitut.de)).
- Hügel, Hans-Otto (2003): Einführung. In: Ders. (Hg.): Handbuch Populäre Kultur, Begriffe, Theorien und Diskussionen. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, S. 1–22.
- Human Development Report 2004 (2004): Cultural liberty in today's diverse world. Washington, D.C.: UNDP. ([http://hdr.undp.org/reports/global/2004/pdf/hdr04\\_complete.pdf](http://hdr.undp.org/reports/global/2004/pdf/hdr04_complete.pdf)).
- Hunt, Paul (1993): Children's Rights in West Africa. The Case of the Gambia's Almodos. In: Human Rights Quarterly, Vol 15, S. 499–532.
- Huntington, Samuel P. (2002): Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert. München: Goldmann.
- Huntington, Samuel P. (2004): The Hispanic Challenge. In: Foreign Policy 106 (2), Washington, S. 30–45.
- Hüsken, Thomas (2003): Der Stamm der Experten. Chancen und Probleme der interkulturellen Kommunikation und des interkulturellen Managements in der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit. Sozialanthropologische Arbeitspapiere 97. [www.fuberlin.de/ethnologie/saap/saap97.pdf](http://www.fuberlin.de/ethnologie/saap/saap97.pdf) (Aufruf: Okt. 2004).
- Hüsken, Thomas (2004): Der Stamm der Experten. Interkulturelles Management in Projekten der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit Dissertation. Berlin (im Erscheinen).
- Hutter, Angelika (1998): Die »Projektarena« aus entwicklungsethnologischer Sicht. Erfahrungen und Erklärungen aus einem Aktionsforschungsprojekt in Niger. Entwicklungsethnologie 7(1), S. 75–80.
- IKO: Interkulturelle Kompetenz Online (2004): Stichworte zum Interkulturellen Lernen. Idee und Konzept: [interculture.de/](http://interculture.de/) / FG IWK Uni Jena/
- Jürgen Bolten. [http://www.ikkompetenz.thuringen.de/a\\_bis\\_z/](http://www.ikkompetenz.thuringen.de/a_bis_z/) (Aufruf: Oktober 2004).
- Illiuss, Bruno (1999): Stichwort: Weltbild. In: Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Reimer, S. 407.
- Innenministerium NordrheinWestfalen (2004): Ideologie und Begriffe: Volksgemeinschaft. <http://www.im.nrw.de/sch/334.htm> (Aufruf: Okt. 2004).
- Institut für Kulturpolitik (IfK) der Kulturpolitischen Gesellschaft, Bonn, Institut für Bildung und Kultur (IBK), Remscheid: Kultur und Arbeit. Arbeitspapier 2. Bericht über das Werkstattgespräch in Frankfurt a. M. am 18. Januar 2000. Bonn/Remscheid, Mai 2000. <http://www.ibkkultur.de/KA/ap2.pdf>. (Aufruf: Okt. 2004).
- Internationale Politik, Frieden und Entwicklung (o.J.): Glossar: Human Development Index. <http://fa1.spdberlin.de/glossar.htm> (Aufruf: Okt. 2004).
- Jammal, Elias (2003): Kulturelle Befangenheit und Anpassung. Deutsche Auslandsentsandte in arabisch-islamischen Ländern. Deutscher Universitätsverlag.
- Jarausach, Konrad H. und Martin Sabrow (Hg.): Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002.
- Kabou, Axelle (1993): Weder arm noch ohnmächtig. Eine Streitschrift gegen schwarze Eliten und weiße Helfer, Basel.
- Karkoschka, Oliver und Sonja Wölte (2003): Bericht zur Evaluierung der Instrumente des inter- und intrakulturellen Dialogs in der EZ. Gutachten im Auftrag des BMZ, Referat 120. Bonn. Alternativer Titel: Interkultureller Dialog in der deutschen EZ. Evaluierungsbericht. In: Gutachten im Auftrag des BMZ, Referat 120, Bonn. Bonn und Offenbach.
- Kasfir, Nelson (ed.): Civil Society and Democracy in Africa. Critical Perspectives. London 1998.
- Kellas, James G. (1998): The Politics of Nationalism and Ethnicity. Evanston: Northwestern University Press.
- Keller, Jost (2003): Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. In: Einladung zur Literaturwissenschaft. Ein Vertiefungsprogramm zum Selbststudium. [http://www.uniessen.de/literaturwissenschaftaktiv/Vorlesungen/ausblick/kult\\_gedaechtnis.htm](http://www.uniessen.de/literaturwissenschaftaktiv/Vorlesungen/ausblick/kult_gedaechtnis.htm) (Aufruf: Nov. 2004).
- Keßler, Ulrich (2004): Auslandsknigge. Literaturhinweise, interkulturelle Trainingsangebote, InternetLinks. Lübeck: IHK (IHK Informationen, 12).
- Kiel, Ewald (2001): Die Entwicklung interkultureller Kompetenz als ein zentrales Ziel globalen Lehrens und Lernens. Institut für Friedenspädagogik e.V., Tübingen. [http://www.friedenspaedagogik.de/themen/globalern/gl\\_20.htm](http://www.friedenspaedagogik.de/themen/globalern/gl_20.htm) (Aufruf: 22.1.2005).

- Kievelitz, Uwe und Klaus Tilmes (1992): Zielorientierte Projektplanung. Ein entwicklungspolitisches Planungsinstrument und seine interkulturelle Problematik. In: Dirk Kohnert et al. (Hg.): Perspektiven zielorientierter Projektplanung in der Entwicklungszusammenarbeit. München: Weltforum Verlag.
- Kievelitz, Uwe und Roman Poeschke (Hg.): Friedens- und Konfliktarbeit in Forschung und EZ-Praxis und der Beitrag der Entwicklungsethnologie. Saarbrücken: Verlag für Entwicklungspolitik 2003.
- Kokot, Waltraud (2003): Forschungsprojekt Kulturelle Identität in der Diaspora. Universität Hamburg. <http://www.unihamburg.de/Wiss/FB/09/Ethnolol/Projekte/diaspora.html> (Aufruf: Okt. 2004).
- Kölling, Martin (2000): Harte Daten über weiche Faktoren per Mausclick. In: Personalführung, 6/2000, S. 82–84.
- Köppel, Petra (2002): Kulturerfassungsansätze und ihre Integration in interkulturelle Trainings. Norderstedt: Books on Demand. (Trierer Reihe Fokus Kultur, Bd. 2).
- Kotlenga, Sandra und Jürgen Klute (2004): Vorschläge für eine Diskussion über den Dritten Sektor. In: Frankfurter Rundschau Nr. 299; Mi. 22.12.2004, 26.
- Kramer, Dieter (2000): Die Ethnologie und die Neudefinition von Entwicklung. EPD Entwicklungspolitik 20.
- Kraus, John F. II (2002): Cultural Lag or Cultural Drag. The Impact of Resource Depletion on Social Change in Post-Modern Society. December 8 2002; <http://www.mercer.edu/sociology/IndependentprojectfinaldraftDec072002.htm> (Aufruf: Okt. 2004).
- Krech, Volkhard (1994): Stichwort: Synkretismus. In: Fuchs-Heinritz, Werner et al. (Hg.): Lexikon zur Soziologie. Opladen, S. 660.
- Kreff, Fernand (2002): Eric Wolf: Zwischen Welt-systemtheorie und Globalisierungstheorie. Referat gehalten am 7. Oktober 2002 beim Jourfixe-Treffen des AbsolventInnen-Vereins/Ethnologie, am Institut für Ethnologie, Kultur und Sozial-anthropologie, zur Vorbereitung auf die 1st Eric Wolf Lecture, von Marshall Sahlins und Sydel Silverman, am 4.11.2002. [http://www.univie.ac.at/alumni.ethnologie/zipdwnld/F\\_Kreff Vortrag E\\_Wolf.doc](http://www.univie.ac.at/alumni.ethnologie/zipdwnld/F_Kreff Vortrag E_Wolf.doc) (Aufruf: Okt. 2004).
- Kroeber, Alfred L. und Talcott Parsons (1958): The concept of culture and of social system. In: American Sociological Review 23, S. 582–583.
- Kunkel, Andreas (1998): Fernsehleben. Medien-nutzer als Sozialisationsfaktor. Auswirkungen des Fernsehens auf Gesellschaft und Individuum. München: Reinhard Fischer.
- Kuran, Timur (2004): Cultural Obstacles to Economic Development: Not Necessarily Real, Often Transitory. Introduction: Culture and Public Action. In: Rao, Vijayendra und Michael Walton: Culture and Public Action. Stanford: Stanford University Press. <http://www.cultureandpublicaction.org/pdf/kuran.pdf>.
- Laatsch (2002): Under deconstruction. In: Incipito 5, 2002. <http://leftaction.de/incipito/text/86.htm> (Aufruf: Dez. 2004).
- Lang, Hartmut (1999): Stichwort: Kultur. In: Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Reimer, S. 220.
- Lauth, Hans Joachim (Hg.): Im Schatten demokratischer Legitimität. Informelle Institutionen und politische Partizipation im interkulturellen Demokratievergleich. Opladen: Westdeutscher Verlag 1999.
- Leenen, W. R. (2001): Interkulturelles Training. Anmerkungen zur Entstehung, Typologie und Methodik. Interkulturelle und antirassistische Trainings - aber wie? Konzepte, Qualitätskriterien und Evaluationsmöglichkeiten. f. Z. N.-W. Landeszentrum, S. 9–24.
- Lentz, Carola (1998): Die Konstruktion von Ethnizität. Eine politische Geschichte Nordwest-Ghanas 1870–1990.
- Lentz, Carola (o.J.): Tribalismus und Ethnizität in Afrika. Ein Forschungsüberblick. Sozialanthropologische Arbeitspapiere. Berlin: Das Arabische Buch.
- Levine, Robert (1998): Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen. München: Piper.
- Liebscher, Sandra Marcella Lucia (1994): Gegenwärtige kulturelle Probleme und Varianten der Valdesi. Ethnographie der italienischen Waldenser 1991–1993. Abhandlungen zur Geschichte der Geowissenschaften und Religion/ Umwelt-Forschung, Beiheft 8, Bochum. <http://lucy.ukc.ac.uk/lien/Sandra/verzeichnis.html>.
- Lin, Susanne (1999): Stichwort: Globales Lernen. In: Handwörterbuch Umweltbildung, hrsg. v. Oskar Brilling/Eduard W. Kleber. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren., S. 130/131. [http://www.friedenspaedagogik.de/themen/globalern/gl\\_23.htm](http://www.friedenspaedagogik.de/themen/globalern/gl_23.htm) (Aufruf: 22.1.2005).
- Linder Tobler, Verena (2002): Zweierlei Kernkulturen im Einwanderungsland. Von der Erkenntnis der Unterschiede zur gezielten interkulturellen Integration. In: Terra Cognita 2/2002; <http://www.terraccognita.ch/1/tobler.pdf> (Aufruf: Nov. 2004).
- Lipp, Wolfgang (1994): Stichwort: Repräsentation, kollektive. In: Fuchs Heinritz, Werner et al (Hg.): Lexikon zur Soziologie. Opladen, S. 556.
- Long, Norman (1993): Handlung, Struktur und Schnittstelle: Theoretische Reflektionen. In: Thomas Bierschenk und Georg Elwert (Hg.):

- Entwicklungshilfe und ihre Folgen. Ergebnisse von Untersuchungen in Afrika. Frankfurt a. M. / New York: Campus.
- Lossau, Julia (2002): Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer ›anderen‹ Geographie der Welt. Bielefeld: transcript.
- Lüsebrink, Hans-Jürgen (2003): Kulturraumstudien und Interkulturelle Kommunikation. In: Nünning, Ansgar / Nünning, Vera (Hg.): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven. Stuttgart: Metzler, 2003, S. 307–328.
- Lutz, R. (2001): Kultur, Armut, Ausgrenzung. <http://www.uniprotokolle.de/nachrichten/id/73265/>.
- Mabile, Y. (1995): Dare-to-Share Fair. Participatory Learning Approaches in Development Cooperation. Documentation and Directory. GTZ, Eschborn. <http://www.gtz.de/participation/download/mabile1995.pdf> (Aufruf: Okt. 2004).
- Marcus, George E. (1995) Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multisited Ethnography. In: Annual Review of Anthropology 24, S. 95–117.
- Matarasso, François (Hg.): Recognizing Culture. Briefing Papers on Culture and Development: Comedia, the Department of Canadian Heritage and UNESCO and World Bank 2001.
- Matoba, Kazuma (2003): Glocal Dialogue. Transformation through Transcultural Communication. The Fondazione Eni Enrico Mattei Note di Lavoro Series Index: [http://www.feem.it/web/activ/\\_wp.html](http://www.feem.it/web/activ/_wp.html). Social Science Research Network Electronic Paper Collection: [http://papers.ssm.com/abstract\\_id=XXXXXX](http://papers.ssm.com/abstract_id=XXXXXX). <http://www.feem.it/NR/rdonlyres/963F08A4-A870-4725-82A1-EC30A86DB2E4/8077403.pdf> (Aufruf: 20.1.2005).
- Mayer, Claude-Hélène (2004): Südafrikanische Kulturstandards in deutsch-afrikanischen Wirtschaftsinteraktionen. In: Sietar Journal. Fokus Afrika (2)2004, S. 22–25; <http://www.interkulturellemediation.de/download/Sietar04.pdf> (Aufruf: Dez. 2004).
- Mayer, Ruth und Mark Terkessidis (Hg.): Globalkolorit. Multikulturalismus und Populärkultur, St. Andrä/Wörldern: Hannibal 1998.
- McKay, James (1982): An exploratory synthesis of primordial and mobilizationist approaches to ethnic phenomena. In: Ethnic and Racial Studies, Vol. 5, Nr. 4, S. 395–420.
- McSweeney B. (2002): Hofstede's model of national cultural differences and their consequences: A triumph of faith a failure of analysis. Human Relations, January 2002, vol. 55, no. 1, pp. 89–118(30).
- Melko, Matthew (1982): The Nature of Civilizations. P. Sargent, U.S.
- Menzel, Ulrich (1988): Auswege aus der Abhängigkeit. Die entwicklungspolitische Aktualität Europas. Frankfurt a. M.
- Menzel, Ulrich (1994): Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der großen Theorie. Reinbek:rororo.
- Menzel, Ulrich (1998): Globalisierung versus Fragmentierung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Mercer, Colin (2002): Towards Cultural Citizenship. Tools for Cultural Policy and Development. The Bank of Sweden Tercentenary Foundation Sida & Gidlunds förlag.
- Messer, Ellen (1993): Anthropology and Human Rights. Annual Review of Anthropology 22, S. 221–249.
- Messner, Dirk (2004): Keimzellen der Demokratie. Historische und aktuelle Betrachtungen zum Thema ›Zivilgesellschaft und Entwicklung‹. In: VENRO (Hg.): Zivilgesellschaft und Entwicklung, S. 6–7.
- Mikkelsen, Britha (1995): Methods for Development Work and Research: a Guide for Practitioners. New Delhi: Sage.
- Miller, Daniel (1998): A Theory of Shopping. Cambridge: Polity Press.
- Mitzscherlich, Beate (2003): Die psychologische Notwendigkeit von Beheimatung. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte. [http://www.kirchen.net/ka/pwt/download/mitzschlerlich\\_2001.htm](http://www.kirchen.net/ka/pwt/download/mitzschlerlich_2001.htm) (Aufruf: Okt. 2004).
- Mögle-Stadel, Stefan (1996): Die Unteilbarkeit der Erde. Gedanken zu Weltbürgertum, Weltföderation und globaler Krise. Bouvier.
- Moosmüller, Alois (Hg.): Interkulturelle Kommunikation in der Diaspora. Die kulturelle Gestaltung von Lebens- und Arbeitswelten in der Fremde. Münster: Waxmann 2002.
- Müller Hans-Peter, Claudia Kock und Ann v. Ditfurth (1991): Kulturelles Erbe und Entwicklung: Indikatoren zur Bewertung des soziokulturellen Entwicklungsstandes. München: Weltforum Verlag.
- Müller, Ernst, W. (1999): Stichwort: Naturvölker. In: Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Reimer, S. 269.
- Müller, Hans Peter (1996): Kulturelle Gliederung der Entwicklungsländer. In: ders. (Hg.): Weltssystem und kulturelles Erbe. Gliederung und Dynamik der Entwicklungsländer aus ethnologischer und soziologischer Sicht. Köln: Weltforum Verlag, S. 81–137.
- Müller, Klaus E. (1984): Die bessere und die schlechtere Hälfte. Ethnologie des Geschlechterkonflikts. Frankfurt a. M.: Campus.
- Müller, Stefan und Gelbrich, Katja (2001): Interkulturelle Kompetenz als neuartige Anforderung an Entsandte. Status Quo und Perspektiven der

- Forschung. In: Schmalenbachs Zeitschrift für betriebswirtschaftliche Forschung, 53 (Mai), S. 246–271.
- Müller, Stephan und Katja Gelbrich (2001): Interkulturelle Kompetenz als neuartige Anforderung an Entsandte. Status Quo und Perspektiven der Forschung. In: Schmalenbachs Zeitschrift für betriebswirtschaftliche Forschung, 53 (Mai): S. 246–272.
- Müller, Wolfgang (1999): Stichwort: Hochkultur. In: Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Reimer, S. 176.
- Mundt, Hans Werner (2004): Entwicklungspolitik mit der Diaspora. In: E+Z (10) 2004; 45. Jg, S. 368–371. [http://www.inwent.org/E+Z/content/archiv-ger/10-2004/schwer\\_art2.html](http://www.inwent.org/E+Z/content/archiv-ger/10-2004/schwer_art2.html) (Aufruf 28.1. 2005).
- Nagengast, Carole (1994): Violence, Terror and the State. Annual Review of Anthropology 23: S. 109–136.
- Narayan, Deepa, Robert Chambers, Meera Kaul Shah, and Patti Petesch (2001b): Voices of the Poor: Crying Out for Change. New York: Published for the World Bank by Oxford University Press.
- Narayan, Deepa, with Raj Patel, Kai Schafft, Anne Rademacher and Sarah Koch-Schulte (2001a): Voices of the Poor: Can Anyone Hear Us? New York: Published for the World Bank by Oxford University Press.
- Nazarea, Virginia D (1999): Ethnoecology: Situated Knowledge/Located Lives. Tucson, Arizona: The University of Arizona Press.
- Nederveen Pieterse, Jan (1998): Der Melange-Effekt. Globalisierung im Plural. In: Beck, Ulrich (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 87–125.
- Nenguié, Pierre Kodjo (2004): Getting rich in the fight against poverty. In: Development and Cooperation 31 (1), S. 32–33.
- Netz-Forum. Haus der Kulturen der Welt (2000): Kulturaustausch via Internet. Chancen und Strategien. <http://www.hkw.de/forum/forum1/links/daal.html> (Aufruf: Okt. 2004).
- Neubert, Dieter (2004): Die Stimme der Zivilgesellschaft? Zur politischen Rolle von Nichtregierungsorganisationen. In: Afrika im Kontext. Weltbezüge in Geschichte und Gegenwart. 19. Internationale Tagung; Vereinigung von Afrikanisten in Deutschland e.V. 2.6.–5.6.2004 Universität Hannover; [www.vad-ev.de/2004/download/01tagung/020papers2004/Sektion\\_2/vad2004\\_Neubert.pdf](http://www.vad-ev.de/2004/download/01tagung/020papers2004/Sektion_2/vad2004_Neubert.pdf) (Aufruf: 2.1.2005).
- Neubert, Susanne (1999): Die soziale Wirkungsanalyse in arbeitsorientierten Projekten: Ein Beitrag zur Methodendiskussion in der Evaluationspraxis der Entwicklungszusammenarbeit. DIE Schriftenreihe, 116. Weltforum Verlag: Köln.
- [http://www.diegd.de/die\\_homepage.nsf/0/3c33a95e75a69a77c12569cb0055420a?OpenDocument](http://www.diegd.de/die_homepage.nsf/0/3c33a95e75a69a77c12569cb0055420a?OpenDocument) (Aufruf: Okt. 2004).
- Nicklas, Hans (1991): Kulturkonflikt und interkulturelles Lernen. In: Alexander Thomas (Hg.): Kulturstandards in der interkulturellen Begegnung. Saarbrücken etc, S. 125–140.
- Nuscheler, Franz (1995): Universalität und Unteilbarkeit der Menschenrechte? Zur Kakophonie des Wiener Wunschkonzerts. In: Österr. Ztschr. f. Pol. (ÖZP), 2, S. 199–210.
- Oberndörfer, Dieter (2001): Leitkultur und Berliner Republik. Die Hausordnung der multikulturellen Gesellschaft Deutschlands ist das Grundgesetz. Aus Politik und Zeitgeschichte B12/2001; [http://www.bpb.de/publikationen/KOL2JJ,0,0,Leitkultur\\_und\\_Berliner\\_Republik.html](http://www.bpb.de/publikationen/KOL2JJ,0,0,Leitkultur_und_Berliner_Republik.html) (Aufruf: Okt. 2004).
- Olivier de Sardan, Jean Pierre (1995): Anthropologie et développement. Essai en socioanthropologie du changement social. Paris: Karthala.
- Opielka, Michael (2003): Kunst und Kultur im Wohlfahrtsstaat. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. (B 12/2003). [http://www.bpb.de/publikationen/MERC3A,0,0,Kunst\\_und\\_Kultur\\_im\\_Wohlfahrtsstaat.html](http://www.bpb.de/publikationen/MERC3A,0,0,Kunst_und_Kultur_im_Wohlfahrtsstaat.html) (Aufruf: Dez. 2004).
- Orywal, Erwin und Hackstein, Katharina (1993): Ethnizität. Die Konstruktion ethnischer Wirklichkeiten, in: Schweizer, Thomas et al. (Hg.): Handbuch der Ethnologie, Berlin 1993, S. 593–609.
- Osterhaus, Juliane (1999): Gender und Projektmanagement: Ein Beitrag zum Qualitätsmanagement der GTZ. Eschborn: GTZ. [http://www.gtz.de/gender\\_project/downloads/projektmanagement.pdf](http://www.gtz.de/gender_project/downloads/projektmanagement.pdf) (Aufruf: Okt. 2004).
- Ostrom, Elinor (1999): Social Capital. A Fad or a Fundamental Concept? In: Dasgupta, Partha and Serageldin, Ismail (eds.): Social Capital: A Multifaceted Perspective. Washington, D.C.: The World Bank, pp. 172–214.
- Payer, Margarete (2003): Internationale Kommunikationskulturen. 12. Kulturelle Faktoren: Zeit, Pünktlichkeit, Verlässlichkeit. Fassung vom 14.04.2003; <http://www.payer.de/kommkulturen/kultur12.htm> (Aufruf: Dez. 2004).
- Peltzer, Roger (2004): Ein alter Zopf muss ab: Der Mythos der Armutsbekämpfung blockiert die notwendige Reform. In: Zeitschrift Entwicklungspolitik 20; [http://www.entwicklungspolitik.org/index\\_30941.htm](http://www.entwicklungspolitik.org/index_30941.htm) (Aufruf: Dez. 2004).
- Pfaff-Czarnecka, Joana (o.J.): Lokale Identitäten, Lokalismus und globale Horizonte. Repräsentationen dörflicher Solidargemeinschaften in Nepal-Himalaya. [http://www.unibielefeld.de/soz/iw/pdf/pfaff\\_lokal.pdf](http://www.unibielefeld.de/soz/iw/pdf/pfaff_lokal.pdf) (Aufruf: Nov 2004).
- Pfeffer, Georg (1999): Stichwort: Werte. In: Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Reimer, S. 408.



- Pfeffer, Georg (1999): Stichwort: Wertewandel. In: Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Reimer, S. 408.
- Polanyi, Karl (1944): *The Great Transformation*. New York.
- Pollock, David E., Ruth van Reken, Georg Pflüger (2003): *Third culture kids. Aufwachsen in mehreren Kulturen*. Marburg: Verlag der Francke Buchhandlung.
- Poortinga, Ype H. und Tina Girndt; 1993: Gibt es einen Nationalcharakter?: In: H. Süsmuth (Hg.), *Deutschlandbilder in Dänemark und England, in Frankreich und den Niederlanden*. Baden-Baden: Nomos, S. 124–140.
- Possett, Gerald (2003): Definitionsmacht. In: *Produktive Differenzen. Forum für Differenz- und Genderforschung*. Stand: 6.10.03. <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php?sp=26> (Aufruf: 3.1.2005).
- Pottier, Johan (2002): *Reimagining Rwanda. Conflict, Survival and Disinformation in the Late Twentieth Century*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Pretty, John et al. (1995): *A Trainer's Guide for Participatory Learning and Action*. London.
- Prisching, Manfred (1996): *Bilder des Wohlfahrtsstaates*. Marburg: Metropolis.; Kapitel 6: *Wirtschaftsstil und Wirtschaftskultur*. [www.wang.kunigraz.ac.at/~prischin/sbg06wirtschaftstil.doc](http://www.wang.kunigraz.ac.at/~prischin/sbg06wirtschaftstil.doc) (Aufruf: Dez. 2004).
- Putnam, R.D. (1995): *Bowling alone: America's declining social capital*, *Journal of Democracy* 6 (1): S. 65–78.
- Rademacher, Claudia (1999): Ein »Liebeslied für Bastarde«? In: Dies./Schroer, Markus/Wiechens, Peter (Hg.): *Spiel ohne Grenzen? Ambivalenzen der Globalisierung*. Opladen, S. 255–269.
- Rahnema, Majid (1993a): *Armut*. In: Wolfgang Sachs (Hg.): *Wie im Westen, so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*. Reinbek: Rowohlt, S. 16–46.
- Rahnema, Majid (1993b): *Partizipation*. In: Wolfgang Sachs (Hg.), *Wie im Westen, so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*. Reinbek: Rowohlt, S. 248–273.
- Randeria, Shalini (1999): *Geteilte Geschichte und verwobene Moderne*, in: *Sozialanthropologisches Arbeitspapier Nr. 83*, Berlin.
- Rao, Vijayendra und Michael Walton (Hg.): *Introduction: Culture and Public Action*. In: Rao, Vijayendra und Michael Walton: *Culture and Public Action*. Stanford: Stanford University Press 2004. <http://www.cultureandpublication.org/pdf/Overview%20Final%20Final.pdf> (Aufruf: Okt. 2004).
- Reckwitz, Andreas (2001): *Multikulturalismustheorien und der Kulturbegriff. Vom Homogenitätsmodell zum Modell kultureller Interferenzen*. *Berliner Journal für Soziologie* 2: S. 179–200.
- Reuter, Julia (2004): *Postkoloniales »Doing Culture«*. *Kultur als translokale Praxis*. Erscheint in: Reuter, Julia / Hörning, Karl H. (Hg.): *Doing Culture. Zum Begriff der Praxis in der gegenwärtigen soziologischen Theorie*. Bielefeld: Transcript. (Im Erscheinen).
- Richards, Greg (Hg.): *Cultural tourism in Europe*. Wallingford: CAB 1996.
- Rinderspacher, Jürgen P. (1985): *Gesellschaft ohne Zeit. Individuelle Zeitverwendung und soziale Organisation der Arbeit*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Ritzer, George (1995): *Die McDonaldisierung der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.
- Robertson, Roland (1998): *Glokalisierung: Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit*. In: Beck, Ulrich (Hg.): *Perspektiven der Weltgesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 192–221.
- Röbke, Thomas und Bernd Wagner (Hg.): *Jahrbuch für Kulturpolitik 2002/03: Interkultur*.
- Rokeach, Milton (1973): *The Nature of Human Values*, New York.
- Rösch, Olga (2004): *Neue Identität Polens*. In: Armin Triebel (Hg.): *Identitäten und interkulturelle Verständigung im Wirtschaftsleben*. SSIP Mitteilungen Sonderheft 2003. Berlin: SSIP, S. 56–62.
- Rosen, Robert (2000): *How Globally Literate Are You?* In: *Chief Executive*, April, S. 46–48.
- Rottenburg, Richard (2001): *Kultur der Entwicklungszusammenarbeit mit Afrika*. In: S. Wippel und I. Cornelissen (Hg.): *Entwicklungspolitische Perspektiven im Kontext wachsender Komplexität*. München etc: Weltforum Verlag, S. 349–378.
- Rottenburg, Richard (2003): *Weit hergeholt Fakten. Eine Parabel der Entwicklungshilfe*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Rudolph, Wolfgang (1983): *Ethnos und Kultur*. In: Fischer, Hans (Hg.): *Ethnologie. Eine Einführung*. Berlin: Reimer.
- Rünger, Mechthild (2005): *Wie viel Rechtspluralismus verträgt der demokratische Rechtsstaat? Eine entwicklungspolitische Positionierung zu Kernwerten, politischen Kompromissen und Kohärenz in pluralistischen Rechtssystemen*. In: Michael Schönhuth et al. (Hg.): *Recht und Entwicklung, Recht als Entwicklung*. Saarbrücken: Verlag für Entwicklungspolitik (im Erscheinen).
- Rüsen, Jörn (1988): *Einleitung. Für eine interkulturelle Kommunikation in der Geschichte*, in: Ders. et al. (Hg.): *Die Vielfalt der Kulturen. Erinnerung, Geschichte, Identität* 4, Frankfurt a. M.
- Sachs, Wolfgang (Hg.): *Wie im Westen, so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

- Taschenbuch Verlag 1993. (Orig.: »The Development Dictionary. A Guide to Knowledge As Power«, London: Zed Books, 1992).
- Said, Edgar W. (1978): Orientalism. London: Penguin.
- Schank, R. and R. Abelson, R. (1977): Scripts, Plans, Goals, and Understanding. An Inquiry into Human Knowledge Structure, Hillsdale.
- Schank, Roger C. (2002): Engines for Education. Goals of Cultural Literacy. Elektron. Dokument: <http://www.engines4ed.org/hyperbook/nodes/NODE-94-pg.html> (Aufruf: 10.1. 2005).
- Schärer, Dominique (2004): Schaden vermeiden. Kulturelles Verständnis in der Entwicklungszusammenarbeit. In: Zeitschrift Entwicklungspolitik 18/19, 2004, S. 52–53.
- Schaub, Horst und Karl G. Zenke (2004): Wörterbuch Pädagogik; <http://beat.doebe.li/bibliothek/w00119.html> (Aufruf: Okt. 2004).
- Schein, Edgar. H. (2000): Prozessberatung für die Organisation der Zukunft. Aufbau einer helfenden Beziehung. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Scherrer, Christian (1994): Ethno-Nationalismus als globales Phänomen. Zur Krise der Staaten in der Dritten Welt und der früheren UdSSR. Duisburg: Institut für Entwicklung und Frieden.
- Schetter, Conrad (2002): Das Zeitalter ethnischer Konflikte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 4, S. 473–481.
- Scheytt, Oliver (2003): Künste und kulturelle Bildung als Kraftfelder der Kulturpolitik. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. (B 12/2003). [http://www.bpb.de/publikationen/ZVTF0F0,0,Kuenste\\_und\\_kulturelle\\_Bildung\\_als\\_Kraftfelder\\_der\\_Kulturpolitik.html](http://www.bpb.de/publikationen/ZVTF0F0,0,Kuenste_und_kulturelle_Bildung_als_Kraftfelder_der_Kulturpolitik.html) (Aufruf: Dez. 2004).
- Schierle, Sonja (1999): Stichwort: Enkulturation. Neues Wörterbuch der Völkerkunde, S. 93–94.
- Schievenhöfel, Wulf (1999): Stichwort: Rasse. In: Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Reimer, S. 305.
- Schiffauer, Werner (1999): Verhandeltbare Diskursfelder. Beschwörungen eines Phantoms: die Angst vor kultureller Desintegration. In: Frankfurter Rundschau, 27.4.1999, Nr. 97, Forum Humanwissenschaften 18.
- Schlamelcher Ulrike (2003): Kultur und Management. Hampf, Mering.
- Schlee, Günter (1985): Interethnic clan identities among Cushitic-speaking pastoralists. Africa, 55 (1), S. 17–38.
- Schmalz-Jacobsen, Cornelia und Georg Hansen (Hg.): Kleines Lexikon der ethnischen Minderheiten in Deutschland. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 1997.
- Schmidt, Bettina (1999): Culture Audit. Ein Instrument für die Entwicklungszusammenarbeit. Entwicklungsethnologie 8(2): S. 85–96.
- Schmidt, Siegmund (2001): Ursachen ethnischer Konflikte in der Dritten Welt – einige Thesen. In: Günter Meyer & A. Thimm (Hg.): Ethische Konflikte in der Dritten Welt. Ursachen und Konsequenzen. Mainz: Arbeitskreis Dritte Welt, S. 11–38.
- Schmidt-Linsenhoff, Viktoria (2003): Graduiertenkolleg Identität und Differenz. Geschlechterkonstruktion und Interkulturalität (18.–21. Jahrhundert) Thema und Forschungsprogramm. Stand: 26.08.2003 (Kerstin Schankweiler). <http://www.uni-trier.de/~linsenho/info.htm> (Aufruf: 3.1.2005).
- Schmitt, Johannes (2001): Heimat und Globalisierung. In: Imprimatur 8 (2001). Onlineausgabe: <http://www.phil.unisb.de/projekte/imprimatur/2001/imp010708.html>. (Aufruf im Okt. 2004).
- Schnell, Ralf (Hg.): Metzler Lexikon Kultur der Gegenwart. Stuttgart 2000.
- Schönhuth, Michael (1998): Was ist des Menschen Recht? Ein ethnologischer Diskurs zum Universalitätsanspruch individueller Menschenrechte im globalen Dorf. In: Wolfgang Berg (Hg.): Globalisierung und Modernisierung. Kräfte und Gegenkräfte, Ängste und Perspektiven. SSIP texte 5. (auch als elektron. Dokument unter: <http://www.unitrier.de/uni/fb4/ethno/mensch.pdf>).
- Schönhuth, Michael (2001): Vergangenheit in der Gegenwart, Zukunft in der Vergangenheit – Vom kulturellen Umgang mit der Zeit. In: R. Baier und M. Wuketits (Hg.): Zeitauber. Reflexionen über die Zeit zur Jahrtausendwende, S. 71–92. Leicht verändert auch unter <http://www.uni-trier.de/uni/fb4/ethno/time.pdf>.
- Schönhuth, Michael (2003): Managing Diversity und die Rolle der Ethnologie. In: Hartmut Wächter, Günther Vedder, Meik Führung (Hg.): Personelle Vielfalt in Organisationen. München und Mering: Rainer Hampp Verlag, S. 173–190.
- Schönhuth, Michael (2004a): Heimat? Ethische Identität und Behauptungsstrategien einer entbetteten »Volksgruppe« im translokalen Raum. Transcript. Bielefeld. Im Erscheinen.
- Schönhuth, Michael (2004b): Beratungsvorhaben »Kulturelle Faktoren in Konzeption und Instrumentarium der deutschen EZ im Kontext der aktuellen Diskussion und »best practices« ausgewählter bilateraler Geber. Auftragsstudie für das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, BMZ, Bonn. Trier.
- Schönhuth, Michael (2004c): Qualitative Datenerhebungstechniken. Sitzung: 6. »Partizipative Erhebungsinstrumente«. Powerpointpräsentation. Unveröffentlicht.
- Schönhuth, Michael und Frank Bliss (2001): Ethische Leitlinien der Arbeitsgemeinschaft Entwick-

- lungsethologie (AGEE) e.V. Erläuterungen und Hinweise. Trierer Reihe Materialien zur Ethnologie, Nr. 2. Trier: Selbstverlag. (Leitlinien: <http://www.unitrier.de/uni/fb4/ethno/leitlinien.pdf>).
- Schönhuth, Michael und Uwe Kievelitz (1993): Partizipative Erhebungs- und Planungsmethoden in der Entwicklungszusammenarbeit: Rapid Rural Appraisal. Participatory Appraisal. Eine kommentierte Einführung. Schriftenreihe der GTZ, No. 233, Eschborn.
- Schubert/ Klein (2001): Das Politiklexikon, Bonn: J.H.W. Dietz.
- Schweizer, Thomas (1999): Stichwort: Netzwerk, soziales. In: Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Reimer, S. 270 f.
- SDC/DEZA (2003) Kultur ist kein Luxus. Kultur in Entwicklung und Zusammenarbeit. [http://www.deza.admin.ch/ressources/deza\\_product\\_d\\_676.PDF](http://www.deza.admin.ch/ressources/deza_product_d_676.PDF) (Aufruf: Okt. 2004).
- Sen, Amartya (2004): How Does Culture Matter? In: Rao, Vijayendra und Michael Walton (eds.): Culture and Public Action. Stanford: Stanford University Press, S. 37–58. <http://www.cultureandpublicaction.org/pdf/Sen.pdf>.
- Senge Peter et al. (1996): Das Fieldbook zur Fünften Disziplin. Stuttgart.
- Senghaas, Dieter (1982): Von Europa lernen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Senghaas, Dieter (1998): Zivilisierung wider Willen. Der Konflikt der Kulturen mit sich selbst. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Seppälä, Pekka und Arja Vainio-Mattila (2000): Navigating Culture. A road map to culture and development. Ministry for Foreign Affairs, Department for International Development Cooperation. Helsinki, Finland (2000). [www.global.finland.fi/julkaisu/taustat/nav\\_culture/index.html](http://www.global.finland.fi/julkaisu/taustat/nav_culture/index.html) (Aufruf: Dez. 2004).
- SIDA (2002): Perspectives on Poverty. October 2002. Stockholm: Sida.
- Sievers, Norbert und Bernd Wagner (1992): Bestandaufnahme Soziokultur. Beiträge, Analysen, Konzepte. Stuttgart, etc.
- Sillitoe, Paul (1998): The Development of Indigenous Knowledge. A New Applied Anthropology. Current Anthropology 39(1), S. 232–252.
- Simson, Uwe (1998): Kultur und Entwicklung. Studien zur kulturellen Dimension der nachholenden wirtschaftlichen Entwicklung und der Entwicklungspolitik. Zürich: Zürcher Arbeitspapiere zur Ethnologie, Vol. 10.
- Social Development Department 12 February 2004. Discussion Draft. [http://inweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/62ByDocName/SocialDevelopmentinWorldBankOperationsResultsandWayForward/\\$FILE/SDStrategyFinal+20604.pdf](http://inweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/62ByDocName/SocialDevelopmentinWorldBankOperationsResultsandWayForward/$FILE/SDStrategyFinal+20604.pdf)
- Sodeik, Eva (1999): Ungleiche Partner: Handlungsoptionen von lokalen Selbsthilfeorganisationen und Forstprojekten im Norden Benins. Weikersheim: Margraf Verlag.
- Soysal, Yasemin (2003): Kulturelle Standortbestimmung Europas. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. (B 12/2003). [http://www.bpb.de/publikationen/QDU2ND,0,0,Kulturelle\\_Standortbestimmung\\_Europas.html](http://www.bpb.de/publikationen/QDU2ND,0,0,Kulturelle_Standortbestimmung_Europas.html) (Aufruf: Dez. 2004).
- Spivak, Gayatri C. (1985): The Rani of Simur. In: Francis Barker et al (eds.): Europe and its Others. Vol. 1. Colchester: University of Sussex.
- Spivak, Gayatri C. (1996 [1985]): Subaltern studies. Deconstructing historiography. In: Donna Landry and Gerald MacLean (eds.): The Spivak reader. London: Routledge, S. 203–236.
- Spradley, J. P und M. Phillips (1972): Culture and stress. A quantitative Analysis. In: American Anthropologist 74, S. 518–529.
- Stagl, Justin (1999a): Stichwort: Kulturwandel. In: Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Reimer, S. 227.
- Stagl, Justin (1999b): Stichwort: Pattern. In: Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Reimer, S. 284.
- Stagl, Justin (1999c): Stichwort: Kulturrelativismus. In: Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Reimer, S. 226.
- Stiftung Mitarbeit 1998 (Hg.): Wege zur Zukunftsfähigkeit. Ein Methodenhandbuch, Bonn.
- Stöltzing, Erhard (2001): Neue regionale Identitäten und strategischer Essentialismus. Eine vergleichende Studie zu Potenzialen und Blockierungen multipler und interkultureller Identitätsbildung. [http://www.unipotsdam.de/u/allg\\_soziologie/projekt%20deutsch.htm](http://www.unipotsdam.de/u/allg_soziologie/projekt%20deutsch.htm) (Aufruf: Dez. 2004).
- Streck, Bernhard (2000): »Weltbild«. In: Ders. (Hg.): Neues Wörterbuch der Ethnologie. Wuppertal: Peter Hammer; Edition Trickster, S. 291–294.
- Stüdlein, Yvonne (1997): Management von Kulturunterschieden: Phasenkonzept für internationale strategische Allianzen. Wiesbaden: Gabler.
- Stüdlein, Yvonne (1997): Management von Kulturunterschieden: Phasenkonzept für internationale strategische Allianzen. Wiesbaden.
- Sucharewicz, C. I. (2004): Eine kritische Betrachtung der kulturellen Auswirkungen der Globalisierung. <http://www.weltpolitik.net/print/1751.html>. Aktualisiert: 7. July 2004. Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik e.V. (Aufruf: Okt. 2004).
- Sutter, Alex (2002): Im Kern enttäuschend. In: terra cognita 1/2002, S. 90–94. <http://www.terracognita.ch/1/sutter.pdf> (Oktober 2004).
- Tambiah, Stanley J. (1989): Ethnic conflict in the world today. American Ethnologist 16(2), S. 335–349.

- Taylor Cox, Jr. & Beale, Ruby (1997): *Developing Competency to Manage Diversity: Readings, Cases, and Activities*. Berrett-Koehler.
- Terkessidis, Mark (1997): *Psychologie des Rassismus*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Teves, Lurli B. (2000): The sociocultural dimension of people's participation in community-based development: the role of patron-client system in the Philippines. Witzzenhausen: Selbstverl. des Verbandes der Tropenlandwirte.
- Thiel, Rheinhold E. (2003): Editorial. In: *Entwicklung und Zusammenarbeit*, 44 (5).
- Thiem, Marion (1994): *Tourismus und kulturelle Identität: Die Bedeutung des Tourismus für die Kultur touristischer Ziel- und Quellgebiete*. Bern. <http://home.snafu.de/uli.voigt/index.htm> (Aufruf: Oktober 2004).
- Thiem, Marion (2001): *Tourismus und kulturelle Identität. Aus Politik und Zeitgeschichte (B 47 / 2001)*; [http://www.bpb.de/publikationen/EJTI3K,0,0,Tourismus\\_und\\_kulturelle\\_Identitaet.htm](http://www.bpb.de/publikationen/EJTI3K,0,0,Tourismus_und_kulturelle_Identitaet.htm) (Aufruf: 10.1.2005).
- Thomas, Alexander (1996): *Analyse der Handlungswirksamkeit von Kulturstandards*. In: Ders. (Hg.): *Psychologie interkulturellen Handelns*. 1996, S. 107–135.
- Thomas, Alexander (1999): *Kultur als Orientierungssystem und Kulturstandards als Bausteile*. In: Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien der Universität Osnabrück, IMIS Beiträge, Heft 10/99, 91–190.
- Thompson, Michael; Richard Ellis and Aaron Wildavsky (1990): *Cultural Theory*. Boulder: Westview Press.
- Tibi, Bassam (2001): *Leitkultur als Wertekonsens. Bilanz einer missglückten deutschen Debatte. Aus Politik und Zeitgeschichte B12/2001*; [http://www.bpb.de/publikationen/40QUIX,0,0,Leitkultur\\_als\\_Wertekonsens.html](http://www.bpb.de/publikationen/40QUIX,0,0,Leitkultur_als_Wertekonsens.html) (Aufruf: Okt. 2004).
- Tobler Linder, Verana (2002): *Zweierlei Kernkulturen im Einwanderungsland. Von der Erkenntnis der Unterschiede zur gezielten interkulturellen Integration*. In: *terra cognita* 1/2002, S. 84–88. <http://www.terracognita.ch/1/tobler.pdf> (Oktober 2004).
- Tomlinson, John (1999): *Globalization and Culture*. Chicago: University of Chicago Press.
- Törnquist, Olle (1999): *Politics and Development. A Critical Introduction*. London: Sage.
- Triebel, Armin (2004): *Identitäten und interkulturelle Verständigung im Wirtschaftsleben. Neun Thesen*. In: Ders. (Hg.): *Identitäten und interkulturelle Verständigung im Wirtschaftsleben. SSIP-Mitteilungen Sonderheft 2003*. Berlin: SSIP, S. 76–81.
- Ulijn, Jan et al. (2000): *Innovation, Corporate Strategy, and Cultural Context. What is the mission for International Business Communication? In: The Journal of Business Communication*, 37 (July), S. 293–317.
- Ulrich, Hans G. (2004): *Graduiertenkolleg Kulturhermeneutik*. <http://www.kulturhermeneutik.unierlangen.de/> (Aufruf: Dez. 2004).
- UNESCO (1998): *Intergovernmental Conference on Cultural Policies for Development. The Power of Culture*. [www.unesco.org/culture/laws/stockholm/html\\_eng/113935eo.pdf](http://www.unesco.org/culture/laws/stockholm/html_eng/113935eo.pdf) (Aufruf: Oktober 2004).
- UNESCO (2001): *Allgemeine Erklärung zur kulturellen Vielfalt*. In: UNESCO heute, Zeitschrift der deutschen UNESCO-Kommission, Ausgabe 12, 2002. [http://www.unesco.de/pdf/deklaration\\_kulturelle\\_vielfalt.pdf](http://www.unesco.de/pdf/deklaration_kulturelle_vielfalt.pdf) (Oktober 2004)
- UNESCO (2002): *Unesco heute: Zeitschrift der Deutschen UNESCO-Kommission*, Ausgabe 12, 2002.
- VENRO 2004 (Verband Entwicklungspolitik deutscher Nichtregierungsorganisationen e.V.): *Zivilgesellschaft und Entwicklung*. Juli 2004. Bonn: VENRO.
- Vester, Heinz Günter (1996): *Kollektive Identitäten und Mentalitäten*. Frankfurt: Iko-Verlag.
- Villareal, Marcella (2000): *Culture, agriculture and rural development: a view from FAO's Population Programme Service*. <http://www.fao.org/sd/wpdirect/wpre0132.htm> (Aufruf: Okt. 2004).
- Voigt, Uli (2003): *Alternativtourismus und kultureller Wandel in San Pedro La Laguna/Guatemala*. <http://home.snafu.de/uli.voigt/index.htm> (Aufruf: 10.1.2005).
- Wagner, Bernd (2002): *Kulturelle Globalisierung. Von Goethes »Weltliteratur« zu den weltweiten Teletubbies*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (B 12/2002)*. [http://www.bpb.de/publikationen/VWSULT,1,0,Kulturelle\\_Globalisierung.html](http://www.bpb.de/publikationen/VWSULT,1,0,Kulturelle_Globalisierung.html) (Aufruf: Okt. 2004). Westdeutscher Verlag.
- Wagner, Christoph (2000): *Amartya Sen (\*1933) Entwicklung als Freiheit – Demokratie gegen Hunger*. In *E+Z*, 4, S. 116–119. <http://www.inwent.org/E+Z/19972002/ez4007.htm> (Aufruf: Dez. 2004).
- Weber, Raymond (2002): *Jeder für sich und alle gemeinsam. Auswärtige Kulturpolitik in Europa*. In: *Zeitschrift für Kultur-Austausch*, 3, 2002. <http://www.ifa.de/europa-akp/strukturen/dweber.htm>. (Aufruf 15.3.2005).
- Weidel, Christiana (Hg.): *Jahrbuch des 3. Sektors 2002. The World of NGOs*. Wien 2002.
- Weiss, Dieter (2001): *Kultur und Entwicklung. Entwicklung ist, was geschieht, wenn Kreativität sich entfalten kann*. In: Reinold E. Thiel (Hg.): *Neue Ansätze zur Entwicklungstheorie. Deutsche Stiftung für internationale Entwicklung (DSE). Informationszentrum Entwicklungspolitik (IZEP)*.

- Bonn: DSE/IZEP 2. Aufl. 2001, S. 366–378. <http://www.inwent.org/imperia/md/content/bereich3intranet/304internetpublik/th10weiss.pdf> (Aufruf: Dez. 2004).
- Weiß, Ralph (2003): Alltagskultur. In: Hans-Otto Hügel (Hg.): Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, S. 23–32.
- Welsch, Wolfgang (2002): Netzdesign der Kulturen. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 1, 2001: Der Dialog mit dem Islam. Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. [http://www.ifa.de/zfk/themen/02\\_1\\_islam/dwelsch.htm](http://www.ifa.de/zfk/themen/02_1_islam/dwelsch.htm) (Aufruf: Nov 2004).
- WGIP (Working Group on Indigenous Populations) 1996: Working Paper by the Chairperson Rapporteur, Mrs. Ercalrene A. Daes, on the concept of 'indigenous people'. [http://www.unhchr.ch/Huridocda/Huridoca.nsf/\(Symbol\)/E.CN.4.Sub.2.AC.4.1996.2.En?Opendocument](http://www.unhchr.ch/Huridocda/Huridoca.nsf/(Symbol)/E.CN.4.Sub.2.AC.4.1996.2.En?Opendocument) (Aufruf: Okt. 2004).
- Wheelan, Susan A. (1994): Group processes. Boston: Allyn & Bacon.
- Wikipedia: <http://de.wikipedia.org>
- Wilk, Richard (1995): Learning to be Local in Belize. In: Daniel Miller (Hg.): Acknowledging Consumption. London.
- Wilkievicz-Zbigniew R. (2000): Die großen nationalen Mythen Polens. In: Bizeul, Yves (Hg.): Politische Mythen und Rituale in Deutschland, Frankreich und Polen. Berlin: Ordo Politicus, S. 59–72.
- Wilk, Richard (1995): Learning to Be Local in Belize: Global Systems of Common Difference. In: Daniel Miller (ed.) Worlds Apart: Modernity through the Prism of the Local. London: Routledge, S. 110–133.
- Wille, Christian (2003): Begriffsglossar. [http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossar\\_index.htm](http://www.christianwille.de/inhalte/ik/glossar_index.htm). Aufruf: Nov. 2004.
- Wimmer, Andreas (1995): Interethnische Konflikte. Ein Beitrag zur Integration aktueller Forschungsansätze. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 47(3): S. 464–559
- Wimmer, Andreas (1997): Die Pragmatik der kulturellen Produktion. Anmerkungen zur Ethnozentrismusproblematik aus ethnologischer Sicht. In: Brocker, Manfred und Heino Heinrich Nau (Hg.): Ethnozentrismus. Möglichkeiten und Grenzen des interkulturellen Dialogs. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1997, S. 120–140.
- Wimmer, Andreas und Conrad Schetter (2002): Ethnische Gewalt. In: Heitmeyer & Hagan (Hg.): Internationales Handbuch der Gewaltforschung. Wiesbaden, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Wolf, Eric R. (1996): Global Perspectives in Anthropology: Problems and Prospects. In: Lourdes Arizpe (ed.): The Cultural Dimensions of Global Change: An Anthropological Approach. Paris, S. 31–44.
- Wollenzien, Thomas (2004): HIPC und neue Strategien der Armutsbekämpfung. In: Entwicklungsethnologie (13) 1+2, S. 155–166.
- Wolters, Jürgen (1997): Der Erdgipfel und die indigenen Völker. Eigene Territorien – Voraussetzung zum kulturellen Überleben der amazonischen Waldvölker. Informationsdienst Wissenschaft und Frieden. Heft 1/97. <http://www.uni-muenster.de/PeaCon/wuf/wf97/9710211m.htm> (Oktober 2004).
- World Bank (1996): The World Bank Participation Source Book. Washington D.C.: World Bank.
- World Bank (1998): Social Development. 1.1. Culture in Sustainable Development: Key Concepts. <http://lnweb18.worldbank.org/essd/essd.nsf/9b1cf683a76b671852567cb0076a25e/ac221fb4d67369e1852567ed004d3777?OpenDocument> (Aufruf: Dezember 2003).
- World Bank (2000): World Development Report 2000/2001: Attacking Poverty. <http://www.worldbank.org/poverty/wdrpoverty/report/toc.pdf> (Aufruf: Okt. 2004).
- World Bank (2001): Cultural Properties in Policy and Practice. A Review of World Bank Experience. Report 23369 des Operations Evaluation Department. Washington
- World Bank (2003a): Glossary of Key Terms in Social Analysis. <http://lnweb18.worldbank.org/ESSD/sdvext.nsf/61ByDocName/ResourceonSocialAnalysisGlossaryofKeyTerms> (Aufruf: Okt. 2004).
- World Bank (2004): Social Development in World Bank Operations: Results and Way Forward
- Zimmermann, Uwe (2003): Partizipation. Dimensionen – Akteure – kulturelle Bühne. <http://www.gtz.de/participation/download/zimmermann2003.ppt> (Aufruf: Okt. 2004).
- Zülch, Martin (2004): McWorld oder Multikulti. Interkulturelle Kompetenz im Zeitalter der Globalisierung. In: Günther Vedder (Hg.): Diversity Management und Interkulturalität. Mering: Rainer Hampp, S. 3–78.

# Alphabetische Begriffsliste

## A

Access and Benefit Sharing  
 AGEE  
 Agency  
 Aids  
 Akkomodation  
 Akkomodationsfähigkeit  
 Akkulturation  
 Akkulturationsbereitschaft  
 Akzeptanz  
 Akzeptanzgrenzen  
 Alltagskultur / Alltagswelt  
 Alterität  
 Altruismus  
 Ambiguitätstoleranz  
 Apartheid  
 Arena  
 Armut  
 Armutsorientierung der EZ  
 Artefakt  
 Assimilation  
 Auftragsrahmen (AURA)  
 Aushandlungsraum  
 Autozentrierte Entwicklung

## B

Bedeutung, kulturelle  
 Bedeutungsgewebe  
 Berufskultur  
 Blindheit, kulturelle  
 BMZ / staatliche EZ & Kultur  
 Bounded Culture  
 Branding, global  
 Bühne, kulturelle

## C

Capacity Building  
 Capacity Development  
 Clash of Cultures  
 Contrast Culture  
 Critical Incidents  
 Cross-Cultural Studies  
 Crossover  
 Cultural appraisal  
 Cultural Lag  
 Cultural Literacy  
 Cultural Property  
 Cultural Significance  
 Cultural Studies  
 Cultural Web  
 Culture Assimilator

Culture bound versus  
 culture free

## D

Dependenz  
 Deutungsmuster, kulturelle  
 DEZA  
 Dialog auf Augenhöhe  
 Dialog, interkultureller  
 Dialog, interreligiöser  
 Dialogkompetenz  
 Diaspora  
 Differenz, kulturelle  
 Dimension, soziale  
 Diskurs  
 Dissenzbewusstsein  
 Divergenz- vs. Konvergenz  
 Diversitätskompetenz  
 Diversity  
 Dritte Welt  
 Dritter Sektor

## E

Eigenes  
 Eisbergmodell  
 Emisch vs. Etisch  
 Empathie  
 Empowerment  
 Enkulturation  
 Entwicklung  
 Entwicklung, autozentrierte  
 Entwicklung, soziale  
 Entwicklungsethnologie  
 Entwicklungsethnologie &  
 Kultur  
 Entwicklungsethnologie und  
 partizipative EZ  
 Entwicklungsfaktoren,  
 endogene  
 Entwicklungspartnerschaft  
 Entwicklungstheorien  
 Entwicklungszusammenarbeit  
 Essentialisierung  
 Essentialismus, kultureller  
 Essentialismus, strategischer  
 Ethik  
 Ethik in der Entwicklungs-  
 forschung  
 Ethik in der EZ  
 Ethnie / ethnische Gruppe  
 Ethnonationalismus

Ethnische Mobilisierung /  
 Abgrenzung

Ethnisierung,  
 Ethnizität, ethnische Identität  
 Ethnologie  
 Ethnologie der Globalisierung  
 Ethnonationalismus  
 Ethnopluralismus  
 Ethnopolitik  
 Ethnoscapes  
 Ethnozentrismus  
 Ethnozid  
 Europäische Union  
 Evaluierung  
 Evolution  
 Exil

## F

First Nations  
 Fluxus  
 Fortschritt  
 Freiheit, kulturelle  
 Fremdbild  
 Fremdheitskompetenz  
 Fünf-Kulturen-Spiel

## G

Gedächtnis, kulturelles  
 Gegenkultur  
 Gender  
 Genozid  
 Gewalt, kulturelle  
 Gleichberechtigungskonzept  
 Global Ethics  
 Global Governance  
 Globalisierung  
 Globalisierung, kulturelle  
 Globalkultur  
 Glokalisierung  
 Good Governance  
 Gruppe, kulturelle  
 GTZ

## H

Habitus  
 Handlungsfähigkeit  
 Heimat  
 Heterogenität  
 High context / low context-  
 culture  
 Hochkultur

Hofstede	Kultur als Interventionsfeld von EZ	Kulturverträglichkeit
Homogenisierungsszenario von Kultur	Kultur als Konstrukt	Kulturvölker
Humankapital	Kultur als potentielles Entwicklungshemmnis	Kulturwandel
Huntington	Kultur als Produktionsfaktor	Kulturwirtschaft
Hybridisierung	Kultur als Rahmenbedingung von EZ	Kulturwissen
<b>I</b>		Kunst
Identität	Kultur als Restkategorie	<b>L</b>
Identität, hybride	Kultur als System ideologischer Kontrolle	Lebensstil
Identität, kollektive	Kulturalisierung	Lebenswelt
Identität, kulturelle	Kulturalismus	Legitimität (soziokulturelle)
Identitätspolitik	Kulturarbeit	Leitkultur
Identity switching	Kulturaudit	Lernbereitschaft, interkulturelle
Indigene Völker oder indigene Menschen	Kulturaustausch	Lernen, Globales
Informed Consent	Kulturbegriff, eng	Lernen, Interkulturelles
Informeller Sektor	Kulturbegriff, weit	Lernen, transkulturelles
Institution (kulturelle)	Kulturdimensionen-Modell	Living Culture
Institutionenanalyse (Institutional Analysis)	Kulturebenen	Living Human Treasures
Integration	Kulturelle Rechte	Lokales Wissen
Interkultur	Kulturentwicklung	Lokalisierung
Interkulturalisten	Kulturerbe / kulturelles Erbe	<b>M</b>
Interkulturalität	Kulturerbe, immaterielles / (intangible heritage)	Macht
interkulturell	Kulturerfassungsansätze	Management, interkulturelles
Intoleranz	Kulturessentialismus	Marginalisierung
Invented Tradition	Kulturfelder	Marketing
<b>K</b>	Kulturgut	Master narrative
Kampf der Kulturen	Kulturimperialismus	McDonaldisierung
Kapital, kulturelles	Kulturindikatoren	McWorld-These
Kernkultur	Kulturindustrie	Mediation, interkulturelle
KfW (Kreditanstalt für Wiederaufbau)	Kulturkompetenz	Meistererzählung
Kommunikation, interkulturelle	Kulturkreis	Medien
Kommunikationsstil	Kulturlandschaft	Menschenrechte
Kompatibilität (soziokulturelle)	Kulturmaterialismus	Mentalität
Kompetenz, interkulturelle	Kulturmuster	Mentalitätsgeschichte
Konditionalisierung der EZ (die 5 Kriterien des BMZ)	Kulturnation	Migration
Konflikte	Kulturökonomie	Milieu, soziale
Konflikte, ethnische	Kulturoptimismus	Milleniums-Entwicklungsziele
Konflikte, ethnisierte	Kulturpessimismus	Minderheit
Kontakthypothese	Kulturpolitik	Minderheit, ethnische
Konvergenz, (kulturelle)	Kulturpolitik, (auswärtige)	Minimalgruppenparadigma
Kosmvision	Kulturpolitik, (auswärtige) in Deutschland	Missverständnisse, interkulturelle
Kreolisierung	Kulturraum	Modernisierung
Kreolsprachen	Kulturrelativismus	Mondiacult
Kugelmodell der Kulturen	Kulturschmelze	Multikulturalität
Kultur	Kulturschock	Multikulturelle Gesellschaft
Kultur als abgeschlossenes System (»shared culture«; »bounded culture«)	Kultursektor	Multisited ethnography
Kultur als Fluxus	Kultursensibilität	Mythos
	Kulturstandards	<b>N</b>
	Kulturtourismus	Nation
	Kulturtransfer	Nationalcharakter
		Nationalkultur

Naturvolk  
Netzwerk, soziales  
Nichtregierungsorganisa-  
tionen  
NROs, Kultur & Entwick-  
lung (BRD)  
Normalität

## O

Oberflächen/Tiefenstruktur  
Organisationskultur  
Orientierungen, kulturelle  
Othering

## P

Partizipation  
Partizipation in der EZ  
Partizipationskonzept  
Patronage  
Pattern  
Pluralismus, kultureller  
Politikdialog  
Politische Kultur  
Polyzentrismus  
Popularkultur  
Poverty Reduction Strategy  
Papers (PRSP)  
Prägungen, kulturelle  
Primordialismus  
Projektarena

## O

Queerkultur

## R

Rasse  
Rassismus  
Rassismus ohne Rassen  
Recht  
Rechte, intellektuelle  
Rechte, kulturelle  
Rechtspluralismus  
Referenzkultur, globale  
Repertoires, kulturelle  
Repräsentation (kollektive)  
Road Map to Culture  
Rollendistanz

## S

Schema  
Schnittstellenanalyse  
Selbst und Fremdehnisierung  
Selbstbild/Fremdbild  
Shared culture

Skript, kulturelles  
Social Analysis & Social  
(Impact) Assessment  
Sozialkapital  
Social Development  
Sozialindikatoren  
Sozialkapital  
Soziokulturelle Bedingungen  
Soziokulturelle Dimension  
Soziokulturelle Faktoren  
Soziokulturelle Heterogenität  
soziokulturelle Kurzanalysen  
soziokulturelle Schlüssel-  
faktoren (SKF)  
Soziokulturelles Rahmen-  
konzept  
Sozioökonomische Kurz-  
analysen (SÖK)  
Stakeholder  
Stamm  
Stereotype  
Stigmatisierung  
Stilforschung, kulturelle  
Streitkultur  
Subkultur  
Synkretismus

## T

Third Culture  
Toleranz  
Training, interkulturelles  
Transdifferenz/Transidentität  
Transkulturalität  
Translokale soziale Praxis  
Transnationaler sozialer  
Raum  
Transnationalisierung  
Tribalismus

## U

Überschneidungs-  
situationen, kulturelle  
UNESCO

## V

Verwaltungskultur  
Vielfalt, intrakulturelle  
Vielfalt, kulturelle /  
Social Diversity /  
Cultural Diversity  
Volk  
Völker, indigene  
Volksgemeinschaft  
Vorurteile

## W

Welt(kultur)erbe  
Weltanschauung  
Weltbank  
Weltbild  
Weltethos  
Weltgesellschaft  
Weltkultur  
Weltsystem  
Werte  
Werteorientierungen  
Wertewandel  
Werthaltungen  
Wir-Gruppe  
Wirtschaft  
Wirtschaftskultur  
Wirtschaftsstil  
Wissen, indigenes  
Wissen, traditionelles  
Writing Culture

## X

Xenophobie

## Z

Zeit  
Zielgruppenanalyse  
Zivilgesellschaft  
Zusammenarbeit,  
internationale